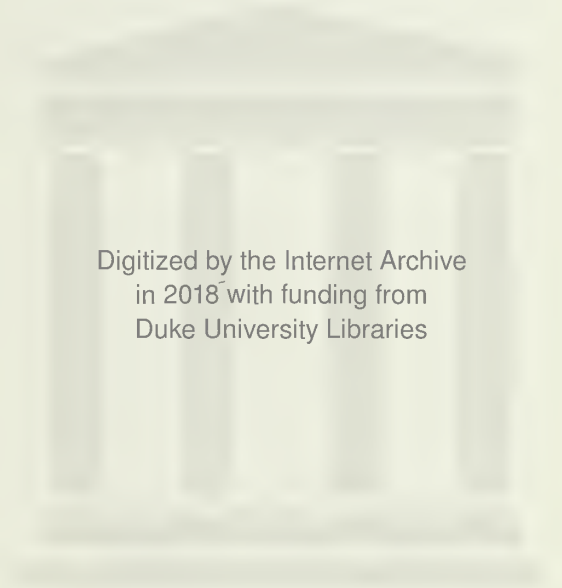
DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY


Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/ungeschminktewah01maro

Ungeschminkte Wahrheit

über das Liebesdrama

des **Kronprinzen Rudolf** und
der **Baronesse Mary Vetsera**

von

Stephan Maroszy

9. bis 13. Tausend

Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig 1920
Nürnberger Straße 57

Ungeschminkte Wahrheit

über das Liebesdrama
des Kronprinzen Rudolf und
der Baronesse Mary Vetsera

von

Stephan Maroszy

9. bis 13. Tausend

Leipziger Verlags-Comptoir Leipzig 1920

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

K 17 M

Vorwort.

Es ist eine alte Wahrheit, daß Hunger und Liebe die Welt regieren, und ein „Jenseits von Gut und Böse" kann es nur da geben, wo es weder Hunger noch Liebe gibt. Aber nicht der Hunger des Proletariers nach einem Stück Brot allein, jener Hunger, der stets vom großen „Kladderadatsch" faselt, schiebt den großen Gesellschaftswagen, Staat genannt, immer weiter; viel mehr Energie entfaltet der Hunger nach Macht, nach Brillanten, nach Rang und Ansehen. Die stolze Gräfin, die einige ihrer echten Brillanten durch falsche ersetzen muß, ist weit hungriger als der Handlanger, der sein Brot trocken essen muß, und der Offizier, der nicht mehr „standesgemäß" — Schulden machen kann und auch keine reiche Erbin findet, der stillt seinen Hunger mit — der Pistole.

Aber auch jene himmelhoch jauchzende stürmische Liebe, die errötend „ihren Spuren folgt", die da sagt, daß in der kleinsten Hütte Raum sei für ein glücklichliebend Paar, die bekümmert sich sehr wenig um die Regierung dieser Welt. Die Liebe dieser Art ist glücklich mit sich selbst, aber leider beglückt sie selten die Großen dieser Erde. Bei den meisten dieser herrscht statt Liebe Sinnlichkeit, und statt Geliebten führen „Weiber" das Zepter. Freilich darf der beschränkte Untertanenverstand nicht ahnen, wie die „Bestie im Menschen" da regiert, und dem Spießbürger sucht man es gar zu gerne klar zu machen, daß es eine höhere Moral sei, nach welcher Fürstenkinder handeln, als ob es eine höhere Moral gäbe, als die vernunftgemäße, gut bürgerliche.

Aber man schütte das Kind nicht mit dem Bade aus, und wenn ein Blitzstrahl aus der Menschheit Höhen uns einen Blick in Verhältnisse werfen läßt, und uns Dramen enthüllt, wie die Ereignisse von Mayerling, das Leben der Prinzessin Luise von Koburg oder das der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, Luise von Toskana, so denke man nur, daß Fürstenkinder auch Menschen sind mit allen Schwächen und Vorzügen, und daß sie

dem Menschlichen und allzu Menschlichen einen um so höheren Tribut zollen müssen, je höher sie stehen. Wilde Leidenschaften, soweit sie in den unteren Volksschichten wüten, verschwinden in der Gott sei Dank immer noch weit größeren Menge der Besonnenen, und die kurzen Polizeiberichte, die von diesem oder jenem Liebesdrama zu erzählen wissen, sind eben nur einzelne Blasen, die aus der stets bewegten Masse des Lebens emporsteigen. Ereignet sich aber ein Liebesdrama in der Nähe eines Thrones, dann rauscht es im ganzen Blätterwalde, erst „amtlich", dann lassen sich „Eingeweihte" sowie „gut unterrichtete Federn" vernehmen, worauf wieder „amtliche" Dementis folgen. Das amtliche Dementi wird von „verbürgter Seite" wieder dementiert, und schließlich kommen „Enthüllungen" in Broschürenform, woran sich wieder „Entgegnungen" reihen. Wer alles, was bei solchen Anlässen pro und contra geschrieben wird, gewissenhaft verfolgt, kann am Ende mit Faust ausrufen: „Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug, als wie zuvor!"

Die umfangreichste Legendenbildung zeitigte wohl das tragische Ende des Kronprinzen Rudolf

von Österreich. Diese Legendenbildung beschränkte sich nicht allein auf die Schlußkatastrophe, die sich in Mayerling abgespielt hat, sondern erstreckte sich auch auf das Leben und Treiben aller Nebenpersonen, deren Wirken überall anders dargestellt ist.

Daß man es doch in den höheren Regionen nicht begreifen will, daß der Klatsch, die Lüge, die Bosheit der Feinde, die Parteileidenschaft ihr Spiel dort am leichtesten haben, wo etwas zu verbergen gesucht wird, wo man Lügen erfindet, um die Wahrheit zu verdecken. Konnte die volle Aufdeckung der Wahrheit von Mayerling das Ansehen des österreichischen Kaiserhauses mehr schädigen als die unzähligen Dichtungen von „Eingeweihten"? Wie anders verhielt sich der sächsische Hof in der Angelegenheit der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, früheren Erzherzogin Luise von Toskana? Ein sächsisches Amtsblatt brachte zuerst die Nachricht, sie sei mit ihrem Geliebten, dem Sprachlehrer Giron nach der Schweiz gereist. In Österreich durfte der Name Vetsera von keiner Zeitung genannt werden, und als Todesursache des Kronprinzen wurde ein Herzschlag erfunden. Noch jetzt ist jede Druckschrift verpönt,

die sich mit dem Drama von Mayerling befaßt. Die in Österreich erschienenen Biographien des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen schweigen darüber vollständig.

Der Verdacht liegt sehr nahe, daß so manche der Akteure im Drama von Mayerling nachträglich versucht haben, ihre Mitwirkung frei von allen Flecken erscheinen zu lassen. und zu diesem Zwecke Federn kauften, die den Griffel Klios irreführen sollten. Wenigstens in bezug auf die Baronin Vetsera-Baltazzi scheint dies mehr als wahrscheinlich, denn ihr Charakterbild findet man in allen Schattierungen, von der elendesten Hetäre und Seelenverkäuferin an, die aus den Reizen ihrer Tochter Vorteile zieht, bis zur heiligsten Madonna, die in ihrem Kinde das Höchste verloren hat und durch diesen Verlust auf ewig unglücklich geworden ist. Die Reinheit, welche nach den Aufzeichnungen eines gewissen „Kronprinz-Rudolf-Forschers" diese orientalische Baronin umgibt, ist geradezu lächerlich und trägt hauptsächlich dazu bei, diese ganze „Forschung" in zweifelhaftem oder vielmehr unzweifelhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Nun, die Baronin erhielt ja für ihren Schmerz ein genügend

großes Goldpflaster aufgelegt, zur Kur im Ausland, daß sie wohl befähigt sein kann, „Dokumente" schreiben zu lassen, die ihre Reinheit dartun sollen.

Wir streben nicht nach der Ehre als „Kronprinz-Rudolf-Forscher" die erste Stelle einnehmen zu wollen, denn die Persönlichkeit dieses Kronprinzen war leider nicht derartig, daß sie einer wirklich tiefen und intimen Forschung bedürfte oder würdig wäre. Nicht die Katastrophe in Mayerling selbst ist es, welche das Interesse der ganzen Kulturwelt erweckte, denn es ist ziemlich gleichgültig, ob die Baronesse Vetsera sich vergiftet hat, oder ob sie erschossen wurde, und ebenso gleichgültig ist es, welchen Tod der Kronprinz erlitt. Der Effekt, daß das Paar gemeinsam starb, steht ja unabänderlich fest. Das eigentliche Interesse der Gesamtheit richtet sich bei diesem Liebesdrama auf die Verhältnisse am Wiener Hofe, die ein solches Ende des Thronfolgers herbeiführen konnten. Nicht die Todesnacht des Kronprinzen, sondern die Verhältnisse der vorhergegangenen Jahrzehnte, deren Ereignisse mit jener grauenvollen Nacht vom 30. Januar 1889 ihren Abschluß fanden, will man kennen lernen. Das Interesse daran ist um so

höher gestiegen, als nach dem Drama von Mayerling noch andere Habsburger — Leopold Wölfling, Luise von Koburg, Luise von Toskana — der chronique scandaleuse immer mehr Stoff boten und immer wieder daran erinnerten, daß die Habsburger doch aus anderem, schwerlich aber besserem Holze geschnitzt sein müssen, als andere Fürsten. Auch die Untat des Anarchisten Luccheni ließ die Blicke aller wieder zurückschweifen nach Mayerling. Immer abenteuerlicher wurden die Gerüchte über das Leben am Hofe der Habsburger, und die Phantasie gewisser „Kronprinz-Rudolf-Forscher" trug reiche Früchte.

Aber in all den Stürmen, die das habsburgische Kaiserhaus und die österreichischen Lande durchtobten, ragt stolz und unerschütterlich eine Säule empor, die allen Anschlägen der Hinterlist und allen Tücken des Schicksals unerschütterlich Trotz bietet. Aber wie lange wird diese Säule ihren Platz noch behaupten? Wie lange wird der allseitig verehrte Kaiser noch die widerstrebenden Elemente der österreichisch-ungarischen Monarchie mit fester Hand zusammenhalten? Mit Bangen sieht nicht nur der österreichische Patriot, sondern auch

jeder Freund Österreichs der Zukunft entgegen bei dem Gedanken, daß einst auch dieser Hort und Schirm des Reiches seine treuen Augen schließen wird und dann Nationalitätenstreit und Hofintrige uneingeschränkt walten und den Staat an den Rand des Abgrundes bringen werden. Diese Gedanken müssen jeden beim Anblick des greisen Herrschers erfüllen, denn seine Person allein ist es, die das österreichische Staatsschiff bisher vor dem Stranden bewahrte. Vergeblich schweift das Auge des Kundigen umher, um einen Mann zu suchen, der einst befähigt wäre, den jetzigen Schirmherrn Österreichs zu ersetzen. Spinnen wir diesen Gedanken aber nicht weiter aus, er ist trübe genug, der Ausblick wäre jedoch noch trüber gewesen, wenn einst Kronprinz Rudolf den Thron Österreichs bestiegen hätte, dem alle Eigenschaften fehlten, welche den Herrscher eines großen Reiches auszeichnen sollen.

Durch den Tod Rudolfs ist dem Neffen des Kaisers, dem Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich, die Anwartschaft auf den Thron der österreichisch-ungarischen Monarchie zugefallen. Er wurde am 18. Dezember 1863 in Graz geboren

als ältester Sohn des 1833 geborenen Erzherzogs Karl Ludwig (Bruder des Kaisers Franz Joseph) und seiner zweiten Gemahlin Marie Annunciata von Sizilien. Erzherzog Franz Ferdinand ist sehr reich, denn er erbte 1875 nach Erlöschen des Hauses Modena dessen großes Vermögen und den Titel Este. Im Jahre 1892 trat er eine Weltreise an, nach deren Beendigung er zum Kommandanten der 38. Infanteriebrigade in Budweis ernannt wurde. Er bekleidet dieses Amt seit 1894 und erfreut sich in militärischen Kreisen großer Beliebtheit. Das österreichische Volk aber scheint ihm als zukünftigem Herrscher wenig Vertrauen entgegenzubringen.

Wir bieten in den nachfolgenden Blättern nicht nur eine Beschreibung des Dramas in Mayerling, sondern wir bieten ein Lebensbild des Kronprinzen Rudolf, womit notwendigerweise auch ein Einblick in das Familienleben des österreichischen Kaiserhauses und in die Sitten des Wiener Hofes verknüpft ist. Jahrelange Forschungen gingen dieser Arbeit voraus, und daß wir mit unserer Darstellung erst jetzt kommen und nicht schon frühere Anlässe, wie z. B. die Ermordung der Kaiserin von Öster-

reich, benutzt haben, um diese Schrift auf den Markt zu bringen, möge ein Beweis dafür sein, daß nicht Sensationslust unsere Feder führte, sondern einzig und allein der Drang nach

Ungeschminkter Wahrheit.

Am 1. Juni 1911.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Erstes Kapitel.

Kaiser Franz Joseph 17

Zweites Kapitel.

Kaiserin Elisabeth. Die Vermählung 33

Drittes Kapitel.

Die kaiserliche Familie 40

Viertes Kapitel.

Kaiserin Elisabeth als Mutter 57

Fünftes Kapitel.

Rudolfs erste Erziehung 64

Sechstes Kapitel.

Rudolf als Jüngling 76

Siebentes Kapitel.

Rudolfs Neigungen bis zur Vermählung 90

Achtes Kapitel.

Rudolfs Ehe 112

Neuntes Kapitel.

Baltazzi-Vetsera 128

Zehntes Kapitel.

Gräfin Larisch-Wallersee 141

Elftes Kapitel. Seite
Rudolf und Mary Vetsera 154

Zwölftes Kapitel.
Weitere Entwicklung des Verhältnisses 168

Dreizehntes Kapitel.
Die Folgen des Verhältnisses 178

Vierzehntes Kapitel.
Das Schreiben an den Papst 191

Fünfzehntes Kapitel.
Trennungsversuche 204

Sechzehntes Kapitel.
Das Verschwinden Marys 215

Siebzehntes Kapitel.
Das Drama in Mayerling 225

Achtzehntes Kapitel.
Das Ende mit Schrecken 240

Neunzehntes Kapitel.
Verwischung der Spuren 252

Zwanzigstes Kapitel.
Die Leiche Marys und die „Denkschrift" 260

Einundzwanzigstes Kapitel.
Rudolfs Nachlaß 273

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Nachklänge und Betrachtungen 285

Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Der offizielle Schluß 303

In Österreich verboten gewesen!

Habsburgische Mesalliancen und Liebesaffären

von

Graf Ketöfy

11.—13. Tausend.

Preis 6 Mark.

Enthält ausführliche Schilderungen der Liebes- und Herzensgeschichten folgender Personen des österreichischen Kaiserhauses:

Reichsverweser Johann und Anna Plochl.
Johann Orth und Ludmilla Stubel.
Kronprinz Rudolf und Mary Vetsera.
Kronprinzessin Stephanie und Graf Lonyay.
Erzherzog Franz Ferdinand und Gräfin Chotek.
Marie Louise und Graf Neipperg.
Prinzessin Elisabeth und Baron Seefried.
Erzherzog Heinrich und die Schauspielerin Hoffmann.

Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig.

Hochinteressant zu lesen!

Kaiser Franz Joseph

der Edle und Gerechte

als Mensch, Dulder und Held

von

Stephan Maroszy

Preis 6 Mark

Inhalts-Verzeichnis

Vorwort / Von der Geburt bis zur Thronbesteigung
Die ersten Regierungsjahre / Die Eheschließung
Die Flitterwochen / Das Kaiserpaar auf Reisen
Die Geburt eines Thronfolgers / Der italienische
Krieg / Friedensarbeit / Die Kriege 1864 und 1866
Die Krönung in Ungarn / Die Familie Baltazzi
Palästina-Reise / Kaiser Maximilian / Der Deutsch-
Französ. Krieg / Weitere Fortschritte / Kronprinz
Rudolf / Die Katastrophe von Mayerling
Elisabeths Tod

Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig
Nürnberger Straße 57

Erstes Kapitel.

Kaiser Franz Joseph.

Am 2. Dezember 1848 wurden im fürsterzbischöflichen Palais zu Olmütz in Gegenwart der versammelten kaiserlichen Familie die nachstehenden zwei Urkunden durch den Minister Schwarzenberg verlesen und unterzeichnet:

„Wir Ferdinand I., von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen ꝛc. ꝛc.

Als Wir nach dem Hintritte Unseres Herrn Vaters, weiland Kaiser Franz des Ersten, in gesetzlicher Erbfolge den Thron bestiegen, flehten Wir, durchdrungen von der Heiligkeit und dem Ernst Unserer Pflichten, vor allem Gott um seinen Beistand an.

Das Recht zu schützen, ward der Wahlspruch, das Glück der Völker Österreichs zu fördern, das Ziel Unserer Regierung.

Die Liebe und Dankbarkeit Unserer Völker belohnten reichlich die Mühen und Sorgen der

Regierung, und selbst in den jüngsten Tagen, als es verbrecherischen Umtrieben gelungen war, in einem Teile Unserer Reiche die gesetzliche Ordnung zu stören und den Bürgerkrieg zu entzünden, verharrte doch die unermeßliche Mehrheit Unserer Völker in der dem Monarchen schuldigen Treue; Beweise, die inmitten harter Prüfung Unserem betrübten Herzen wohl taten, sind Uns aus allen Teilen des Reichs zuteil geworden.

Allein der Drang der Ereignisse, das unverkennbare und unabweisliche Bedürfnis nach einer großen und umfassenden Umgestaltung Unserer Staatsformen, welchem wir im Monat März dieses Jahres entgegenzukommen und die Bahn zu brechen beflissen waren, haben in Uns die Überzeugung festgestellt, daß es jüngerer Kräfte bedürfe, um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zuzuführen.

Wir sind daher nach reiflicher Überlegung und durchdrungen von der gebieterischen Notwendigkeit dieses Schrittes zu der Entscheidung gelangt, hiermit feierlichst

dem österreichischen Kaiserthrone zu entsagen.

Unser durchlauchtigster Herr Bruder und rechtmäßiger Nachfolger in der Regierung, Erzherzog Franz Karl, der Uns stets treu zur Seite gestanden und Unsere Bemühungen geteilt, hat sich er-

klärt, hiermit durch gemeinschaftliche Unterfertigung gegenwärtigen Manifestes, daß auch er, und zwar zugunsten seines nach ihm auf den Thron berufenen Sohnes, des durchlauchtigsten Herren Erzherzogs Franz Joseph, auf die österreichische Kaiserkrone Verzicht leiste.

Indem Wir alle Staatsdiener ihrer Eide entbinden, weisen Wir sie an den neuen Regenten, gegen welchen sie ihre beschworenen Berufspflichten fortan getreulich zu erfüllen haben.

Unserer tapferen Armee sagen Wir dankend „Lebewohl". Eingedenk der Heiligkeit ihrer Eide ein Bollwerk gegen auswärtige Feinde und Verräter im Inneren, war sie stets und nie mehr als in neuester Zeit eine feste Stütze Unseres Thrones, ein Vorbild der Treue, Standhaftigkeit und Todesverachtung, ein Hort der bedrängten Monarchie, der Stolz und die Zierde des gemeinsamen Vaterlandes.

Mit gleicher Liebe und Hingebung wird sie sich auch um ihren neuen Kaiser scharen.

Indem Wir endlich die Völker des Reiches ihrer Pflicht gegen Uns entbinden und alle hierher gehörigen Pflichten und Rechte hiermit feierlichst und im Angesichte der Welt auf Unseren geliebten Herren Neffen als Unseren rechtmäßigen Nachfolger übertragen, empfehlen Wir diese Völker der Gnade und dem besonderen Schutz Gottes. Möge der

Allmächtige ihnen den inneren Frieden wieder verleihen, die Verirrten wieder zur Pflicht, die Betörten wieder zur Erkenntnis zurückführen, die versiegten Quellen der Wohlfahrt neuerdings eröffnen und seine Segnungen über Unsere Lande im vollen Maße ergießen, möge Er aber auch Unserem Nachfolger Kaiser Franz Joseph den Ersten erleuchten, kräftigen, damit er seinen hohen Beruf erfülle, zur eigenen Ehre, zum Ruhme Unseres Hauses, zum Heile der Ihm anvertrauten Völker.

Gegeben in Unserer königlichen Hauptstadt Olmütz den zweiten Dezember im ein Tausend acht hundert und acht und vierzigsten, Unserer Reiche dem vierzehnten Jahre.

Ferdinand.

Franz Karl (L. S.). Schwarzenberg."

„Wir, Franz Joseph der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich ꝛc. ꝛc.

Durch die Thronentsagung Unseres erhabenen Oheims, Kaisers und Königs Ferdinand des Ersten, in Ungarn und Böhmen, dieses Namens des Fünften, und die Verzichtleistung Unseres durchlauchtigsten Herrn Vaters Erzherzog Franz Karl auf die Thronfolge kraft der pragmatischen Sanktion berufen, die Krone Unseres Reiches auf Unser Haupt zu setzen:

verkünden Wir hiermit feierlichst allen

Völkern der Monarchie Unsere Thronbesteigung unter dem Namen Franz Joseph der Erste.

Das Bedürfnis und den hohen Wert freier und zeitgemäßer Institutionen aus eigener Überzeugung erkennend, betreten Wir mit Zuversicht die Bahn, welche Uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesamt-Monarchie führen soll.

Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen, in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft, ein unerschütterlicher Bau in den Stürmen der Zeit, ein geräumiges Wohnhaus für die Stämme verschiedener Zungen, welche unter dem Zepter Unserer Väter ein brüderliches Band seit Jahrhunderten umfangen hält.

Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt und die Gesamt-Monarchie ungeschmälert zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen, rechnen Wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnis mit den Völkern gelingen werde, alle Lande und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.

Schwere Prüfungen sind über Uns verhängt,

Ruhe und Ordnung in mehreren Gegenden des Reiches gestört worden. In einem Teile der Monarchie entbrennt noch heute der Bürgerkrieg. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um die Achtung vor dem Gesetze allenthalben wieder herzustellen. Die Bezwingung des Aufstandes und die Rückkehr des inneren Friedens sind die ersten Bedingungen für ein glückliches Gedeihen des großen Verfassungswerkes.

Wir zählen hierbei mit Zuversicht auf die verständige und aufrichtige Mitwirkung aller Völker durch ihre Vertreter.

Wir zählen auf den gesunden Sinn der stets getreuen Landbewohner, welche durch die neuesten gesetzlichen Bestimmungen über die Lösung des Untertan-Verbandes in den Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte getreten sind.

Wir zählen auf Unsere getreuen Staatsdiener.

Von Unserer glorreichen Armee versehen Wir Uns der allbewährten Tapferkeit, Treue und Ausdauer. Sie wird Uns wie Unseren Vorfahren ein Pfeiler des Thrones, dem Vaterlande und den freien Institutionen ein unerschütterliches Bollwerk sein.

Jede Gelegenheit, das Verdienst, welches keinen Unterschied des Standes kennt, zu belohnen, wird Uns willkommen sein.

Völker Österreichs! Wir nehmen Besitz von

dem Throne unserer Väter in einer ernsten Zeit. Groß sind die Pflichten, groß die Verantwortlichkeit, welche die Vorsehung Uns auferlegt. Gottes Schutz wird Uns begleiten.

So gegeben in Unserer königlichen Hauptstadt Olmütz den zweiten Dezember im Jahre des Heiles ein Tausend acht hundert acht und vierzig.

Franz Joseph (L. S.). Schwarzenberg."

So gelangte der am 18. August 1830 geborene Franz Joseph I., ältester Sohn von Franz Karl von Österreich und der Prinzessin Sophie von Bayern im Alter von 18 Jahren auf den österreichischen Thron. Es waren schwere Aufgaben, die seiner harrten, denn die Wogen des Jahres 1848 erforderten einen starken Arm. Er überwand glücklich alle Schwierigkeiten, doch glaubt der Geschichtschreiber wohl die Frage aufwerfen zu dürfen, ob dies sein Verdienst war, oder mehr das Verdienst seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie. Diese hatte es verstanden, sich am Hofe alle Macht und allen politischen Einfluß zu erhalten, und es muß ihrer Staatskunst auch Gerechtigkeit widerfahren. Franz Joseph war zu jung und zu unerfahren, und hatte vor seiner Mutter zu viel Respekt, als daß er es gewagt hätte, anders zu handeln als sie wollte. So begann am Wiener Hofe das berüchtigte Unterrock-Regiment, das dem

Kaiser in den ersten Regierungsjahren allerdings günstig war, dem er es aber zu danken hatte, daß kein reines Familienglück bei ihm einkehren wollte. Wäre er auch in der ersten Regierungszeit ohne den Beistand seiner Mutter weniger glücklich gewesen, so hätte er dies doch wettmachen können durch Abwendung des unheilvollen Einflusses, den die Erzherzogin Sophie später stets ausübte.

Wir müssen über die ersten Jahre der Regierung Franz Josephs rasch hinwegeilen, um jene Periode zu erreichen, die der eigentliche Gegenstand unserer Darstellung ist. Es kam die Zeit, da Franz Joseph heiraten mußte, und so ungern es seine Mutter sah, daß nunmehr eine Frau in die Wiener Burg einziehen sollte, die ihren Einfluß vielleicht brechen könnte, die Erzherzogin mußte sich fügen. Der Charakter der Erzherzogin ließ voraussehen, daß die zukünftige Kaiserin neben ihr einen schweren Stand haben werde.

Aber wenn schon des Kaisers Mutter eine Kaiserin in die Wiener Burg einziehen lassen mußte, wenigstens sollte es eine Prinzessin aus ihrem Geschlechte sein. Sie duldete keine andere Heiratskombination, und Franz Joseph fügte sich als folgsamer Sohn.

Die Habsburger und die Wittelsbacher, beide zu den ältesten Herrscherfamilien Europas zählend, sind der römisch-katholischen Kirche stets treu ge-

blieben, und zwischen ihnen wurden sehr oft eheliche Verbindungen geschlossen. Franz Joseph mußte nach dem Willen seiner Mutter auch jetzt wieder an den bayrischen Hof ziehen, um sich dort eine Braut zu holen. Nach dem Willen der Erzherzogin Sophie sollte der Kaiser ihrer Schwester Tochter Helene heiraten; wenigstens hatte Sophie dies im Briefwechsel mit ihrer Schwester, der Erzherzogin Ludovica festgelegt.

Damit sich die jungen Leute kennen lernten, reiste der Kaiser mit seiner Mutter im Sommer 1853 nach Ischl, wo sich der Herzog Max Joseph mit seiner Gemahlin Ludovica und seinen Töchtern aufhielt. Über die Art und Weise, wie die Verlobung zu Ischl zustande kam, gibt es mehrere Darstellungen, und Klara Tschudi hält die nachstehende Schilderung, die von mehreren Zeitgenossen übereinstimmend gemacht wird, für die wahrscheinlichste.

Am 16. August 1853 kam der Kaiser nach Ischl, um seine Eltern zu besuchen und mit Max Josephs Familie zusammenzutreffen.

Während der Reisewagen auf der staubigen Landstraße dahinrollte, stieß sein Adjutant plötzlich einen Ruf der Bewunderung aus.

„Sehen Sie, dort, Majestät!“ brach er aus.

Franz Joseph zog sein Fernglas hervor; er erblickte im Fluge ein wunderbar schönes Kind,

das auf einer nahegelegenen Wiese mit einer Herde Ziegen spielte.

Im nächsten Augenblicke bog der Wagen um eine Ecke, und man näherte sich der Stadt.

Eine Stunde später, als der Kaiser bei seiner Mutter saß, stürzte ein junges Mädchen unangemeldet in den Salon, einen Strauß wilder Rosen in der Hand. Sie trug ein kurzes weißes Kleid; eine Fülle seidenweichen kastanienbraunen Haares fiel in reichen Wellen über ihre noch unentwickelte Gestalt. Es war dieselbe junge Schönheit, die er vom Wagen aus gesehen hatte.

Sie sah ihn zum ersten Male, erkannte ihn aber nach den Bildern, die sie von ihm gesehen hatte, sofort. Ohne sich im mindesten verwirren zu lassen, trat sie auf ihn zu und sagte treuherzig:

„Grüß Gott, Vetter!"

„Wer sind Sie?" fragte der Kaiser, der fast fürchtete, die herrliche Erscheinung wieder verschwinden zu sehen.

„Ich bin Elisabeth!"

Der warme Blick aus ihren ausdrucksvollen blauen Augen eroberte sein Herz im Augenblicke.

Einige Stunden später stellte man ihm die Prinzessin Helene vor. Hübsch war sie nicht; aber sie sah intelligent und vornehm aus. Hätte Franz Joseph Elisabeth nicht gesehen gehabt, so würde

wahrscheinlich ihre Schwester Kaiserin geworden sein.

Am folgenden Tage sollte der Kaiser bei seiner Tante und seinem Onkel zu Mittag speisen. Als er die Wohnung des Herzogs in einem Hotel in Ischl betrat, hörte er hinter einer halb offenen Tür zwei Frauen sprechen.

„Ich bitte Sie, Prinzessin," sagte die eine, „gehen Sie nicht aus! Sie wissen, daß man es Ihnen verboten hat."

„Gerade deshalb habe ich Lust, es zu tun," antwortete die andere Stimme, die er kannte; sie war mädchenhaft und sehr weich.

Im nächsten Augenblick stand Elisabeth vor ihm, errötend und ein Lächeln auf den Lippen.

„Warum dürfen Sie nicht ausgehen?" fragte der Kaiser.

„Weil ich das Kind in der Familie bin und es bleiben soll, bis meine ältere Schwester verheiratet ist," antwortete sie. „Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich heute nachmittag eingesperrt bleiben soll; und ich habe ganz allein essen müssen."

„Prinzessin, was denken Sie nur?" rief die Erzieherin, die, rot vor Zorn, zum Vorschein kam. „Verzeihen Sie, Majestät," fuhr sie fort, indem sie sich an den Kaiser wandte; „aber ich habe strenge Befehle erhalten!"

Ohne ihre Worte zu beachten, bot Franz Joseph dem jungen Mädchen seinen Arm.

„Lassen Sie uns miteinander hinabgehen," sagte er.

„Nein, das darf ich nicht," erwiderte die Prinzessin erschreckt; „Papa würde rasend werden!"

„Kommen Sie zurück!" rief die Erzieherin, die dieses augenblickliche Schwanken ihres Zöglings benutzte, sie nach dem Nebenzimmer zu ziehen, dessen Tür sie verschloß, nachdem sie sich vor dem Kaiser bis zur Erde verneigt hatte.

Nach Tisch sagte dieser zu Herzog Max:

„Ich möchte mir von meinem liebenswürdigen Wirte eine Gunst erbitten. Ist es nicht auch in Bayern Sitte, daß die Kinder nach Tische herab in die Stube kommen? — Ich wünsche sehr, die nähere Bekanntschaft Ihrer zweitältesten Tochter zu machen, von der ich heute vormittag bei meiner Mutter einen Schimmer zu sehen bekam."

Alle blickten ihn an, und es entstand einen Augenblick Schweigen.

„Ihrer Majestät Wunsch soll erfüllt werden," sagte der Herzog.

Die Herzogin Ludovica fühlte in diesem Augenblicke ihre ehrgeizigen Hoffnungen für Helene zu Boden sinken.

Gleich darauf trat Elisabeth errötend und augenscheinlich erschreckt in den Saal.

Franz Joseph hatte im allgemeinen keine besonders hohe Meinung von den Frauen. Jung wie er war, hatte er doch schon seine Erfahrungen gemacht. Aber nachdem er dieses reine, unschuldige Kind gesehen hatte, ging eine plötzliche Veränderung mit ihm vor. Über den politischen Wolken, die seine ersten Regierungsjahre verdunkelt hatten, schlug die Liebe wie ein Blitz in sein Herz nieder.

An demselben Abend gab die Erzherzogin Sophie einen Ball, auf dem ihre beiden Nichten zugegen waren. Der Hof, welcher ahnte, daß sich bedeutungsvolle Begebenheiten vorbereiteten, beobachtete die Schwestern aus Bayern mit Neugier.

Die Mutter des Kaisers zeichnete die Prinzessin Helene auffallend aus; der Sohn beschäftigte sich mit seinen beiden Cousinen.

Als er während des Kotillons Elisabeth einen prächtigen Strauß Rosen überreichte, stieg die Spannung. Man merkte, daß die Mutter Helene zur Schwiegertochter wünschte, und daß der Kaiser Elisabeth bevorzugte; aber man war im Zweifel darüber, wie weit sich die Mutter vor dem Sohne beugen oder der Sohn der Mutter nachgeben würde.

Franz Josephs Wahl war indes schon getroffen. Nach dem Schlusse des Balles erklärte

er, daß keine andere als Elisabeth sein Weib werden sollte.

Die Überraschung der Erzherzogin Sophie war grenzenlos. Aber obwohl sie ihren ursprünglichen Plan vernichtet sah, hatte sie sofort beschlossen, der Neigung ihres Sohnes kein Hindernis in den Weg zu legen. Sie hatte sich eine Nichte zur Schwiegertochter gewünscht, weil sie hoffte, sie beherrschen zu können, wie sie den jungen Kaiser beherrschte. Wenn es ein noch nicht entwickeltes, kaum sechzehnjähriges Kind aus ihrer Familie war, das die Krone empfing, statt der zwanzigjährigen und intelligenten Schwester, so zweifelte sie nicht, daß sie um so leichter die Macht über sie würde behalten können.

Um neun Uhr am folgenden Morgen sah man den kaiserlichen Wagen vor der Wohnung Herzog Max Josephs halten. Franz Joseph entstieg ihm und eilte die Treppen hinauf und fragte die Kammerfrau:

„Ist Sissi da?"

„Ja Majestät! Sie kleidet sich an."

„Es ist gut; — ich will zu ihren Eltern gehen."

Er bat um eine Unterredung unter sechs Augen mit dem Herzoge und der Herzogin; und jetzt hielt er formell um Prinzessin Elisabeths Hand an.

Das war eine Beleidigung gegen Helene, in die sich weder Max noch Ludovica leicht finden

konnten. Aber der Freier beharrte bei seiner Frage. Wenn er die nicht bekommen könne, die er liebe, — sagte er —, dann wolle er überhaupt nicht heiraten.

Die Eltern sahen sich genötigt, nachzugeben.

Der Kaiser wünschte, daß sie Elisabeth noch an demselben Tage in Kenntnis setzten; aber sie sollten keineswegs irgendwelchen Druck auf sie ausüben, um ihre Einwilligung zu erlangen.

Ihre Mutter rief sie herbei. Ihrem Äußeren nach war sie noch ein halbes, von Seele und Herzen ein ganzes Kind. In der größten Bewunderung schlug sie die Hände zusammen und rief aus:

„Das ist unmöglich! Ich bin ja nur ein Kind!"

Ihr Herz war noch nicht erwacht; aber in ihre Träume hatte die Liebe ihren Einzug gehalten. Franz Josephs rasches Freien sagte ihrer entschlossenen Freiluftnatur zu. Sie fühlte sich von seinem Wesen angenehm berührt, und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, gab sie freudestrahlend das Versprechen, sein Weib zu werden.

Am Morgen des 24. August brachte die „Wiener Zeitung" die nachfolgende Bekanntmachung: „Se. k. k. Apostolische Majestät unser allergnädigster Herr und Kaiser, Franz Joseph I., haben während Allerhöchst Ihres Aufenthaltes zu Ischl Ihre Hand der durchlauchtigsten Prinzessin

Elisabeth Amalie Eugenie, Herzogin in Bayern, Tochter Ihrer königlichen Hoheiten des Herzogs Maximilian Joseph und der Herzogin Ludovica, geborenen königlichen Prinzessin von Bayern, nach eingeholter Zustimmung Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, sowie der durchlauchtigsten Eltern der Prinzessin-Braut anverlobt. Der Segen des Allmächtigen möge auf diesem für das Allerhöchste Kaiserhaus und das Kaiserreich beglückenden, freudenvollen Ereignisse ruhen."

Als die Verlobung bekannt geworden war, kamen aus den umliegenden Ortschaften täglich Scharen von Menschen nach Ischl, um die Braut des Kaisers zu sehen, deren Schönheit von allen bewundert und besungen wurde. Überall erklang es:

Rose aus Bayerland
Lieblich und traut
Nun grüßt dich ganz Öst'reich
Als hehre Braut.

Elisabeth war aber noch ganz Kind und konnte diese Huldigungen kaum begreifen. Man mußte sie förmlich zwingen hervorzutreten und sich den Österreichern zu zeigen, die ihre zukünftige Kaiserin sehen wollten.

Zweites Kapitel.

Kaiserin Elisabeth. Die Vermählung.

Auf Schloß Possenhofen erblickte Elisabeth Amalie Eugenie am 24. Dezember des Jahres 1837, als die zweitälteste Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern und der Herzogin Ludovica, Prinzessin Wilhelmine von Bayern das Licht der Welt. Der Herzog lebte nicht in glänzenden Verhältnissen, und da er ein großer Naturfreund war, so sahen es die Eltern mit doppelter Freude, daß die kleine Prinzessin Elisabeth schon frühzeitig große Neigung für die Natur und deren Vorgänge an den Tag legte. Diese Neigung entsprach nicht nur dem Sinne der Eltern, sondern die Naturschwärmerei kostete auch weniger als ein anderes Vergnügen. Standesgemäßes Auftreten nicht nur für seine Person, sondern auch für seine älteren Kinder nahmen die Mittel des Herzogs derart in Anspruch, daß für Elisabeth nicht viel übrig blieb. In gewissem Sinne war dies ein Glück für sie, denn sie konnte eine kostbare Freiheit und Ungebundenheit genießen, die ihr gewiß nicht zu teil geworden wäre, wenn ihr Vater nur für

sie allein zu sorgen gehabt oder über ein glänzendes Vermögen verfügt hätte. Freilich wäre ihr dann auch eine andere geistige Erziehung zu teil geworden, die sie dann später als Kaiserin befähigt hätte, ihren Platz würdiger auszufüllen, als es in Wirklichkeit geschehen ist. So aber streifte sie ganze Tage hindurch teils zu Fuß, teils auf dem Rücken ihres innigstgeliebten Ponys „Punch" in den Bergen und Tälern der herrlichen Umgebung von Possenhofen umher. Sie sah oft nichts weniger als einer Prinzessin gleich, so zerrissen war ihre Kleidung von den Dornenhecken, die sie durchschlüpft hatte, und so deutliche Spuren zeigte ihr Äußeres von den Brom- und Heidelbeeren, die sie bei ihren Streifereien so gerne pflückte und verzehrte. Ihr reiches schönes Haar umgab dann aufgelöst gleich einem Mantel die kleine zierliche Gestalt, die in den Armen riesige Sträuße von Feld- und Wiesenblumen trug. Oft wurde sie auch von ihren Geschwistern begleitet, besonders von ihrem Lieblingsbruder Karl Theodor, der sich in späteren Jahren so hohen Ruhm als Augenarzt erwarb und schon in seiner Jugend bemüht war, Kenntnisse in der Heilkunde zu sammeln, die er dann den leidenden Bauern in der Umgegend von Possenhofen zugute kommen ließ.

Karl Theodor war es auch, der seine Schwester in die Hütten der Armen einführte und ihren

Hang zur Wohltätigkeit entwickelte, der in ihren späteren Jahren eine fast krankhafte Steigerung erfuhr. An den langen Winterabenden beschäftigte sie sich damit, für arme Kinder Kleidungsstücke zu nähen und Spielzeug zurecht zu machen, und der Jubel der von ihr beschenkten Kinder bot ihr die reinste Freude. Sobald aber der Schnee den Strahlen der ersten Frühlingssonne wich, eilte sie wieder hinaus den geliebten Bergen zu. Die Natur ging ihr über alles, und lange Zeit hindurch kehrte Elisabeth auch als Kaiserin jedesmal nach Possenhofen zurück, um im Glücke ihrer Jugendjahre, die sie stets in Erinnerung behielt, zu schwelgen.

Am 20. April 1854 trat Elisabeth, von ihren Eltern und beiden ältesten Geschwistern begleitet, die Brautfahrt nach Wien an. Das Dampfschiff „Stadt Regensburg" brachte die herzogliche Familie auf der Donau von Straubing nach Linz, wo Franz Joseph seine Braut empfing. Am 22. April traf das Brautpaar in der Residenz ein, wo es mit großem Jubel empfangen wurde. In Linz hatte die ganze Hochzeitsgesellschaft den bis dorthin benutzten Dampfer verlassen, und die Reise nach Wien erfolgte mit dem festlich geschmückten Dampfer „Franz Joseph".

Am 23. April nachmittags 4 Uhr hielt die Kaiserbraut ihren feierlichen Einzug über die Elisa-

beth-Brücke in Wien. Der Schmuck, die Pracht, der Glanz der Stadt, all dies ließ sich nicht vergleichen mit dem wahrhaft unermeßlichen Jubel, mit welchem das Ereignis gefeiert wurde.

Am 24. April in den Abendstunden erglänzte die Augustinerkirche zu Wien im hellsten Scheine; ein Lichtmeer durchwogte die Räume, wo sich Abgeordnete aus allen Teilen des Reichs zusammengefunden hatten, um Zeugen der Trauung zu sein. Die kirchliche Zeremonie wurde durch den Fürsterzbischof von Wien, Ritter v. Rauscher, in Gegenwart des ganzen Hofes vollzogen.

Die Festlichkeiten Wiens zur Feier der kaiserlichen Vermählung waren mit der Trauung aber noch nicht zu Ende. Eine volle Woche währte das Fest des Jubels, der am 29. April mit einem Volksfeste im Prater und am 30. April mit einem glänzenden Balle in der Wiener Reitschule und im Redoutensaale schloß.

Zur Erinnerung an die Feier der kaiserlichen Vermählung wurde eine große Medaille geprägt, welche auf der Aversseite die Brustbilder der beiden Majestäten mit der Inschrift:

FRANCISCUS JOSEPHUS I. D. G. AVSTRIAE IMPERATOR ET ELISABETH MAXIMILIANI IN BAVARIA DVG. FILIA.

auf der Reversseite den Akt der Vermählung zeigt.

Ein Augenzeuge äußerte sich über die Vermählungsfeierlichkeiten folgendermaßen: „Unvergeßlich werden mir Zeit meines Lebens jene Apriltage bleiben. Die Greise waren wieder jung, die Betrübten wieder fröhlich geworden. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Arme seiner Sorgen; jeder wollte die sehen, die der Kaiser zur Gefährtin seines Lebens erkoren, und jeder es ihr sagen in seiner Weise, wie er sie nun als eine Angehörige der großen Familie ansehe und verehre, als deren Glied sich jeder Österreicher fühlt und fühlen soll. Gott allein weiß es, wieviel Freudentränen damals geflossen, wieviel heiße Gebete zum Himmel gedrungen sind; aber soviel ist gewiß, daß kein Palast und keine Hütte im ganzen Reiche war, in deren Räumen man den Ehrentag unseres geliebten Kaisers nicht mitgefeiert hätte."

Die österreichische Volkshymne, das sogenannte „Kaiserlied", erhielt zu Ehren Elisabeths eine fünfte Strophe, welche lautete:

An des Kaisers Seite waltet,
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unsre holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf sie der Himmel aus:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

Dem österreichisch-patriotischen Geiste entsprechend, verlieh der vaterländische Dichter J. N. Vogel der allgemeinen Stimmung in folgenden poetisch empfundenen Versen treffenden Ausdruck:

Ein Königskind in die Fremde zieht,
Geführt von innerem Drang,
Dem hängt eine Träne am Augenlid,
Dem ist so bang, so bang!

Es seufzt, vernimmt es gleich kein Ohr,
Es seufzt, das Herz so schwer:
„Mein Heimatland, das ich verlor,
Dich seh ich niemals mehr."

O Königskind, erbange nicht,
Wie fremd auch Flur und Strand,
Wo dich die Lieb' wie hier umflicht,
Da ist dein Heimatland!

Kaum waren die Festlichkeiten in Wien vorüber, begab sich das Kaiserpaar nach Mähren und Böhmen. Brünn und Prag entwickelten eine nie gesehene Pracht. Deputationen legten ihre Loyalitätsbezeugungen an den Stufen des Thrones nieder und begeisterten sich am Anblick des glücklichen Kaiserpaares.

Nur flüchtig berührten wir die bisherigen Ereignisse, die sich mehr um allgemein bekannte Äuße-

rungen drehen. Aber nun beginnt ein neues Leben am österreichischen Kaiserhof, und die Atmosphäre, unter deren Pesthauch der noch ungeborene Thronfolger erliegen sollte, bereitet sich schon vor. Welch ein Unterschied zwischen dem Jubel loyaler Untertanen, die in der Hofburg nur eitel Glück und Freude sehen und dem Widerstreit der Charaktere, der in Verbindung mit traurigen Ränken kein Glück in der kaiserlichen Familie aufkommen läßt.

So dankbar der Kaiser, der in so jungen Jahren zur Herrschaft gelangte, seiner Mutter sein konnte, die in der ersten Zeit die Zügel der Regierung mit starker Hand führte, so unheilvoll ist der Einfluß der Erzherzogin Sophie auf das Familienleben des Kaisers gewesen, deren erste Sorge immer war, Alleinherrscherin am Wiener Hofe zu bleiben und die deshalb auch die Kaiserin nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete. Des Kaisers Mutter tat alles, um der Kaiserin gegenüber den bösen Ruf aufrecht zu erhalten, in dem die Schwiegermütter im allgemeinen stehen.

Drittes Kapitel.

Die kaiserliche Familie.

Hatte Franz Joseph eine glückliche Wahl getroffen?

Wenn körperliche Reize, Reinheit des Herzens und große Illusionen von dem Range einer Kaiserin Bürgschaften des ehelichen Glücks wären, so hätte der Kaiser zweifellos glücklich sein müssen, denn alles das brachte Elisabeth im reichsten Maße in die Ehe mit. Aber es ist nicht leicht, Kaiserin zu sein, wenn man so wenig darauf vorbereitet war wie die junge Wittelsbacherin, die nicht einmal wußte, was die Ehe ist, als sie dem Kaiser die Hand reichte. Dazu kam noch, daß nicht der Kaiser Herrscher des Reiches war, sondern seine Mutter. Wir haben bereits im ersten Kapitel gesehen, daß Erzherzogin Sophie zur Wahl des Kaisers ihre Zustimmung gab, weil sie annahm, eine so junge und durchaus unerfahrene Kaiserin leichter unter ihr Joch beugen zu können, als eine

für die zukünftige Würde mehr vorbereitete Braut. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hätte der Kaiser allerdings keine bessere Wahl treffen können, denn sie blieb auch unter den neuen Verhältnissen der Pol, um den sich alles drehen mußte. Sophie bestimmte die Politik, die Hofetikette, das Familienleben des Kaisers, die Erziehung der kaiserlichen Kinder, und wo alles sich ihrem Willen beugte, wie durfte es da „das einfältige Ding" (so wurde die junge Kaiserin von der Erzherzogin Sophie genannt) wagen, diesem allmächtigen Willen Widerstand zu leisten.

Tschudi schildert anschaulich die ersten Verstöße, welche sich die junge Kaiserin zuschulden kommen ließ. Nichts lag ihren Wünschen ursprünglich ferner, als in einsamer Majestät auf dem Throne zu sitzen, nur von einigen auserwählten, hochstehenden Familien umgeben. Sie sehnte sich danach, unter das Volk hinauszutreten und ihre Untertanen und ihre Lande kennenzulernen.

Im Anfange ihrer Ehe sah man sie sehr häufig auf den Straßen Wiens. Wenn sie durch die Hauptstadt fuhr, strömte das Volk augenblicklich um sie zusammen. Man drängte sich dicht an sie heran, und schob und stieß einander, sprang beinahe auf ihren Wagen hinauf, kämpfte unter Spaß und Lachen, um sie nur aus möglichst großer Nähe zu sehen zu bekommen.

Ohne ihre Absicht vorher jemandem mitzuteilen, und nur von einer einzigen Hofdame begleitet, ging sie eines Tages durch die Stadt spazieren. Auf einem der verkehrsreichsten Plätze trat sie in einen Laden, in dessen Fenster sie einen Gegenstand erblickt hatte, der sie interessierte.

Es war keine angenehme Überraschung für sie, daß sie, als sie sich wieder entfernen wollte, Hunderte von Menschen Kopf an Kopf vor dem Laden stehen sah. Nur mit Hilfe der Polizei und nach großer Mühe glückte es ihr, Platz zu schaffen.

Dieser Spaziergang erregte bei Hofe das größte Mißfallen.

„Ihre Majestät glaubt offenbar, sie befinde sich noch in den bayerischen Bergen! Sie vergißt, daß sie Kaiserin von Österreich ist, und was sie der Stellung ihres Gatten schuldet," flüsterte man um sie her.

Über den Ausfall dieses ersten Versuches, sich unter das Volk zu mischen, erschreckt, vermied sie es von nun ab soweit als möglich, sich an verkehrsreichen Orten zu zeigen; sie beschränkte ihre Spaziergänge auf die abgesperrten Teile des Schloßgartens und auf die Parkanlagen von Schönbrunn.

Aber daß sie sich ganz zurückzog, war auch nicht nach dem Geschmack des Hofes. Dieselben Menschen, die sie erst getadelt hatten, weil sie

auf der Straße spazieren ging, tadelten sie jetzt, weil sie es nicht tat.

„Die Kaiserin vergißt, was ihre Stellung fordert, und daß es ihre Pflicht ist, sich so oft wie möglich vor dem Volke zu zeigen," hieß es jetzt.

Die unfreundlichen Urteile, welche die junge Kaiserin trafen, was sie auch tun mochte, bewirkten nur, daß sie sich immer mehr in sich selbst zurückzog. Die übelgesinnten Höflinge richteten einen Schaden an, der niemals wieder gut zu machen war. Denn als die Kaiserin älter, reifer und selbständiger wurde, hatte sie die Lust verloren, sich in der Hauptstadt zu zeigen.

In ihrem Charakter schlummerten vererbte Neigungen, ein zurückgezogenes Zuschauerleben zu führen. Aber nachdem sie die Einsamkeit einmal lieben gelernt hatte, wurde sie ihr zu lieb, als daß sie sie hätte wieder aufgeben wollen.

Auch besaß Elisabeth nicht die Gabe, sich beliebt zu machen. Sie zeigte einen Stolz, den man ihr um so weniger verzieh, als sie ja doch nur eines kleinen, unbedeutenden Herzogs Tochter war. Leider hinderte dieser Stolz sie auch, sich ihrem Gemahl anzuvertrauen, ihm die Kränkungen zu erzählen, unter denen sie zu leiden hatte. Er liebte sie zärtlich, und er würde gewiß Mittel und Wege gesucht und gefunden haben, sie, wenn es sein mußte, auch gegen seine eigene Mutter zu

schützen. Allein sie schwieg, sie duldete still, sie machte nie auch nur den mindesten Versuch, ihren Gegnern anders, als mit Verachtung, welche diese noch mehr erbittern mußte, entgegenzutreten. Das war freilich nicht der richtige Weg, ihren Leiden ein Ende zu machen!

Es kam noch eins dazu, ein Punkt, der nur mit äußerster Delikatesse berührt werden kann. Kaiser Franz Joseph war eben erst in die Blüte seiner Jahre getreten, jugendkräftig, leidenschaftlich; von einer solchen Leidenschaft fand sich bei Elisabeth keine Spur. Es wäre vielleicht für das Wohl des jungen Paares viel besser gewesen, wenn es sich erst einige Jahre später kennengelernt hätte. So aber war Elisabeth noch ein halbes Kind, und wenn sie auch den Verpflichtungen, welche ihre Ehe auferlegte, sich nicht entzog, so kam sie denselben doch nur mit einem Widerwillen, mit einem Gefühl verletzter Zartheit nach, die nicht dazu angetan waren, ihren jungen, feurigen Gemahl zu entzücken.

Ist eine solche Disposition, aus welcher man freilich der Eignerin ebensowenig einen Vorwurf machen kann, wie etwa aus irgendeinem intellektuellen Fehler, schon unter gewöhnlichen Umständen nicht geeignet, das Glück des Ehelebens zu fördern, so wird die Gefahr einer Störung desselben um so größer, je mehr Gelegenheit sich dem Gatten

bietet, außerhalb des heimischen Herdes Ersatz zu suchen und zu finden. Wo aber könnte diese Gelegenheit in reicherem Maße geboten sein, als in Wien, Paris höchstens ausgenommen! Wer fände sie in reicherem Maße, als ein junger, durch körperliche Schönheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit ausgezeichneter Monarch!

Am Wiener Hof tauchte damals eine Gräfin L. auf. Sie war entschieden eine Schönheit, wenn auch in einem demjenigen Elisabeths ganz entgegengesetzten Genre. Sie war hoch gewachsen, von üppigen Formen, frischem Teint, aus ihren Augen strahlte eine verzehrende Sinnlichkeit. Sie wußte mit vollendetem Geschmack Toiletten zu wählen, welche ihre körperlichen Reize im vollsten Maße zur Geltung brachten. Wenn sie auch in keiner Weise hervorragend geistig begabt war, so verstand sie doch die Kunst der Konversation, eines Plauderns über alle möglichen Dinge, bei dem man aber hübsch auf der Oberfläche bleiben muß, beileibe nicht in die Tiefe dringen darf, denn das könnte ja geistige Anstrengung erfordern! Auch hierin war sie Elisabeth ganz unähnlich, die es stets liebte, den Sachen auf den Grund zu gehen, das, was sie interessierte, geistig zu durchdringen.

War es nun Liebe zur Abwechslung oder was sonst, der junge Monarch näherte sich, als er auf

einem Hofball Komtesse L. erblickt hatte, ihr in einer Weise, die eine unzweideutige Bevorzugung in sich schloß, und als die Erzherzogin Sophie dies bemerkte, protegierte sie die junge Gräfin derart, daß es dem Kaiser leicht fiel, mit jener zusammenzutreffen.

Die Wiener Gesellschaft ist bekannt dafür, daß sie von keiner anderen an Exklusivität übertroffen wird. Allein es ist ebenso bekannt, daß dies sie nicht hindert, sich zu amüsieren, sehr gut zu amüsieren sogar, in jeder erlaubten Weise sich zu amüsieren — und manchmal auch in einer unerlaubten! Man drückt gegenüber denen, die einmal in die österreichische Aristokratie Zutritt erlangt haben, leichter ein Auge zu, als anderswo!

Auch Erzherzogin Sophie hatte sich diesem Einfluß des Geistes der Umgebung, in der sie lebte, nicht zu entziehen vermocht, so wenig man ihr sonst etwa Frivolität zum Vorwurf machen konnte. Im Gegenteil, sie war sogar streng religiös. Allein das Wohl des Staates, das sie nun einmal in ihren Händen am besten aufgehoben glaubte, ging ihr über alles, und damit dieses nicht gefährdet werde, drückte sie ein Auge, vielleicht auch alle beide, zu, als die Beziehungen zwischen dem jungen Kaiser und seiner schönen Untertanin dem Vernehmen nach eine immer wärmere Färbung annahmen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Beziehungen des Kaisers zur Komtesse L. durch den Hofklatsch über Gebühr aufgebauscht wurden und daß die Beziehungen sich vielleicht nur auf harmlose Galanterien beschränkten. Jedenfalls wurde das Verhältnis der Kaiserin in einer Form hinterbracht, die es nichts weniger als harmlos erscheinen ließ. Elisabeth war um so mehr betroffen, als sie den Kaiser schon längst im Verdacht hatte, daß seine Treue nicht ganz unwandelbar sei. Sie hatte aber diesen Verdacht stets zurückgedrängt, da sie es für unwürdig hielt, eifersüchtig sein zu müssen. Jetzt aber, wo ihr das durch den Hofklatsch aufgebauschte Verhältnis mit pikanten Einzelheiten in der höhnischsten Art mitgeteilt wurde, glaubte sie an seiner Untreue nicht mehr zweifeln zu können.

Es folgte nun eine Periode der Entfremdung zwischen den beiden Ehegatten, die bis an ihr Lebensende nie ganz überwunden wurde. Wir wollen ja keine Biographie der Kaiserin Elisabeth schreiben, und sind deshalb nicht in der Lage, alle die zahlreichen Episoden wiederzugeben, welche das traurige Verhältnis illustrieren. Wir wollen nur in großen Zügen darlegen, wie die Kluft zwischen Kaiser und Kaiserin immer größer wurde und selbst in ihren letzten Lebensjahren Elisabeth während der kurzen Zeiträume, die sie in der

Wiener Burg weilte, niemals mit, sondern als ein anscheinend überflüssiges Anhängsel neben dem Kaiser lebte.

Die Notwendigkeit, dem Reiche einen Thronerben zu schenken, wurde ihr so oft und deutlich vorgehalten, daß sie sich ganz betreten fühlte. Sie soll eines Tages ihr Herz ihrer Mutter geöffnet und diese gefragt haben:

„Glaubst du, daß Franz Napoleons Beispiel folgen und unsere Ehe trennen lassen wird, wenn ich keinen Sohn bekomme?"

„Über solche Dinge darfst du nicht grübeln, mein Kind. Du weißt, daß Franz dich innig liebt," lautete die Antwort. Die kluge Mutter soll hinzugefügt haben: „Es gibt zweierlei Frauen: solche, die alles erreichen, was sie wünschen, und solche, die nichts von dem erlangen, was sie gern haben möchten. Du scheinst zu den letzteren zu gehören. Du besitzest von Natur ausgezeichnete Gaben, und du hast einen edlen Charakter. Aber es fehlt dir eine Eigenschaft: du vermagst dich nicht auf den Standpunkt deiner Umgebung herabzulassen, und du bist nicht imstande, dich den Forderungen der Verhältnisse anzupassen. Du gehörst einer anderen Zeit an als der unsrigen, der Zeit, wo es noch Heilige und Märtyrer gab. Ziehe die Blicke der Welt nicht dadurch auf dich, daß du allzusehr eine Heilige bist; aber laß dir dein Herz

auch nicht dadurch brechen, daß du dir einbildest, Märtyrerin zu sein."

Diesen vernünftigen Rat ihrer Mutter hat Elisabeth aber niemals befolgt, sie spielte immer die Heilige oder die Märtyrerin und hatte für ihre ganze Umgebung nur Verachtung. Ferner steckte in ihr eine krankhafte Oppositionslust, die sich insbesondere darin äußerte, daß sie alles das liebte, was der Wiener Hof und die Wiener haßten, und alles verabscheute, was ihrer Umgebung lieb und wert war. So z. B. pflegte sie hauptsächlich einen Haß gegen alles, was sich Deutsch nannte. Sie, die einem deutschen Sproß entstammte und Kaiserin an einem damals rein deutschen Hofe war, begegnete ihren Stammesgenossen mit Verachtung und wurde glühende Verehrerin der Magyaren, deren Sprache sie mit großem Eifer lernte, und worin sie eine solche Meisterschaft erreichte, daß sie formvollendete ungarische Gedichte schuf. Am liebsten weilte sie in ihrem ungarischen Jagdschloß Gödöllö, von wo aus sie, nur von einer Hofdame begleitet, weite Ritte in die Pußta hinein unternahm. Mit Zigeunern und Pferdehirten hat sie weit mehr Verkehr gehalten, als mit der ganzen Hofgesellschaft, und oft blieb sie tagelang in der Pußta.

Elisabeth war bekannt als die kühnste Reiterin Europas. Ebenso wie sie sich für die ungarischen

Pferdehirten und Zigeuner mehr ihrer Pferde wegen interessierte, schloß sie sich auch Zirkusreiterinnen an, was natürlich viel Anstoß erregte. Es hieß, sie würde die erste Kunstreiterin der Welt und die ausgezeichnetste Lehrerin der Reitkunst geworden sein, wenn sie nicht Kaiserin gewesen wäre. Die unlenkbarsten Tiere leitete sie mit erstaunlicher Sicherheit, und selbst die bösartigsten Pferde verstand sie sich zu unterwerfen. Auf ihren Ritten kannte sie kein Hindernis, und ohne Zögern setzte sie überall hinüber, wo sonst unerschrockene Reiter Halt machten.

Eine gewisse psychologische Begründung für die Leidenschaft der Kaiserin gibt Klara Tschudi. „Elisabeth fühlte sich außerordentlich wohl, wenn sie zu Pferde durch die österreichischen Wälder oder durch die ungarischen Ebenen dahinsprengte. Aber sie ritt auch, um Mißstimmungen niederzukämpfen, die die Macht über sie zu gewinnen drohten.

Sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits hatte sie Verwandte gehabt, deren Lebensweg diese dem Abgrunde des Wahnsinns immer näher gebracht hatte. Und verschiedene Mitglieder ihrer Familie standen auf der furchtbaren Grenze zwischen der Dämmerung der fixen Ideen und der Nacht der Geisteskrankheit.

Im Verlaufe der Jahre spürte sie deutlicher

und deutlicher, daß ihre nervöse Natur mehrere Symptome der Familienkrankheit zeigte. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens den Keim jener Kränklichkeit des Geistes in sich fühlte, die mehreren Mitgliedern des bayrischen Königshauses eigentümlich zu sein scheint.

Sie suchte körperliche Anstrengungen auf, um die finsteren Gedanken zu verjagen.

Sie ritt meilenweit Galopp im dämmernden Morgen oder in sternenheller Nacht; sie ritt hinweg von Menschen und Verhältnissen, die sie quälten und ermüdeten.

Halbe Tage konnte sie zu Pferde sitzen; wie ein Sturmwind sauste sie an den friedlichen Landbewohnern vorüber, die stehenblieben und ihr nachblickten.

Diese Ritte linderten ihre Angst und beruhigten ihre aufgeregten Nerven. Sturm oder Regen, Wärme oder Kälte hatten für sie nichts zu sagen. Manchmal saß sie durchnäßt im Sattel; aber es schadete ihr nichts. Sie schien auf diesen Ausflügen gegen körperliches Unbehagen und Beschwerde absolut unempfindlich, und sie pflegte ihre Eile nicht eher zu verlangsamen, als bis das Pferd unter ihr vor Müdigkeit zitterte."

Bei der Charakterschilderung Elisabeths dürfen wir auch deren poetisches Talent nicht ver-

gessen, welches, wenn es auch nicht, wie höfische Schmeichler meinten, die größten Dichterfürsten erreicht, so doch rühmend hervorgehoben werden muß. Zwei kleine Proben seien hiermit wiedergegeben:

Oh, breite deine Arme aus,
Maria, die wir grüßen,
Leg' schützend, sie auf dieses Haus,
Im Tal zu deinen Füßen.
Oh, segne dieses kleine Nest,
Mag rings der Sturm auch wüten,
In deinem Schutze steht es fest,
Voll Gnaden wirst du's hüten.

Am besten und ergreifendsten aber kommt ihre Seelenstimmung in nachfolgendem Gedichte zum Ausdruck:

Gerüstet sein, wie für die letzte Reise,
Allstündlich ohne sorgendes Bedenken,
Das ist vielleicht die einzig richt'ge Weise,
Der Götter Segen auf ein Haupt zu lenken,
Was du ersehnst, das wird dich ewig fliehen,
Was du beweinen kannst, verlierst du auch;
Die Huld des Schicksals wird nur frei verliehen,
Und siehst du sie, verweht sie dir ein Hauch.
Es liegt ein Fluch auf allem ird'schen Trachten,
Und was er hält, das ringt sich nimmer los,
Doch lernst du lächelnd Licht und Glanz verachten,
Dann sinkt dir ihre Fülle in den Schoß.

Ob groß, ob klein erscheint, was wir getan,
Wenn wir beschlossen uns're Erdenbahn,
Wie schnell ist ausgefüllt die leere Stelle,
Wie viel macht's Unterschied im Ozean,
Ein Tropfen wen'ger oder eine Welle!

Ein anderer hervorstechender Zug in Elisabeths Charakter war ihr außerordentlicher Wohltätigkeitssinn. Freilich, wenn man die Handlungen ihrer Wohltätigkeit kritisch betrachtet, wird man auch hier eine krankhafte Entartung konstatieren müssen. Ihre Wohltätigkeit war nichts anderes als eine Form der Verschwendungssucht. Sie warf das Geld ohne Plan und Ziel mit vollen Händen hinaus; sie konnte oder wollte nichts abschlagen, und da konnte betteln wer wollte, jeder erhielt was er verlangte. Als sie einmal längere Zeit in Ägypten weilte, wurde ihre Freigebigkeit bald bekannt, und am Tore ihrer Villa sammelte sich jeden Morgen ein Schwarm des niedrigsten Gesindels. Sie duldete nicht, daß die Leute fortgeschickt wurden, sondern sie mußten anständig entlohnt werden. Selbstverständlich kamen dieselben Leute während ihres dortigen Aufenthaltes jeden Tag, so daß die Kaiserin mit ihrer Freigebigkeit die Strolche erhielt. Als sie einmal in der Bretagne weilte, erfuhr sie zufällig, daß ein kleiner Eisenbahnangestellter tödlich verunglückt war. Sie suchte sofort dessen Frau auf und überreichte ihr,

um deren Zukunft sicherzustellen, 12000 Mark. Daß kleine Leute mit solchen Summen nicht umzugehen wissen, und daß, wenn schon geholfen werden sollte, es für die Familie günstiger und für die Kaiserin billiger gewesen wäre, eine entsprechende Pension auszusetzen, mit solchen Gedanken quälte sich Elisabeth nicht ab. Sie gab nur, gab mit vollen Händen und je mehr, desto lieber. Es kamen bei ihr in solchen Fällen nur Goldstücke in Frage, denn Silber galt ihr da zu wenig. Man könnte zahlreiche Fälle erzählen, welche beweisen, daß sie mit ihrer Wohltätigkeit nur einer krankhaften Neigung folgte. Freilich hat sie viel Gutes gestiftet, und ihre Werke sollen nicht im entferntesten verkleinert werden, aber hier gilt es ihren Charakter zu zeichnen, und da trägt auch die kritische Beleuchtung ihres Wohltuns dazu bei, zu zeigen, daß sie nicht geistig normal veranlagt war.

Daß sie ihren krankhaften Neigungen auch beim Wohltun die Zügel schießen ließ, zeigt der Umstand, daß sie sich überall wohltätiger zeigte als in Wien. Freilich ihre Schöpfung der Wiener Volksküchen ist als soziale Großtat zu bezeichnen, und alle Stiftungen und Wohltätigkeitsvereine in Wien unterstützte sie reichlich, aber ihr Herz war nicht dabei. Sie erfüllte damit nur eine ihr lästige Repräsentationspflicht, und wie lästig ihr diese war, zeigte sich besonders dann, wenn sie wenigstens einmal

im Jahre anstandshalber eine solche Wohltätigkeitseinrichtung besuchen mußte. Sie kam in ihrem Wagen plötzlich unangemeldet vorgefahren, trat ein, und bevor man sich von der ersten Überraschung erholt hatte, war sie schon wieder verschwunden. Es sollte eben nur heißen, sie sei dagewesen, und oft machte sie an einem Tage 8—10 solche Besuche in die ganz entlegenen Gegenden von Wien.

Aber wie bereits erwähnt, äußerte sich nur in Wien ihr Wohltätigkeitssinn in dieser Form; in Ungarn zum Beispiel war sie ganz anders. In Budapest besuchte sie persönlich die armseligsten Hütten und stieg in die ärmlichsten Dachstuben empor, überall Trost und Hilfe spendend. Auch Irländer, Franzosen, Griechen, Araber, kurz, wo sie hinkam, überall konnte man ihre stets offene Hand segnen. Reiten und Almosen spenden, dies waren ihre einzigen Zerstreuungen.

Ihre Abneigung gegen alles Deutsche trieb sie zu vielen und weiten Reisen. Wenn sie überhaupt in Österreich-Ungarn weilte, so war Schloß Gödöllö in Ungarn ihr Lieblingsaufenthalt. Nach diesem kam nur noch Miramare in Betracht.

Sie weilte auch sehr viel im Auslande, und einmal war sie vier Jahre (1862—1866) ununterbrochen abwesend. Die Bretagne, England und Irland, Ägypten, Madeira, Korfu, überall fühlte

sie sich glücklicher als in Wien, von jeder Gegend schwärmte sie, nur nicht für Wien, und für jedes Volk schwärmte sie, nur nicht von den Wienern. Es ist da nicht zu verwundern, daß Kaiser Franz Joseph die größte Zeit seiner Ehe als Strohwitwer zubrachte.

In ihrer Abneigung gegen Wien, wo sie doch zu Hause sein sollte, zeigte Elisabeth eine merkwürdige Ähnlichkeit mit ihrem Vetter, dem König Ludwig II. von Bayern. Dieser konnte seine Residenz München auch nicht leiden und streifte deshalb immer in den bayrischen Bergen umher. Der so schreckliche Tod, den dieser bayrische König erlitt, hatte übrigens einen sehr tiefen Eindruck auf Elisabeth gemacht, und diese war von da an mehr als je davon überzeugt, daß ihr Geist auf Abwege geraten sei.

Man wird unter solchen Verhältnissen dem Kaiser Franz Joseph sein tiefstes Mitgefühl nicht versagen können, und die Vorwürfe der Untreue, die man ihm in der ersten Zeit seiner Ehe machte, dürften wahrscheinlich auf Intriguen der Erzherzogin Sophie zurückzuführen sein, die ihr Möglichstes tat, um die Ehegatten entzweit zu halten, weil sie darin eine Gewähr für den Fortbestand ihrer Herrschaft sah.

———*———

Viertes Kapitel.

Kaiserin Elisabeth als Mutter.

Der Byzantinismus des beschränkten Untertanenverstandes ist stets geneigt, bei seinen Herrschern alle Tugenden in höchster Vollkommenheit zu finden, ebenso wie die blinde Parteileidenschaft jede kleine menschliche Schwäche, wenn sie sich auf dem Throne findet, als todeswürdiges Verbrechen ansieht. Es hat darum auch der Byzantinismus, der in Österreich stärkere Blüten treibt als in Deutschland, Elisabeth mit zahlreichen Tugenden ausgestattet, wie man sie in Wirklichkeit bei einem Menschenkinde wohl kaum vereinigt findet. Auch eine gute Mutter soll Elisabeth gewesen sein, und zwar folgert man dies aus dem zärtlichen Verkehr, den sie mit ihren Kindern pflegte, wenn sie bei ihnen weilte. Aber wann war sie denn bei ihren Kindern? Ebensowenig als man eine Gattin loben kann, welche das eheliche Haus nach Möglichkeit meidet, und stets in der Ferne herumschweift, ebensowenig kann man sie als gute Mutter bezeichnen, wenn sie es vermag, jahrelang von ihren Kindern fernzubleiben. Als mildernder Umstand mag allerdings hervorgehoben werden, daß die allmächtige Erzherzogin Sophie

es nicht duldete, daß Elisabeth ihre Kinder selbst erzog. Bald nach der Geburt wurden die Kinder nach einem entfernten Schloßflügel gebracht, und der Kaiserin wurde bedeutet, es verstoße gegen die Hofsitte, wenn sie ihre Kinder selbst erziehen wollte. Anderseits kann man aber, anstatt dieses als mildernden Umstand für die Kaiserin aufzufassen, auch sagen, daß gerade diese Verhältnisse die Kaiserin hätten veranlassen müssen, mehr in Wien zu bleiben, wenn sie wirklich ein tiefes Gefühl für ihre Mutterpflichten gehabt hätte. Übrigens hat Elisabeth ihren Kopf in so vielen Fällen durchgesetzt und hat so häufig der Etikette ihre Verachtung gezeigt, daß sie auch einen regeren Verkehr mit ihren Kindern hätte unterhalten können, wenn sie es nur gewollt hätte.

Elisabeth ist viermal Mutter geworden. Am 5. März 1855 wurde eine Prinzessin geboren, welche den Namen Sophie erhielt. Diese starb schon am 9. Mai 1857.

Am 12. Juli 1856 kam eine zweite Prinzessin Gisela zur Welt. Diese hat sich im Jahre 1873 mit Prinz Leopold von Bayern, dem zweitältesten Sohne des Prinzregenten (Luitpold) vermählt.

Am 21. August 1858 wurde endlich die Sehnsucht Elisabeths nach einem Sohne erfüllt: Kronprinz Rudolf wurde geboren. Dieser starb am 30. Januar 1889.

Der 22. April 1868 ist der Geburtstag der Prinzessin Valerie. Diese verlobte sich am 24. Dezember 1889 mit Franz Salvator, Herzog von Toscana.

Der Inhalt der nachstehenden Blätter soll in der Hauptsache die Schicksale des Kronprinzen Rudolf schildern, der auf eine so tragische, eines Thronfolgers unwürdige Weise endete. Als am Abend des 21. August 1858 der schwache, aber hübsche Knabe das Licht der Welt erblickte, vergaß der glückliche Vater alle Zeremonien und legte den Orden des „Goldenen Vließes" in die Wiege des Kindes. Als der elektrische Draht am nächsten Morgen überallhin bis in die entferntesten Gaue des großen Reiches Kunde brachte von der Geburt des Kaisersohnes im zauberisch schönen Schlosse Laxenburg, da begrüßten Millionen von Menschen sein Erscheinen. Von den Gletscherfeldern Tirols bis zu der fernen Ostmark lauschigen Buchenwäldern, von den kahlen weißen Wänden des Karstes bis zu dem grünen Strande der Moldau tönte ein Segensspruch von Lipp' zu Lippe, von Volk zu Volk: „Gott schirme die Wege unseres Kaisersohnes und segne ihn für und für!" Deutsch und slawisch, ungarisch, polnisch, rumänisch und ruthenisch, in allen Sprachen des so völker- und sprachenreichen Kaiserstaates erhoben sich der Nationen Gebete zum Himmel, und überall im weiten

Reiche versammelte sich das Volk, um für die Zukunft des Kaiserkindes den Lenker menschlicher Geschicke anzuflehen.

Am Abend des 22. August sprach die berühmte Schauspielerin Frau Rettich, die Muse der Geschichte darstellend, von der Bühne des Burgtheaters einen von Friedrich Halm gedichteten Festprolog, der mit den Worten begann:

„Hier steht das Jahr, der Tag hier eingegraben,
Der Rest der Tafel aber bleibe leer;
Denn ich muß Raum für seine Taten haben,
Und Großes, ahn' ich, schreib' ich noch hierher..."

Wer hätte damals geahnt, daß es so wenig Großtaten Rudolfs geben werde, die der Überlieferung würdig seien. Alles jubelte, und wer den Pegasus reiten konnte, bestieg ihn zum Lobe des kleinen Kronprinzen. Nur ein einziger Dichter, der später so berühmt gewordene Anzengruber, blieb ernst. Er wünschte in einem Gedichte, daß der kleine Kronprinz es niemals erfahren möge, wie schwer Kronen drücken können. Der Dichter hat recht behalten, denn Rudolf kam nicht dazu, den Druck der Krone zu empfinden.

Montag, den 23. August, nachmittags fand die Taufe des neugeborenen Kronprinzen zu Laxenburg statt, in welcher derselbe die Namen Rudolf, Franz, Karl, Joseph erhielt. Gleichzeitig verfügte

der Monarch, daß der ihm geschenkte Sohn von seinem Eintritte in diese Welt der Armee angehöre, und ernannte ihn zum Oberst-Inhaber des 19. Infanterieregiments.

Aus Anlaß dieses glücklichen Ereignisses ließ der Kaiser 20000 Gulden an die Armen Wiens verteilen und befahl, daß bei der Verteilung dieser Gnadengabe insbesonders auf die Unterstützung der bedrängten Gewerbe und arbeitenden Klassen, sowie der verschämten Armen Rücksicht genommen werde.

Die Worte Halms in dem zur Festvorstellung im Burgtheater gedichteten Prolog:

„Ein gleicher Klang aus Millionen Seelen,
Aus Millionen Augen nur ein Blick,
Der feucht zum Himmel dringt, er möge wählen
Für dieses Kind sein reichstes, schönstes Glück!"

waren mehr als Festesphrasen!

Von der Absicht geleitet, die Geburt eines Kronprinzen durch ein bleibendes Werk der Humanität zu feiern, beschloß der Kaiser, zum Besten der armen leidenden Menschheit ein neues Krankenhaus in der Reichshauptstadt zu gründen, und bestimmte, daß dasselbe zu Ehren seines erstgeborenen Sohnes für immerwährende Zeiten den Namen „Rudolf-Stiftung" führen sollte. Zum Bau desselben spendete der Kaiser eine Grund-

fläche von 8800 Quadrat-Klaftern, nebst den erforderlichen Geldmitteln.

Alle Provinzen Österreichs beeilten sich, durch Deputationen oder Adressen dem Monarchen ihre Freude auszudrücken und sein Glück mit ihm zu teilen. Patriotische Schenkungen, neugegründete Wohltätigkeitsstiftungen und Vereine waren sprechende Beweise der tiefempfundenen Freude aller Völker der Monarchie.

Auch Rudolf wurde der Mutter sofort weggenommen und in die in einem entfernten Schloßflügel gelegene Kinderstube verwiesen. Die Kaiserin sträubte sich zwar dagegen, aber die allmächtige Erzherzogin Sophie meinte, sie habe selbst keine Erziehung und wisse nicht, wie sie sich zu benehmen habe, wie könnte sie da einen Erben des großen Reiches erziehen.

Es kamen die Ereignisse in Italien, und während der Kaiser bei Solferino kämpfte, und dessen Mutter mit den fremden Höfen korrespondierte, mußte sich Elisabeth darauf beschränken, die von den italienischen Schlachtfeldern verwundet heimkehrenden Offiziere und Soldaten zu besuchen. In den Krankenhäusern erschien sie wie ein Engel der Barmherzigkeit, spendete Trost, überwachte die Verpflegung und verteilte Geld und andere milde Gaben, aber unter Mutterſorgen hatte sie nicht viel zu leiden.

Einige Zeit nach der Geburt des Kronprinzen reiste sie, um Heilung von einem angeblichen Lungenleiden zu finden, nach Madeira, wo sie sich vier Monate aufhielt. Nur wenig gebessert nach Wien zurückgekehrt, ergab eine neuerliche Untersuchung, daß sie von einem Unterleibsleiden heimgesucht war. Nach vierwöchentlichem Aufenthalte in Wien nahm sie in Korfu Aufenthalt, wo sie sich ein prächtiges Schloß bauen ließ. Von Korfu ging es nach Venedig, wo sie einen Winter verlebte, und schließlich machten Ischl und Kissingen den Beschluß ihrer Kur. Am 14. August 1862 zog sie wieder in Wien ein, wo sie aufs herzlichste begrüßt wurde.

Aber am Wiener Hofe konnte sie sich nicht heimisch fühlen, und das eheliche Zusammenleben mit dem Kaiser wurde ihr bald unerträglich. Schon nach wenigen Wochen verließ sie Wien und floh über Länder und Meere, anfänglich vom Kaiser verfolgt, der eine Aussöhnung herbeiführen wollte. Elisabeth aber flüchtete stets aus dem Lande, wenn sie hörte, daß der Kaiser daselbst eingetroffen war. Wir unterlassen es, diese Irrfahrten über den Erdenball zu schildern; sie währten vier Jahre. Es ergibt sich daraus, daß der Kronprinz Rudolf seine Mutter in den ersten Kinderjahren überhaupt nicht kennengelernt, und die Kaiserin keinen Einfluß auf seine Erziehung hatte.

———*———

Fünftes Kapitel.

Rudolfs erste Erziehung.

In den ersten Lebensjahren stand Kronprinz Rudolf unter der Obhut seiner Aja, der Generalswitwe Freiin v. Walden und zeigte schon früh einen lebhaften, an allen Ereignissen seiner Umgebung teilnehmenden Geist. Mannigfache Anekdoten aus seinen Kinderjahren leben im Munde des Volkes. Eine und die andere mag hier ihren Platz finden. Als der kleine Kronprinz einst mit seiner Aja im Prater spazieren ging, kam er an einer Gruppe von Arbeitern vorüber, die in Karren Erde wegfuhren. Das rege Treiben und die knirschende Musik der Karrenräder gefielen dem Kronprinzen so sehr, daß er augenblicklich mittun und sich nicht von der Stelle rühren wollte, bis man ihm das Versprechen gab, er werde am nächsten Tage einen ähnlichen Schubkarren erhalten. Und so geschah es auch, und voll Verwunderung sahen die Leute dem erlauchten kleinen Burschen zu, der so wacker schanzte. Ein anderes Mal hatte er sich

von seiner Aja weit weggeschlichen und war an eine Parkstelle gekommen, wo er sich nicht mehr auskannte. Freundliche Passanten fragten ihn, wer er sei, worauf er treuherzig und ohne Furcht antwortete: Mama nennt mich Rudl, Papa sagt Rudi zu mir, und die Leute heißen mich „kaiserliche Hoheit!" Nun wußte man, wer der Kleine war.

Kronprinz Rudolf war noch nicht ganz vier Jahre alt, als der systematische Unterricht am 1. Mai 1862 begonnen wurde. Damals erhielt er den Generalmajor Grafen Gondrecourt zum Erzieher, an dessen Stelle von 1865 an der Oberstleutnant und spätere General Latour von Thurmburg trat. Sein erster Lehrer, der ihm die Elemente des Lesens und Schreibens sowie die Anfangsgründe der Religion beibrachte, war Hofkaplan Mayer. Bis zum neunten Jahre erhielt er in den Gegenständen der Volksschule Unterricht und eignete sich gleichzeitig, da er schon früh ein seltenes Sprachentalent an den Tag legte, das Deutsche, Ungarische und Tschechische an. Sein Lehrer im Ungarischen war Abt Rimély, das Tschechische lernte Kronprinz Rudolf beim Oberleutnant Spindler. Für deutsche Sprache und Stilistik hatte man den Schulinspektor Becher berufen, den später Prof. Egger vertrat, während vom Jahre 1871 an Professor Greisdorfer dem Kronprinzen deutsche Literaturgeschichte vortrug.

Den Unterricht im Tschechischen hatte nach Spindler der nachmalige Minister Jirecsek übernommen, das Polnische lehrte der Beamte der Kabinettskanzlei Hillenbrandt. Die Mittelschulstudien machte Kronprinz Rudolf auf direkten Wunsch seines Vaters in der ganzen Ausdehnung des Lehrplanes, und jeder Gegenstand wurde so streng und eingehend genommen, wie in den öffentlichen Schulen. Latein und Geschichte wurde unter der Leitung des Universitäts-Professors Fleischmann getrieben, in der Geographie erhielt der Kronprinz vom Professor Grün, in der Naturgeschichte von Hochstetter Unterricht. Böhmische Geschichte unterrichtete Professor Gindely, ungarische Sprache und Literatur Hyazinth Rónay, welcher auf direkten Wunsch Sr. Majestät aus dem Unterichtsministerium, dem er als Sektionsrat angehörte, nach Wien berufen wurde, was im ganzen Lande freudige Genugtuung wachrief, da man wußte, daß bei solcher Leitung im Herzen des jungen Kronprinzen wahre Liebe für die ungarische Literatur erwachen werde.

Es war ein bedeutungsvolles Ereignis, als am 23. Dezember 1872 die erste öffentliche Prüfung des Kronprinzen in Gödöllö abgehalten wurde, die hauptsächlich der ungarischen Geschichte gewidmet war. Der König selbst wohnte der Prüfung bei, zu der Franz Toldy, Michael Horváth und Ministerialrat Hegedüs geladen waren.

Bei dieser Prüfung zeigte es sich, daß der vierzehnjährige Kronprinz eine weit über sein Alter hinausreichende Reife der Auffassung besitze, daß er mit Vorliebe historischen Studien sich widme und besonders die ungarische Geschichte mit Enthusiasmus lerne. Mit wahrer Begeisterung sprach er von den hervorragenden Gestalten der vaterländischen Geschichte: von Ludwig dem Großen, Matthias Hunyady, dann von den Kriegszügen des Prinzen Eugen. Jedermann erhielt den Eindruck, daß er einen ausgezeichnet veranlagten Jüngling vor sich habe, der schon früh an seine einstigen Pflichten als Herrscher zu denken begonnen. Der amtliche Bericht über das Ergebnis dieser Prüfung lautete: „Die zweitägige Prüfung, welche Se. Hoheit der Kronprinz mit gewohnter Lebhaftigkeit des Geistes ablegte, bot ein klares und erfreuliches Bild von den wissenschaftlichen Fortschritten Sr. Hoheit; und während dieselbe einerseits erwies, daß Se. Hoheit der Kronprinz in der Erlernung und dem präzisen Vortrag der Lehrgegenstände den Erwartungen vollkommen entsprach, bot die Auffassung und Beurteilung der Lehrgegenstände den glänzenden Beweis für die seinem Alter vorauseilende Begabung und geistige Entwicklung, sowie für die ausgezeichnete Eigenschaft, daß er seine Studien selbständig aufzufassen bestrebt ist."

Wir haben keine Ursache, an dieser vom

„Pester Lloyd" entnommenen Darstellung der Erziehung, welche einen Tag nach dem Tode des Kronprinzen erschien, zu zweifeln. Aber ergänzen müssen wir diese Darstellung doch noch. Man glaubte nicht genug Wissenschaft dem jungen Geiste eintrichtern zu können und legte damit den Grund zu der schweren Nervenzerrüttung, welcher Rudolf später erlag. Als die Kaiserin von ihrer großen Reise heimkehrte, war der Kronprinz bereits acht Jahre alt und hatte für sein Alter gewiß viel gelernt. Elisabeth aber hielt alles noch für viel zu wenig. Wenn ihr ein Freund vorhielt, daß der Geist des Knaben der Last des ihm aufgebürdeten Lehrstoffes erliegen müsse, so pflegte sie zu sagen, Kronprinzen hätten eben höhere Kräfte als andere Menschenkinder. Für ihre Anschauung, daß ein Kronprinz niemals genug lernen könne, gab es eine psychologische Erklärung. Sie hatte es bald nach ihrer Vermählung schwer empfunden, wie lückenhaft ihre im elterlichen Hause genossene Bildung war. Besonders in ihrer letzten vierjährigen Abwesenheit war sie bestrebt, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen, und hatte eifrige Sprachstudien getrieben. Sie wollte ihrem Sohne die Beschämung ersparen, sich bei dem am Hofe so häufigen internationalen Verkehr fremder Hilfe bedienen zu müssen. Rudolf mußte alle Sprachen, die in dem so vielsprachigen Österreich gesprochen

werden, gründlich lernen, wozu noch eine Anzahl europäische Sprachen, sowie Griechisch und Lateinisch kamen. Dies alles im zartesten Alter. Aber nicht genug damit, glaubte Elisabeth auch noch für körperliche Abhärtung des Kronprinzen besonders Sorge tragen zu müssen. Reiten, Schwimmen, Tanzen und Leibesübungen jeder Art hätte man schließlich als eine angenehme Abwechslung der geistigen Arbeit hinnehmen können, wenn der Schlaf dadurch nicht allzusehr eingeschränkt worden wäre. Im strengsten Winter bei fußhohem Schnee mußte der kleine Prinz früh morgens um 5 Uhr im Schloßhofe exerzieren, während sein Exerziermeister in den warmen Schlafrock gehüllt vom Fenster seiner Stube aus die Kommandorufe auf dem Hofe erschallen ließ. Der Kaiser, welcher einmal durch dieses frühzeitige Exerzieren aus dem Schlafe geweckt worden war und zum Fenster hinausblickte, erstaunte sehr, als er seinen Sohn beim Laternenschein schlaftrunken im Schnee herumwaten sah. Der Kaiser befahl sofort die Einstellung dieser mörderischen Leibesübungen. Um den Kronprinzen an Kampfgetümmel zu gewöhnen und ihm eine gewisse Kaltblütigkeit anzuerziehen, wurden vor seiner Schlafstube, während er im tiefsten Schlafe lag, Schüsse abgefeuert, so daß der Kleine erschreckt auffuhr. Daß eine solche Erziehungs- und Abhärtungsmethode nicht zur Stärkung des Körpers,

sondern zur Schwächung des Geistes beitrug, ist klar.

Es seien noch einige reizende Szenen aus dem Kinderleben Rudolfs mitgeteilt, Szenen, die so oder ähnlich wohl in jedem Kinderleben vorkommen dürften, die aber stets ein besonderes Interesse erwecken, wenn sie aus dem Leben eines Kronprinzen stammen.

Die Kaiserin befand sich in Ischl im Schloß, in ihrem Lieblingszimmer, in einem weiten Raum, mit alten Gobelins behangen, überall, wie sie es so sehr liebte, mit großen Büschen lebender Blumen geschmückt. Auch mit geschmackvoll arrangierten Makartbuketts, die sie ebenfalls gern sah. Sie hatte längere Zeit an einer kleinen Gruppe modelliert, die einen griechischen Schäferknaben mit seinem Hund darstellte, und dann, ermüdet, den Arm auf einen großen Bernhardiner sinken lassen, der ihr als Modell diente, während sie sich auf einem Sofa in der Nähe des offenen Fensters niederließ, durch das kühle Luft hereinwehte.

Mit einemmal wurde die Tür aufgestoßen, und Kronprinz Rudolf und Erzherzogin Gisela kamen herein, zwischen sich einen großen Korb tragend, in dem sich Myrtenzweige und Vergißmeinnicht befanden.

„Die haben wir für dich gepflückt, Mama!“ riefen sie. „Sie sind aus unserem eigenen Garten.“

Mit dankbarem Lächeln zog sie die Kinder auf ihren Schoß und küßte sie zärtlich. Gisela blieb ruhig sitzen und lehnte ihr blondes Köpfchen gegen ihrer Mutter Brust, Rudolf aber sprang herab und trottete durch das Zimmer, bald hier, bald dort vor einem Gegenstande stehen bleibend, der ihn interessierte.

„Mama," fing er plötzlich an, „warum haben mich alle Leute lieber, als Gisela?"

„Wie kommst du darauf, Liebling? Das wird wohl nicht der Fall sein!"

„O doch, das ist schon so. Wahrscheinlich ist mit mir besser umzugehen, als mit Gisela."

Die Kaiserin konnte nur mit Mühe ihre Heiterkeit unterdrücken. „Du scheinst ja ein recht eingebildeter, kleiner Mann werden zu wollen, Rudi!" sagte sie. „Du fühlst dich deiner Überlegenheit und Vollkommenheit viel zu sicher! Der liebe Gott hat aber Kinder nicht gern, die so eingebildet sind!"

Rudi sah sie an und lächelte. „Oh," sagte er dann sehr beruhigt, „der liebe Gott hat mich ganz gewiß gern. Ich liebe ja Gott auch und sehe ihn nicht einmal, warum sollte er mich nicht lieb haben, da er mich doch sehen kann?"

„Wenn aber Gott sieht, wie unartig du manchmal bist, dann hat er dich nicht lieb!"

„Aber der liebe Gott hat mich doch gemacht, nicht wahr, Mama? Da muß er nun auch mit mir zufrieden sein, so wie ich bin," sagte der kleine Bursche, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Aber sage einmal, Mama, warum macht denn der liebe Gott auch so häßliche Menschen wie die Gräfin N., und nicht lauter so schöne, wie du?"

Die Gräfin N. war eine Hofdame der Kaiserin, die in der Tat selbst der stärkste Schmeichler nicht hätte schön nennen können, und die auch durch ihr wenig liebenswürdiges Wesen den Kindern gegenüber bei diesen durchaus nicht in Gunst stand. Nur mühsam konnte die Kaiserin ihre Heiterkeit unterdrücken.

„Du bist noch zu jung," sagte sie, „das verstehst du nicht. Sage mir lieber, was wollen wir jetzt machen, bis Papa zum Frühstück kommt?"

„Ach, singe uns etwas vor, Mama!" bat Rudolf.

Die Kaiserin erhob sich und ging zu einem in ihrem Zimmer befindlichen Harmonium. Nachdem sie ein kurzes Vorspiel hatte ertönen lassen, sang sie mit aller weichen Innigkeit ihrer schönen Stimme Schuberts „Serenade."

Als die Kaiserin, nachdem die letzten Töne ihrer Stimme verklungen waren, vom Harmonium aufblickte, sah sie Kronprinz Rudolf an der Seite

desselben. Tränen zitterten an seinen Augenwimpern.

„Es tut mir leid!“ sagte er.

„Was denn, mein Kind?“

Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

„Wenn du singst, Mama, dann werde ich immer gut!“ gab er einfach den Gefühlen, die sein Herz durchwallten, Ausdruck.

„Soll ich noch einmal singen?“ fragte sie.

„Bitte tue es!“

Gern seinem Wunsche Folge leistend, stimmte die Kaiserin eines jener Volkslieder an, die sie so oft, noch in letzter Zeit, wieder gehört hatte, als sie in ihrem Boot über die Alpenseen fuhr. Leise und lieblich klangen die melancholischen Weisen durch das Zimmer, auch in ihr schmerzlich-süße Erinnerungen weckend — mit einem aus tiefstem Herzen kommenden Seufzer brach sie ab.

Als sie aufblickte, sah sie den Kaiser vor sich stehen. Er war geräuschlos während ihres Gesanges eingetreten. Ihre Augen tauchten tief ineinander, bis Rudi plötzlich das Stillschweigen mit den Worten unterbrach: „Papa, weißt du, so wie Mama müssen die lieben Engel aussehen!“

Der Kaiser nickte tiefbewegt mit dem Haupte.

In noch jüngeren Jahren hatte Rudi schon einmal ein sehr ernsthaftes Gespräch über den lieben Gott geführt.

Er lag abends in seinem Bett, statt aber sich zum Einschlafen vorzubereiten, trieb er noch allerhand Kurzweil.

„Das mußt du nicht tun, Rudi!“ sagte seine Wärterin. „Der liebe Gott ist sehr böse, wenn er das sieht.“

„Der liebe Gott? der ist ja nicht hier!“

„Doch, er ist hier, du siehst ihn nur nicht. Gott ist überall!“

„Überall? Und man kann ihn nicht sehen?“

„Nein.“

Rudi schwieg eine Weile, dann richtete er sich auf und fragte ernsthaft seine Wärterin: „Hat der liebe Gott auch Knochen?“

„Knochen? Wie kommst du denn darauf, Rudi?“ fragte sie ganz erstaunt.

„Nun siehst du, ich habe doch hier einen blauen Fleck am Knie und weiß nicht, wo er herkommt. Wenn nun der liebe Gott überall ist und man sieht ihn doch nicht, dann habe ich mich vielleicht einmal an seinen Knochen gestoßen!“

Schon als Knabe erregte Rudolf die Bewunderung seiner Altersgenossinnen. „Den kleinen Kronprinzen möchte ich wohl zum Manne haben!“ seufzte einst die sechsjährige Komtesse A., deren Eltern zwar einer der vornehmsten Familien angehörten, aber nur ein mäßiges Vermögen besaßen. „Aber der nimmt mich nicht!“

„Warum denn nicht, Mizzi?“

„Der nimmt wohl nur eine Reiche, so eine mit hundert Gulden!“

Das war nach ihren kindlichen Begriffen eine nahezu unerschwingliche Summe.

Diese verschiedenen Episoden aus der Kinderzeit Rudolfs wurden allgemein bekannt und legten den Grund zu der großen Volkstümlichkeit und Beliebtheit, deren sich der Kronprinz in den späteren Jahren in reichem Maße zu erfreuen hatte. Oft erschien er im Schönbrunner Parke und im Prater, wo ihn die Wiener jubelnd begrüßten. Eine photographische Aufnahme, welche den herzigen, kleinen Kronprinzen in der Oberstenuniform seines 19. Infanterieregiments darstellte, war selbst in dem ärmlichsten Hause weit vor den Toren Wiens zu finden.

Sechstes Kapitel.

Rudolf als Jüngling.

Im Frühling 1873 war es, als der Kronprinz zum erstenmal mit der ungarischen Gesellschaft in Berührung kam. Auf dem alten Wettrennplatze in Budapest gab es ein großes Sportfest, und Kronprinz Rudolf kam hoch zu Roß mit seiner Mutter von Gödöllö aus auf den Turf. Jedermann sah mit Freude die schlanke elastische Jünglingsgestalt und bewunderte die elegante Haltung des jugendlichen Reiters. Noch höher stieg aber die Begeisterung, als man den Kronprinzen mit eben solcher Sicherheit, wie gewandter Leichtigkeit Ungarisch sprechen hörte und seine ungezwungene persönliche Liebenswürdigkeit kennenlernte. Aus jener Zeit datiert die Freundschaft des Kronprinzen mit zahlreichen ungarischen Kavalieren, die sich später in zahlreichen Akten offenbaren sollte.

Unterdes wurden die Studien mit vollem Eifer weiter betrieben. Alljährlich wurden zwei

Prüfungen abgehalten, welche stets zwei volle Tage in Anspruch nahmen, da man sich's durchaus nicht an einer Formalität genügen lassen, sondern eine ernste Rechenschaftsablegung der geleisteten wissenschaftlichen Tätigkeit haben wollte. Noch in den letzten Jahren der Gymnasialstudien wurde mit der Pflege der schönen Künste begonnen und dem Unterrichte in der Musik, im Zeichnen und in der Malerei große Aufmerksamkeit gewidmet. Im Jahre 1875 wurde der Kronprinz in die Philosophie und Rechtswissenschaft eingeführt. Die philosophischen Disziplinen trug Professor Greisdorfer, Rechtsphilosophie, Rechtsgeschichte und römisches Recht Professor Exner, österreichisches Strafrecht und Strafverfahren Professor Keller, Nationalökonomie Professor Menger vor. Zum Unterrichte im ungarischen Staatsrecht war Ministerialrat Joseph Barthos berufen worden. Natürlich wurden neben diesen anstrengenden wissenschaftlichen Studien auch die freien körperlichen Übungen nicht vernachlässigt und alles aufgeboten, um den jugendlichen elastischen Körper zu stählen und widerstandsfähig zu machen. Im Turnen unterrichtete Turnmeister Kümmel den Kronprinzen, im Tanzen Tanzmeister Raab, der schon Lehrer des Kaiser-Königs gewesen war und alle Kinder des königlichen Hauses unterrichtete. Unter seiner Leitung wurde Kronprinz Rudolf einer der flottesten

Tänzer, und wer je Gelegenheit hatte, ihn voll Elan und wahrer Leidenschaftlichkeit Walzer tanzen zu sehen, der wird dieses Bild jugendlicher Frische und eleganter Männlichkeit niemals vergessen. Im Schwimmen unterwiesen ihn die Schwimmeister Jugl und Himmel, und noch war der Kronprinz nicht zehn Jahre alt, als er schon Freischwimmer wurde. Im Fechten nahm er beim Oberleutnant Plenkl Unterricht, und auch hier zeichnete sich der Kronprinz Rudolf bald durch seine Gewandtheit und Ausdauer aus. Früh wurde dem Reitunterrichte große Sorgfalt gewidmet, und Oberststallmeister Graf Grünne konnte sich weniger Zöglinge rühmen, die mit größerer Eleganz zu Pferde saßen und in allen Gattungen des edlen Reitsports so zu Hause waren, wie Kronprinz Rudolf. Die letzte Ausbildung erhielt er dann unter der Leitung des Prinzen von Thurn und Taxis.

Am 24. Juni 1877 wurde die Erziehung des Kronprinzen, dessen militärwissenschaftliche und praktische Ausbildung vom Jahre 1872 an mit den übrigen Fächern Hand in Hand ging, für abgeschlossen und Kronprinz Rudolf für großjährig erklärt. Er erhielt seinen eigenen Hofstaat, an dessen Spitze Graf Bombelles als Oberhofmeister trat. Bevor jedoch der Kronprinz die Ausübung seiner militärischen Pflichten übernahm, wollte er die Welt aus eigener Anschauung kennen lernen.

Er trat am 31. Dezember 1877 seine erste große Reise an. Er begleitete seine Mutter, die sich nach Irland begab, zuerst nach London und nahm dort von ihr Abschied, um zu bleiben und die englische Hauptstadt kennenzulernen. Er reiste inkognito, seine Begleiter waren Graf Bombelles und Dr. Menger. Hier eignete der Kronprinz sich jene intime Kenntnis der englischen gesellschaftlichen Sitten an, die später, als er in Vertretung Sr. Majestät beim Regierungsjubiläum der Königin Viktoria erschien — den preußischen Hof vertrat der damalige Prinz, spätere Kaiser Wilhelm —, die allgemeine Bewunderung erregte und dem Kronprinzen Rudolf mit einem Schlage die begeisterten Sympathien der Engländer eroberte.

Die englische Weltstadt erregte das vollste Interesse des neunzehnjährigen Kronprinzen. Sein erster Besuch galt der Westminsterabtei, und lange blieb er an den Ruhestätten und Grabmälern der großen Männer Englands, welche die Pietät hier zu ewiger Ruhe gebettet, in tiefe Betrachtung versunken stehen, und seine Begleiter konnten nicht genug erzählen von der Ergriffenheit, die ihn angesichts dieser erhabenen Nekropole erfaßte. Die wissenschaftlichen Sammlungen und die Kunstinstitute wurde er nicht müde zu durchwandern, und der Besuch der riesigen Fabriketablissements, der Docks und Häfen erweiterten seinen Gesichts-

kreis in ungeahnter Weise und lehrten ihn den Wert der Arbeit und der Industrie kennen. Der Kronprinz begab sich auch nach Dublin und Edinburgh, um alle Teile Großbritanniens aus eigener Anschauung kennenzulernen. Nach der Rückkehr von England begab sich Kronprinz Rudolf nach Deutschland. Er langte am 4. März in Berlin an und setzte von dort seinen Weg nach Frankfurt am Main fort, als ihn die Nachricht vom Hinscheiden seines Großvaters, des Erzherzogs Franz Karl traf, worauf er sich sofort nach Wien zurückbegab.

Die nächsten Monate verlebte Kronprinz Rudolf seinen militärischen Pflichten obliegend in Wien, bis er am 23. Juni 1878 den Befehl erhielt, zur Dienstleistung beim 36. Infanterieregiment Zimiecky, welches in Prag in Garnison lag, einzurücken. Am 19. August 1879 übernahm er das Kommando dieses Regiments und avancierte im September des folgenden Jahres zum Generalmajor, sowie zum Konteradmiral. Am 6. April 1881 wurde er Kommandant der 18. Infanteriebrigade in Prag.

Dieser weitausgedehnte Erziehungs- und Lehrplan war aber nicht geeignet, den Kronprinzen für seine zukünftige Mission als Herrscher des österreichischen Kaiserstaates vorzubereiten. Nicht nur, daß seine geistigen Kräfte zu sehr angespannt

wurden, ließ diese kolossale Anhäufung des Wissensstoffes keinen Raum mehr für die Entwicklung von Moral und Sitte. Im Gegenteil! Ermüdet und schlaff vom allzuvielen Lernen benutzte der Kronprinz jede Gelegenheit, um sich „auszuleben", wie der moderne Ausdruck lautet und womit man so gerne alle Ausschweifungen entschuldigt. Von mehreren Seiten wird den liberalen Anschauungen seiner Lehrer die Schuld beigemessen, daß der Kronprinz sich nicht zu einer würdigen Auffassung seines Ranges und Standes aufschwingen konnte. Wenn wir auch diese Anschauung nicht teilen und glauben, daß die Hauptschuld an dem unseligen Ende des Kronprinzen in seiner natürlichen oder richtiger gesagt unnatürlichen Veranlagung lag, so geben wir doch hier den Ausführungen Raum, die ein anonym gebliebener Biograph des Kronprinzen über dessen Erziehung entwickelte. Da heißt es:

„Ein zukünftiger Kaiser von Österreich stand auf einer anderen Zinne, als irgend sonst ein reich begabter junger Mann etwa aus wohlhabender Familie. Seiner harrten andere Aufgaben, als die, denen er einen großen Teil seiner Talente und seines reich gebildeten Geistes widmete. Die Folgen dieses Erziehungs- und Bildungssystems zeigten sich, sobald der noch junge Thronfolger in das erste Stadium der Selbständigkeit trat. Er

umgab sich mit Männern, deren wissenschaftlicher Ruhm zum Teil über jede Anfechtung erhaben ist, deren Einfluß aber auf seine Denk- und Handlungsweise als keine günstige bezeichnet werden kann. Dem Liberalismus der Wissenschaft will ich hier keine Vorwürfe machen; das ist eine Sache, über die sich streiten läßt. Bedenklicher schon war es, daß ein Teil dieser Herren es verstand, den jungen Thronfolger auch in politischen und religiösen Dingen für ihre liberalen Anschauungen zu gewinnen. So gelangte der junge Erzherzog auf diesem Gebiete allmählich zu einer Auffassung, die sich wohl ein gereifter Professor der Naturwissenschaft leisten kann, die sich aber kaum für einen zukünftigen Kaiser Österreichs eignen mochte, weil sie ihn geradezu einseitig machte. Der Kronprinz wurde von diesen Kreisen direkt mißbraucht. Es erregte z. B. sehr viel Aufsehen, als Kronprinz Rudolf gelegentlich einer Vorstellung von Landtagsmitgliedern einen ehrwürdigen hochverdienten Abgeordneten einfach links liegen ließ, während er seinen Nebenmann, dessen liberale Gesinnung allgemein bekannt war, durch eine längere huldvolle Ansprache auszeichnete. Nicht die Tatsache an sich, sondern der dabei zutage tretende Umstand, daß der zukünftige Träger der Krone in so einseitiger Weise bei einer Gelegenheit verfuhr, wo volle Parität hätte herrschen sollen, erregte den berech-

tigten Mißmut treuer Diener seines Vaters. Es hat denn auch damals nachträglich eine scharfe Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn gegeben, bei welcher der sonst so gütige Kaiser sich für die Zukunft derartige „Extravaganzen" auf politischem Gebiete energisch verbeten hat. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, wie sehr der Thronfolger unter den Einfluß dieser Kreise geraten war, für deren Anschauungen er noch nicht die genügende Reife des Charakters besaß. Infolgedessen wurden sie ihm verderblich und brachten ihn auch nach anderer Richtung hin zu einer liberalen Auffassung der Verhältnisse, zu einer Nichtberücksichtigung der durch seine Geburt und Stellung begründeten Schranken, die meines Erachtens nicht wenig Schuld an der Entwicklung seines Geschickes trug. Das zeigte sich, als der Thronfolger mit dem 18. Lebensjahre zur vollen Selbständigkeit gelangte. Bis dahin hatte sein Erzieher, der Graf Gondrecourt mit Energie und Sorgfalt darüber gewacht, daß dem seiner Obhut anvertrauten jungen Prinzen jene sinnlichen Versuchungen fernblieben, die schon so oft ihren verderblichen Einfluß auf das ganze zukünftige Leben eines Regenten geäußert haben. Die sinnliche Liebe war bis zu jener Zeit dem Kronprinzen etwas Fremdes. Er hatte von der verbotenen Frucht noch nicht gekostet, die später ein so herrliches

Menschendasein im wahren Sinne des Wortes vergiften sollte. Aber nun, als Kronprinz Rudolf sich der Fesseln eines Mentors ledig fühlte, der bei aller guten Absicht und unwandelbarer Pflichttreue es nicht erreicht hatte, einen nachhaltigen Einfluß auf den Charakter seines Zöglings zu gewinnen, vielleicht auch vergeblich gegen eine Strömung ankämpfte, die sich unter sehr hoher Protektion in der anderweitigen Umgebung des Thronfolgers breit machte, da stürzte er sich mit wahnsinniger Leidenschaft in den Strudel sinnlicher Vergnügungen. An feilen Dienern, die bereit sind, einem zukünftigen Herrscher das Weib in die Arme zu führen, hat es ja nie gefehlt; und beim Kronprinzen Rudolf fehlten sie wahrhaftig gar nicht. Hin und wieder mochte auch der Wunsch, den zukünftigen Träger der Krone dauernd an sich zu fesseln, bei diesem oder jenem die Hauptursache sein, weshalb er sich demselben in einer Weise dienstbar machte, die sich ebensowenig mit dem Standesbewußtsein eines vornehmen Aristokraten, wie mit den Pflichten vertrug, die man von dem vertrauensvollen Vater übernommen hatte.

Alles, was an tiefer Leidenschaft, an vielleicht lang verhaltener Sinnlichkeit in diesem jugendfrischen Körper schlummerte, brach jetzt mit elementarer Gewalt hervor. Und es brach um so rücksichtsloser hervor, als der junge Prinz in seiner

liberalen Umgebung gelernt hatte, Schranken zu vergessen, welche göttliche und menschliche Ordnung einem jeden, vor allem aber einem zukünftigen Fürsten gezogen haben. Es fällt mir nicht ein, mit diesen und den folgenden Zeilen den Liberalismus jener Kreise zum alleinigen Sündenbock für all das Unheil zu machen, das sich später ereignet hat. Aber den Vorwurf kann ich — und jeder treue Diener des Hauses Habsburg mit mir — ihm nicht ersparen, daß sein Einfluß, seine Lehren dem jungen Kronprinz das Gefühl beigebracht hatten, der ungezügelte Genuß des Lebens sei nicht durch engherzige Vorschriften begrenzt. Ganz natürlich auch. Für jeden Menschen gelten gewisse Normen, die seine Lebensweise bestimmen. Dem einen ist es die Religion, die ihn den Unterschied von „Gut und Böse" lehrt; dem anderen sind es rein menschliche Gründe, wie z. B. in erster Linie die Rücksicht auf seinen Rang und seine Stellung im öffentlichen Leben. Was die Religion anbetrifft, so war es kein Geheimnis, daß der Thronfolger es mit ihren Vorschriften sehr leicht nahm. Niemand vermag in die Herzen der Menschen zu schauen; und mir fällt es am wenigsten ein, Richter über das spielen zu wollen, was der Prinz allein mit sich und seinem Gewissen auszumachen hatte. Aber die Tatsachen haben ja deutlich genug bewiesen, daß Kronprinz Rudolf praktisch

wenigstens sich nicht an die sehr bestimmten Vorschriften kehrte, welche die Religion seiner Väter in bezug auf den geschlechtlichen Verkehr enthält. Hiermit soll gewißlich nicht das Andenken des Toten in herzloser Weise verunglimpft werden; ich halte ihn vielmehr für durchaus nicht so verantwortlich für diesen Zustand, als vielmehr jene, welche sich geflissentlich bemühten, ihn bei seinen naturwissenschaftlichen Studien auf die Bahn der (fälschlich so genannten) darwinistischen Weltanschauung zu drängen, und so allmählich in seinem Herzen den Zwiespalt zwischen seiner religiösen Überzeugung und seiner wissenschaftlichen Bildung erweckten. Es liegt mir nicht ob, die Frage zu erörtern, inwieweit der Verstorbene religiös war oder nicht, sondern inwieweit er an seiner Religiosität einen Halt gefunden habe gegenüber den moralischen Versuchungen, die sich ihm aufdrängten. Daß er einen solchen Halt nicht gefunden hat, liegt für jeden, der die näheren Verhältnisse kennt, außer Zweifel. Und daß seine liberale Weltanschauung auch gewisse rein menschliche Schranken übersah, liegt ebenso klar zutage. Ich habe gerade in jener Zeit, als der Kronprinz in Prag war, die Verhältnisse aus eigener Anschauung beobachten können und muß gestehen, daß ich selten einen Herrn aus guter Familie, geschweige denn aus fürstlichem Hause mit einer solchen Ungeniert-

heit seinem Vergnügen habe nachgehen sehen, als den österreichischen Thronfolger. Es war ein ganz gewöhnliches Schauspiel für das Publikum, daß die Hofequipage des Prinzen am hellen Tage stundenlang vor der Wohnung einer sehr berühmten, aber wegen ihres entgegenkommenden Wesens auch sehr bekannten Schauspielerin hielt. Und es war in der Tat für mich, der ich gewiß einem jeden sonst sein Vergnügen gönne, ein höchst schmerzliches Gefühl, die Bemerkungen anhören zu müssen, welche aus dem Munde der Vorübergehenden bei diesem Anblicke fielen. Selbst in Offizierskreisen konnte man Redensarten und Erzählungen kleiner pikanter Details hören, die sich nur durch das Beispiel erklären ließen, das der „Oberst-Thronfolger" selbst in bezug auf seine Person gab. Bei einem Besuche, den ich damals dem verstorbenen Kardinal Schwarzenberg machte, konnte ich nicht umhin, mein Befremden über diese Wahrnehmung auszusprechen, welches der ehrwürdige Kirchenfürst in vollstem Maße und mit schmerzlichster Bewegung teilte. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß es gar nichts Seltenes sei, wenn der Hofgottesdienst auf dem Hradschin Sonntags vor leeren Bänken stattfinde, weil der Kronprinz schon in der Frühe zur Jagd ausgefahren sei. Später wurde das Verhalten des Kronprinzen derartig, daß der Kardinal, wie ich

aus bestimmter Quelle weiß, sich endlich entschließen mußte, im Interesse des Ansehens der Monarchie direkt bei Sr. Majestät dem Kaiser vorstellig zu werden. Die bald darauf erfolgende Transferierung des Thronfolgers von Prag unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalmajor wurde in eingeweihten Kreisen wesentlich als das Resultat dieser Vorstellung seitens des Kardinals betrachtet. Der sonst so nachsichtige Kaiser verstand in dem, was Wahrung der äußeren Würde seines Hauses betraf, denn doch keinen Spaß. Davon konnte ein anderer Erzherzog ein Lied singen, der die meiste Zeit des Jahres fern von der Residenz in einem südtirolischen Badeorte eine Art Verbannung durchlebte und nur einmal im Jahre auf wenige Wochen nach Wien kommen durfte."

Wir sind der Ansicht, daß die liberale Weltanschauung der kronprinzlichen Lehrer den Charakter des Kronprinzen nicht im entferntesten beeinflußte. Es ist bekannt, wie der unvergeßliche Kaiser Joseph II. von Österreich von der bigotten Maria Theresia erzogen wurde, die nur Jesuiten als Lehrer des Kronprinzen duldete, und welche Früchte hat diese Erziehung gezeitigt! Daß man auf dem Throne sitzen und dabei sehr liberal denken kann, beweist das Beispiel des deutschen Kaisers Wilhelm II. Seine Freundschaft zu Professor Delitzsch und seine Stellungnahme in der

Bibel- und Babelfrage verträgt sich vollauf mit seiner Stellung als Herrscher eines großen Reiches. Kronprinz Rudolf wäre wahrscheinlich bei anderen Lehrern auch nicht besser geworden, denn in ihm steckte eine von seiner Mutter ererbte krankhafte Veranlagung. Daß man Körper und Geist durch ein Übermaß von Anforderungen schwächte und dadurch weniger widerstandsfähig machte, das mag wohl dazu beigetragen haben, ein früheres jähes Ende herbeizuführen, als dies bei mehr Schonung der Fall gewesen wäre. Mochten die Lehrer konservativ oder liberal sein, die krankhafte Veranlagung wäre doch dieselbe gewesen und hätte sich in gleicher Weise geäußert.

Es scheint sich leider niemand gefunden zu haben, der es wenigstens versucht hätte, diesen krankhaften Neigungen, die besonders auf sexuellem Gebiete lagen, energisch entgegenzutreten. Seine allzugroße Empfänglichkeit für das Weibliche, oder sagen wir einfach seine Sinnlichkeit, fand nirgends irgendwelche Schranken, nachdem er volljährig geworden war. Wenn auf diesem Gebiete irgend jemand einen wohltätigen Einfluß gehabt hätte, so wäre dies heilsamer gewesen als die Überfülle von Wissenschaft.

Siebentes Kapitel.

Rudolfs Neigungen bis zur Vermählung.

So fremd sich Rudolf und seine Mutter gegenüberstanden, als diese von ihrer großen, vier Jahre währenden Reise zurückgekehrt war, so hatte sich doch im Laufe der Jahre zwischen Mutter und Sohn ein herzlicheres Verhältnis herausgebildet. Das Verhältnis war mehr ein geschwisterliches zu nennen, und es hatte den Anschein, als ob weniger die Bande des Blutes, als vielmehr die Gemeinsamkeit der Neigungen die beiden Charaktere aneinander fesselte. Größeres Vertrauen hatte Rudolf zu seiner Mutter, größere Ehrfurcht für seinen Vater. Der Vater konnte befehlen und die Mutter durfte bitten, und so hätten ja wohl die Eltern auch nach der Großjährigkeit des Kronprinzen einen großen Einfluß auf ihn ausüben können, wenn sie es gewollt hätten. Sie ließen aber dem Eigensinn ihres Sohnes die Zügel schießen und legten ihm wenig Hindernisse in den Weg.

Es ist unrichtig, was ein adeliger „Kronprinz-Rudolf-Forscher" behauptet, daß Rudolf sich stets einer kräftigen Gesundheit erfreut habe. Diese allgemein bekannte Unrichtigkeit allein schon läßt die ganze Darstellung des adeligen „Forschers" zweifelhaft erscheinen. Rudolfs Konstitution war von Geburt eine sehr schwächliche, und besonders der anstrengende Dienst, verbunden mit einem ausschweifenden Leben, hatten dazu beigetragen, seinen Körper so zu zerrütten, daß er am Beginne der zwanziger Jahre schon jedem kundigen Arzte als Todeskandidat erscheinen mußte. In seiner Liebe, oder sagen wir Sinnlichkeit kannte er keine Grenzen, und es war ihm gleichgültig, welcher Schürze er nachlief, wenn er nur fand, was er suchte. Es wäre da zu verwundern, wenn er bei seinen zahlreichen Liebesabenteuern unverletzt geblieben wäre. Auf einer seiner Reisen soll er sich eine Ansteckung zugezogen haben, die nach einer energischen Kur wohl als behoben galt, aber, wie bekannt, kommen die Folgen solcher Ansteckungen oft nach Jahren unvermutet wieder zum Vorschein. Einer anderen Version zufolge soll er sich im Verkehr mit einer ungarischen Zigeunerin angesteckt haben. Sicher ist, daß er einen solchen Verkehr gepflegt hat. Es bleibe dahingestellt, wie und wo er zu seiner Erkrankung gekommen ist, aber fest steht es, daß er von einem solch geheimen Leiden schwer heimgesucht war, wenn

es auch zweifelhaft ist, ob das Kaiserpaar davon gewußt hat.

Wie seine Mutter, so liebte auch Rudolf einen Verkehr mit Leuten, die nicht der Hofsphäre angehörten. Oft genug ging er da weit unter das Maß herab, das man selbst für den leutseligsten Kronprinzen festhalten muß. Er war aber sonst ein Freund der Wissenschaft und Künste, und seine Leistungen als Schriftsteller müssen lobend hervorgehoben werden, auch wenn er nicht Kronprinz gewesen wäre. Er war ein Meister der Naturschilderungen, und wir wollen nachstehend als Beispiel einen Auszug aus einem Briefe wiedergeben, der an Elisabeth gerichtet war:

„Als ich ankam, schien die Sonne strahlend auf die Gipfel der roten Granitklippen und goß ihr goldenes Licht über die wellenförmige Ebene des Küstenlandes, das einem Meere taubeperlten Grases und wohlriechender Blumen glich. Tief unter uns zeigte ein schmaler, silberglänzender Streifen die Brandung der See an der adriatischen Küste. Jedesmal, wenn ich so weit nach Süden komme, wünsche ich, und immer sehnlicher, daß Du mit mir wärest, Du, die Du diese schönen Gegenden so liebst und zu schätzen weißt. In dieser Frühlingszeit, dieser Epoche der Jugend und der Liebe, der singenden Vögel und der knospenden Rosen, fand ich P." — den Freund, welchen er be-

suchte — „in dem weiten, melancholischen Zimmer seiner Villa, die auf einem steil vorspringenden Felsen steht. Er war damit beschäftigt, Gemälde, Teppiche, Statuetten, Bronzekunstwerke, alte Brokate und Stickereien zu jener malerischen und künstlerischen Wirkung zu ordnen, die er so trefflich hervorzubringen versteht. Draußen, in den großen, schattigen Gärten, in den Büschen von Kamelien, über denen Eichen emporragten, ließen Hunderte von Nachtigallen ihr Abendlied ertönen. Es ist ein entzückender Platz. Ich verliebte mich förmlich in diese moosbewachsenen Terrassen, auf denen Efeu und Reben an ungeheuren Zedern und Magnolien sich emporranken. Du würdest entzückt sein von dem träumerischen Frieden, der hier majestätisch herrscht. Ich werde hier einen großen Teil des Tages herumreiten und die Gegend auf allen Seiten zu erforschen trachten; sie ist noch viel poetischer, als Dein teures Irland, meine liebe Mutter!..."

Bekannt ist Rudolfs freundschaftliches Verhältnis mit dem Naturforscher Alfred Brehm. Über die Entstehung dieser Freundschaft entnehmen wir dem im Leipziger Verlags-Comptoir erschienenen „Die Märtyrerin auf dem Kaiserthrone", folgenden Abschnitt:

Sobald der Kronprinz in die Lage gekommen war, Selbständigkeit in der Wahl seines Umganges zu entfalten, hatte er zu diesem auch den damaligen

Leiter des Berliner Aquariums, Alfred Brehm, den bekannten Autor von „Brehms Tierleben" herangezogen.

Die Bekanntschaft beider war durch Herzog Ernst von Sachsen-Koburg angebahnt worden, dessen Landeskind Alfred Brehm war. Der Herzog stand in lebhaftem Verkehr mit dem Kronprinzen, obwohl seine Beziehungen zum Wiener Hofe sonst nicht die besten waren. Der auch politisch hochinteressante, nur sehr wenigen bekannte Grund dieser Spannung ist folgender: Als der 1866er Krieg auszubrechen drohte, hatte Herzog Ernst, obwohl er sein Kontingent bereits den Preußen zur Verfügung gestellt hatte, sich selbst dem österreichischen Hofe als Oberbefehlshaber für die österreichischen Truppen angeboten. In Wien hatte man, da man zu den noch nie erprobten militärischen Fähigkeiten des Herzogs kein sonderliches Zutrauen hatte, dieses Anerbieten höflich dankend abgelehnt und damit die Welt um das sonderbare Schauspiel eines gegen seine eigenen Soldaten kämpfenden Fürsten gebracht. Diese Ablehnung hatte den Herzog, der das Genie eines Napoleon I. in sich zu spüren vermeinte, sehr verstimmt, und er hatte den bis dahin sehr eifrig gepflegten Verkehr zum Wiener Hofe erkalten lassen, und ihn erst mit dem heranwachsenden Kronprinzen Rudolf wieder angeknüpft.

Alfred Brehm hatte den Herzog auf einer Reise nach Nordamerika begleitet und sich dabei als sehr tüchtiger Ornithologe gezeigt. Als er, nachdem er seine Stelle als Leiter des Berliner Aquariums, die ihn zu sehr an die Scholle fesselte, aufgegeben hatte, von einer Forschungsreise von dem Ural zurückkehrte, und auch durch Wien kam, wurde ihm eine Karte des Kronprinzen überbracht, worauf dieser geschrieben hatte:

Mein Herr!

Ein Freund der Zoologie und ein besonderer Verehrer Ihrer speziellen Wissenschaft möchte gern eines Vortrages von Ihnen gewürdigt werden. Es würde demselben — ich bin es nämlich — ein Vergnügen bereiten, wenn Sie ihn morgen besuchen wollten.

Brehm ging natürlich nach der Hofburg und wurde vom Kronprinzen mit der ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, zu Gebote stand, empfangen. An diesen einen Besuch knüpfte sich ein reger Verkehr zwischen beiden, der auch zur Folge hatte, daß Brehm den Kronprinzen auf einem Ausfluge in das Gebiet der Donau, der Drau und der Maroſch begleitete, der besonders ornithologischen Studien gewidmet war. Der Kronprinz brachte eine reiche Beute von Wasservögeln aller Art heim, und Brehm half ihm,

sie richtig zu klassifizieren und gab ihm manchmal dankenswerte Aufschlüsse. Der Kronprinz, damals erst zwanzig Jahre alt, schrieb nach der Rückkehr das kleine Werk „Fünfzehn Tage auf der Donau", das durch seine vorzüglichen, photographischen Momentaufnahmen gleichenden Naturschilderungen auch dann überall Anklang gefunden hätte, wenn sein Verfasser nicht der Kronprinz gewesen wäre, dem aber auch wissenschaftliches Interesse innewohnt. Kaiserin Elisabeth empfand über dieses Werkchen ihres Sohnes eine solche Freude, daß sie es stets auf ihren Reisen mitnahm und so lange in ihm las, bis sie es fast auswendig kannte. Auch auf der Reise nach Spanien begleitete Brehm den Kronprinzen, bald darauf aber wurden beide getrennt, und zwar durch den Einfluß des Prager Erzbischofs Fürst Schwarzenberg, der befürchtete, daß der andauernde Verkehr Rudolfs mit einem Naturforscher den Kronprinzen in zu hohem Grade freigeistigen Ideen geneigt machen könne. Fürst Schwarzenberg genoß eines großen, persönlichen Einflusses bei Kaiser Franz Joseph, und der Kronprinz mußte zu seinem lebhaften Schmerz damals nachgeben.

Das unstete und eines Kronprinzen unwürdige Liebesleben Rudolfs drängte schon frühzeitig zu dessen Verheiratung. Nur ungern hörte Elisabeth davon sprechen, daß eine andere Frau als sie selbst Einfluß auf den Kronprinzen haben sollte. Aber

im Interesse des ganzen Landes mußte nach einer Braut des Kronprinzen Umschau gehalten werden, doch die Wahl war nicht groß. Es mußte ja eine katholische Prinzessin aus einem regierenden Hause sein.

Zuerst wurde Prinzessin Mathilde, die Tochter des Prinzen Georg, der nach dem Ableben des Königs Albert den sächsischen Thron bestieg, in Aussicht genommen. Aber am sächsischen Hofe herrschte eine so strenge Religiosität, der auch die Prinzessin Mathilde huldigte, daß der freie Geist Rudolfs schon dadurch abgeschreckt wurde. Dazu kam noch, daß die Prinzessin Mathilde eine Körperfülle aufwies, die sich zu weit entfernte von jenen schlanken Idealgestalten, welche Rudolf liebte.

Der Kronprinz verließ also den sächsischen Hof und begab sich nach München, wo er mit dem kunstsinnigen Ludwig II. eine herrliche Zeit verlebte, die ihm stets in Erinnerung blieb. Aber zu einer Verlobung konnte er sich in München nicht entschließen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Münchener und dem Wiener Hofe waren zu enge, so daß Rudolf Bedenken hatte, eine Braut aus demselben Geschlechte zu wählen, dem seine Mutter angehörte. Er hielt die Eheschließung zwischen so nahen Verwandten mit Recht für ein Hindernis des zukünftigen Glückes. Wie

gut wäre es gewesen, wenn schon Franz Joseph diese Bedenken gehabt hätte, als er 1853 nach München gereist war, um sich zu verloben.

Sodann kam Madrid an die Reihe. Dort gab es zwei Infantinnen, Maria Della Paz und Eulalia Franziska. Der Schönheitssinn Rudolfs aber stellte höhere Ansprüche an die weiblichen Reize, als diese Infantinnen befriedigen konnten. Er verließ auch Madrid unverrichteter Sache.

Endlich kam er nach Brüssel, wo seine Wahl auf Prinzessin Stephanie, die Tochter des Königs Leopold von Belgien und seiner Gemahlin Maria Henriette Anna, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn, fiel. Es kann nicht behauptet werden, daß sich der Kronprinz in die 16jährige belgische Prinzessin verliebt hätte; er sagte sich nur, da er nun einmal heiraten mußte, so wollte er von allen Übeln das kleinste wählen. Gegen die Prinzessin Stephanie hatte er am wenigsten einzuwenden, und das übrige dachte er, würde sich schon finden.

Als die Wahl des Kronprinzen bekannt wurde, ging ein Jubelgeschrei durch die ganze österreichische Presse. Es war nicht genug Druckerschwärze innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle aufzutreiben, die dazu dienen sollte, die Reize der zukünftigen Kaiserin von Österreich zu schildern. Alle nur denkbaren weiblichen Vorzüge wurden ihr angedichtet,

und nur die reinste Liebe sollte das Paar zusammengeführt haben. Wie österreichische und ungarische Blätter die Verlobung schildern, davon wollen wir hier nur ein kleines Beispiel geben. Der „Pester Lloyd" schrieb in einem Lebensabriß über das Leben des Kronprinzen, der am Tage nach dessen Tode veröffentlicht wurde, folgendes:

„Er (der Kronprinz) begab sich nach Brüssel, wo er seine zukünftige Gemahlin kennen lernte und beim Anblick des blühend schönen, jungen Mädchens tiefe Neigung zu ihr faßte. Am 6. März erging sich das junge Paar im Wintergarten des Brüsseler Königspalastes, und dort war's, wo der Kronprinz der jugendlichen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Königstochter die Hand entgegenstreckend, an die Prinzessin Stephanie die Frage richtete: „Wollen Sie meine Lebensgefährtin sein?" Die Prinzessin errötete tief, erwiderte jedoch mit fester Stimme: „Herzlich gern, und Ew. Hoheit können überzeugt sein, daß ich stets meine Pflicht erfüllen werde." Damit war die Verbindung fürs Leben geschlossen. Am andern Tage telegraphierte der Kronprinz an seinen königlichen Vater: „Ich bin zum königlichen Hofe zum Diner geladen. Die Prinzessin gefällt mir sehr. Ich küsse Euch die Hände."

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache ganz anders. Wir haben gesehen, daß der Kronprinz

Stephanie wählte in einem Gefühle, welches in dem Satze ausgedrückt ist: „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe." Der Kaiser billigte die Wahl, die Kaiserin aber war damit gar nicht einverstanden. Sie hatte auf zuverlässige Weise Erkundigungen über die Prinzessin einziehen lassen, und diese waren nicht zu deren Gunsten ausgefallen. Sie sollte, hieß es, ohne besondere geistige Fähigkeiten, dabei aber von großem Eigenwillen sein. Das gerade war es, was Elisabeth fürchten ließ, daß Rudolf, der an dem gleichen Fehler litt, mit ihr nicht glücklich werden würde. Auch wurde ihr Bigotterie in ausgeprägtem Maße zum Vorwurf gemacht. Dagegen wurde anerkannt, daß Stephanie den Mangel an Auffassungsgabe durch Fleiß zu ersetzen gesucht habe, und über mindestens ebensoviel Kenntnisse verfüge, als dies bei jungen Damen von Stande in ihrem Alter der Fall zu sein pflegte. Auch sprach zu ihren Gunsten der Umstand, daß König Leopold trotz seines großen Vermögens seinen Haushalt auf sehr sparsamem Fuße eingerichtet hatte, und die junge Prinzessin sicherlich wenigstens nicht verwöhnt war.

Andrerseits konnte nicht geleugnet werden, daß ihre äußere Erscheinung damals durchaus keine vorteilhafte war. Sie war in den letzten Jahren ziemlich rasch gewachsen, und ihre Gestalt entbehrte der Fülle fast gänzlich. Daher kam es auch, daß

ihr Gesicht, obwohl nicht häßlich, doch damals auch wenig Anziehendes hatte, um so mehr, als sie etwas bleichsüchtig war und ihr sehr helles Haar sich nicht dazu eignete, ihre fast farblosen Züge zu heben. Wie es bei jungen Mädchen in diesem Alter meist der Fall ist, war sie auch noch etwas eckig und unbeholfen in ihren Bewegungen und bot in dieser Hinsicht einen scharfen Kontrast zur Kaiserin.

Kronprinz Rudolf war nicht blind gegen die Mängel seiner zukünftigen Gattin, aber er setzte sich darüber hinweg. Er behandelte diese Angelegenheit nicht mit dem nötigen Ernste, sondern mit einer an Leichtfertigkeit grenzenden Sorglosigkeit, wie er überhaupt in jener Zeit, wenn von Frauen die Rede war, einen etwas sarkastischen Ton anschlug, welcher zeigte, daß er das weibliche Geschlecht im allgemeinen nicht gerade hochschätzte. Von dieser Mißachtung nahm er seine zukünftige Gattin noch am wenigsten aus. Elisabeth war durch die Leichtfertigkeit, mit der Rudolf die Ehe auffaßte, allerdings bekümmert und gegen die bevorstehende Verbindung eingenommen, aber sie war weit davon entfernt, ihrem Sohne deshalb Vorwürfe zu machen. Ihr Groll richtete sich nur gegen Stephanie, der sie es zum Verbrechen anrechnete, daß sie nicht schöner war, und nicht die Fähigkeit besaß, den Kronprinzen, der in bezug auf weibliche Reize schon blasiert war, zu bezaubern.

Wenn Rudolf mit seiner Mutter über seine zukünftige Frau sprach, so suchte er die Einwände, welche Elisabeth gegen die Verbindung erhob, mit Hinweis auf die Jugend Stephanies zu entkräften. Er meinte, sie wäre noch bildungsfähig und leicht zu erziehen, und er werde sie schon zu bilden wissen, wie er sie wünsche. Elisabeth sah allerdings kein Glück in einer Ehe, in der der Mann noch den Erzieher spielen müsse, und sie meinte, er werde der Erziehertätigkeit bald überdrüssig werden. Solche Gespräche trugen aber nicht dazu bei, dem Kronprinzen das bevorstehende Glück allzu begehrlich erscheinen zu lassen, und auch bei der Kaiserin hatte die Idee immer festere Wurzel gefaßt, Stephanie werde ihren Rudolf unglücklich machen. Unsere Leser werden selbst beurteilen können, wer durch diese Verbindung unglücklicher geworden ist, ob Rudolf oder Stephanie. In einem aber hatte Elisabeth recht: Die beiden Leute paßten nicht zusammen. Es ist aber fraglich, ob es überhaupt möglich war, für den Kronprinzen eine passende Gemahlin zu finden. Er war überhaupt für die Ehe verdorben. Unrecht aber war es von der Kaiserin, ihrem Sohne das bevorstehende eheliche Unglück in allen Tonarten immer von neuem vorzuhalten und so dessen Gleichgültigkeit gegen Stephanie zu einer Voreingenommenheit zu gestalten.

Allmählich durchschwirrte ein Gerücht die Luft,

das sich langsam zur Tatsache verdichtete. Das war die nicht mehr hinwegzuleugnende Verstimmung zwischen dem Brüsseler und Wiener Hofe. Auch deren Ursache konnte auf die Dauer nicht mehr verborgen bleiben. Der Kronprinz hatte selbst als Bräutigam von seinen Passionen nicht lassen können. Er war damals verliebt in eine Frau F . . . ., eine hervorragend schöne Dame, groß, brünett, von herrlichem Wuchs. In ihren großen, schwarzen Augen brannte das Feuer sinnlicher Leidenschaft. Sie war Jüdin von Geburt und hatte einen reichen Fabrikanten geheiratet, den sie nach einigen Jahren der Ehe verließ, um von ihren Reizen zu leben. Der Prinz hatte sie eines Tages auf der Straße bemerkt und, von ihrer Schönheit geblendet, ihre Bekanntschaft gemacht. Durch Geist und körperliche Reize fesselte ihn die Holde derart, daß er sich nicht mehr von ihr trennte. Das war zur Zeit seiner Verlobung mit der Prinzessin Stephanie. Der Brautstand dieser zog sich in die Länge, Rudolf hatte keine Eile mit der Hochzeit und war lange nicht nach Brüssel gefahren. Endlich erforderte die Etikette einen Besuch am belgischen Hofe, da aber Rudolf seine schöne Dame F.... nicht verlassen wollte, nahm er sie leichtsinnigerweise in seinem Hof-Salonwagen mit nach Belgien. Zuerst ging alles nach Wunsch, niemand ahnte in Brüssel, in welcher reizenden

Gesellschaft der Prinz sich befand, und schon nahte die Stunde der Abreise. Da wollte es das Unglück, daß die Prinzessin Stephanie auf den Gedanken kam, mit ihrer Mutter, der Königin, sich zum Bahnhof zu begeben, um ihren Bräutigam noch einmal zu sehen. Wer aber beschreibt die schmerzliche Überraschung der beiden hohen Frauen, als sie durch die breiten Spiegelscheiben des hell erleuchteten Salonwagens den Prinzen in zärtlicher Unterhaltung mit einer schönen Frau sahen!... Die Königin entfernte sich sofort mit der weinenden Stephanie. Der König, dem man diese Entdeckung meldete, wollte sogleich das Band der Verlobung lösen. Er wünschte seine Töchter glücklich zu sehen, denn der Besitz selbst eines Thrones kann ja eine Frau nicht über die Untreue eines geliebten Gatten hinwegtrösten. Das wußte Leopold II. am besten.

Dieses sonderbare Betragen eines prinzlichen Bräutigams wird von allen der österreichischen Zensur nicht unterworfenen Biographien Rudolfs in der Hauptsache so ziemlich übereinstimmend mitgeteilt, nur in Nebensächlichkeiten gehen die Berichte etwas auseinander. So hat nach einer anderen Lesart die schöne Jüdin den Kronprinzen auf seinen Besuchsreisen nach Belgien stets begleiten müssen. Für gewöhnlich pflegte sie an der Grenze auszusteigen, um den Rückweg nach Wien anzutreten. Einmal aber hatte man die Übergangs-

station an der Grenze übersehen, und der Zug mußte auf der nächsten Station auf belgischem Gebiete halten, um die wenig hoffähige Begleiterin des Kronprinzen aussteigen zu lassen, die sich in Begleitung eines Adjutanten nach Österreich zurückbegeben sollte. Anstatt aber in aller Stille direkt nach Wien zu fahren, hielt sich das Paar einige Tage in Aachen und Köln auf, wo es ein solch skandalöses Betragen zur Schau trug, daß alle Welt darauf aufmerksam wurde. Rheinische Blätter erzählten unverblümt das Verhältnis, und ein Führer der belgischen Katholiken, der mit Aachen und Köln gute Beziehungen hatte, beeilte sich, den König Leopold davon in Kenntnis zu setzen, in welcher Begleitung sein zukünftiger Schwiegersohn reise, wenn er seine Braut besuche.

Die Liaison mit der schönen F. hätte bald zum Abbruch der Beziehungen zwischen Österreich und Belgien geführt, aber die österreichische Diplomatie setzte alle Hebel in Bewegung, um die bereits geschlossene Verlobung aufrecht zu erhalten. Ihren Bemühungen gelang es, alle Bedenken zu beseitigen, und endlich am 10. Mai 1881 fand die Vermählung statt.

Den 9. fand der feierliche Einzug der Prinzessinbraut in Wien statt. Die Elisabethbrücke mit einem auf Säulen ruhenden Blumendach bot einen überwältigenden Anblick dar. Der Festzug ent-

faltete eine imponierende Pracht. Die stattliche Trabantengarde, Kavaliere zu Pferde und Wagen, Edelknaben, Garden in historischer Gala, endlich die prächtigen, goldschimmernden Staatskarossen mit ihren berückend schönen Gespannen, als Glanzpunkt aber der von der Krönung Kaiser Karls VI. stammende, von Gold, Glas und herrlichen Gemälden strahlende Prachtwagen. Unter Glockengeläute begrüßte der Gemeinderat nächst der Elisabethbrücke die Braut, welche sichtbar bewegt, mit herzlichen Worten dankte. Unter Glockengeläute und Kanonendonner entfaltete sich nunmehr der großartige Zug nach der altehrwürdigen Kaiserburg. Hier angelangt, wurde die Prinzessinbraut vom Kaiser und ihrem hohen Bräutigam empfangen und im Zeremoniensaale begrüßt.

Denselben Abend erstrahlte Wien in einem Meer von Licht. Nicht nur die Paläste der Ringstraße und der inneren Stadt, auch die kleinsten Häuschen in den entlegensten Vorstädten waren illuminiert. Niemand wollte zurückbleiben, wo es galt, die allgemeine Freude kundzutun.

Den Glanzpunkt der Illumination in der inneren Stadt bildete das Palais der belgischen Gesandtschaft, die ganze Fassade war ein Lichtmeer von Emblemen und Arabesken und Gasflämmchen. Nicht minder strahlte der Schwarzenbergplatz mit einem riesigen kaiserlichen Adler am Palais des

Erzherzogs Ludwig Victor, und darunter die Devise: „Viribus unitis“. Der herrliche Kunstbau der Votivkirche strahlte wie ein steinernes Zaubermärchen in seinen wechselnden Farbentönen. Selbst vom fernen Kahlenberge leuchteten Feuergarben hernieder. Der Schwarzenbergplatz, der Volksgarten, der Stadtpark, waren mit einer Pracht erleuchtet, von der sich der, welcher sie nicht gesehen hat, kaum eine Vorstellung machen kann. Hier brannten gewaltige Sterne, dort der kaiserliche Doppeladler, dann wieder das belgische Wappen oder die Initialen des hohen Brautpaares. Die Springbrunnen der öffentlichen Anlagen erglänzten in wechselndem, farbigem Licht, und an der Ringstraße, an der so viele Paläste der Großen des Reichs liegen, war eine Dekoration immer feenhafter als die andere. In den Hauptstraßen war kaum irgendwo ein Fenster zu finden, das nicht hell beleuchtet gewesen wäre. Auch die weniger frequentierten Straßen erstrahlten in hellem Schein, und selbst in den entferntesten Gäßchen und Winkeln, wo die ärmere Bevölkerung wohnt, war wenigstens durch einige Lichtstümpfchen der Teilnahme des Volkes an dem hohen Feste seines Kaiserhauses Ausdruck gegeben.

Viel Heiterkeit erregte bei den zahllos durch die Straßen Wandelnden eine Inschrift am Fenster eines Greißlers (Krämers):

Ich bin nur arm und hab' mehr Schulden,
Als sind in meiner Tasche Gulden,
Doch ruf' ich froh: „Gott segne sie,
Den Rudolf und die Stephanie!

Das gleiche war der Fall mit folgendem Transparent eines Lichtziehers:

Bin ich auch nur ein schlichter Mann,
Nimm Kronprinz, meinen Glückwunsch an:
So gut gedeih' die Heirat Dir,
Wie meine besten Lichter mir!
(Das Pfund zu 32 Kreuzer!)

Den 10. Mai erstrahlte mittags die Hofkirche der Augustiner in hehrem Glanze.

Unter Vorantritt von Hoffurieren, Edelknaben, Kammerfurieren, Truchsessen, Kämmerern, geheimen Räten, Rittern des Ordens vom goldenen Vliese, erschienen alle Herzöge mit den fremden Prinzen in nachstehender Ordnung: die Prinzen Ferdinand und Philipp, die beiden Prinzen August von Sachsen-Koburg, Prinz Gustav von Sachsen-Weimar, die Herzöge Nicolaus, Wilhelm und Alexander von Württemberg, die Erzherzöge Rainer, Heinrich, Ernst, Sigismund, Wilhelm, Joseph, Karl Stephan, Eugen, Albrecht, Friedrich, Ferdinand, der Großherzog von Toskana, der Erzherzog Johann, der Graf von Flandern, Erzherzog Ludwig Victor, Prinz Leopold von Bayern,

Erzherzog Otto, Prinz Wilhelm von Preußen (später Kaiser Wilhelm II. von Deutschland), Erzherzog Franz Ferdinand, Prinz von Wales (später König Eduard von England), Erzherzog Karl Ludwig, Kronprinz Rudolf, der Kaiser und der König von Belgien, die Kaiserin, die durchlauchtigste Braut, Prinzessin Stephanie, die Königin von Belgien, Prinzessin Viktoria von Preußen, Erzherzogin Maria Theresia, Prinzessin Gisela von Bayern, Erzherzogin Maria Antonia, Erzherzogin Maria Immaculata, Erzherzogin Isabella, Erzherzogin Clotilde, Erzherzogin Marie, Erzherzogin Elisabeth, Prinzessin Clementine von Sachsen-Koburg.

Die Trauungsfeier vollzog der Kardinal-Fürsterzbischof von Prag mit einer glänzenden Suite von Bischöfen und Prälaten. In dem Momente, als die kirchliche Einsegnung erfolgte, wurden Freudensalven abgefeuert und sämtliche Glocken der Residenz geläutet, wodurch der Bevölkerung der soeben geschlossene Ehebund verkündet wurde.

Die Kaiserin erfüllte die Pflichten, die ihr als Mutter des Bräutigams oblagen, aber ihre Kälte und Zurückhaltung gegenüber der Schwiegertochter und dem belgischen Königspaare fiel allgemein auf.

Bei einer Spazierfahrt durch die Hauptstadt, mit der Königin Henriette von Belgien, grüßte

sie unabläſſig die Menge als Antwort auf die ihr gebrachten Hochrufe. Der Ausdruck ihres Geſichts war wie geiſtesabweſend, und während der ganzen langen Fahrt richtete ſie nicht einmal ein einziges Wort an die belgiſche Königin. Während der Trauungsfeierlichkeiten verlor Eliſabeth vollſtändig ihre Selbſtbeherrſchung und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Anläßlich der Vermählung Rudolfs weilte Eliſabeth zum letzten Male offiziell in Wien. In der Hofburg fühlte ſie ſich jetzt unbehaglicher als früher, und ſie ließ ſich nur noch in wenigen Winterwochen und manche Jahre gar nicht dort blicken.

Bei hellſtrahlender Frühlingsſonne hielt das junge kronprinzliche Ehepaar am 18. Mai ſeinen Einzug in die ungariſche Metropole. Ein herzergreifendes Bild erſchien es den Ungarn, als die Königstochter mit dem Manne ihrer Wahl im offenen Wagen ſitzend, an der Menſchenmenge vorbeifuhr, die ſich vom öſterreichiſchen Staatsbahnhof bis zur Ofner Hofburg erſtreckte. Auf die Begrüßung des Oberbürgermeiſters erwiderte der Kronprinz:

„Ein heißer Wunſch meiner lieben Frau erfüllt ſich, indem ich ſie nach Budapeſt geleite. Wir kommen mit Freuden, denn wir wiſſen wohl, daß die ſprichwörtliche ungariſche Herzlichkeit, der wir

hier begegnen, aus aufrichtigem Herzen kommt, daß Ihre Liebe die Enkelin jenes glorreichen Mannes umgeben wird, der die glücklichsten Tage seines segensreichen Lebens in Ihrer Mitte verbracht hat."

Wo die belgische Königstochter hinkam, überall schallte ihr der Gruß der neuen Heimat entgegen:

Dein neues Vaterland
Begrüßt dich mit Herz und mit Hand,
Belgiens Königskind!
Nordisches Röselein,
Dich grüßt der Süd
Liebedurchglüht!

Was war natürlicher, als daß die Popularität, die Rudolf erlangt hatte, sich auf seine Gattin übertrug und in beiden Reichshälften der Jubel und die Begeisterung in den Maitagen des Jahres 1881 aufs höchste stieg.

Wir erlassen uns die weitere Schilderung der offiziellen Festlichkeiten, Begrüßungen, Empfänge usw., welche anläßlich der kronprinzlichen Vermählung stattfanden. Ob all dieser Jubel im Herzen des Brautpaares ein Echo fand? Man kann es bezweifeln, denn die Ereignisse vor und nach den Festlichkeiten reden eine andere Sprache.

———*———

Achtes Kapitel.

Rudolfs Ehe.

Nichts ist natürlicher, als daß die österreichischen Blätter bald nach den Vermählungsfeierlichkeiten begannen, allerhand schöne Geschichten zu erzählen, die von dem häuslichen Glücke des jungen Paares Zeugnis ablegen sollten. Es macht ja immer einen guten Eindruck auf die Untertanen einer Monarchie, wenn das Volk sieht, daß auch auf dem Fürstenthrone alles Glück in der stillen Häuslichkeit ruht, und daß auf der Menschheit Höhen die prunkvollen Vergnügungen nur als Last empfunden werden, und von dieser Last erdrückt, man gern im stillen Familienglück Erholung sucht. Da sollen sich Bettler und Könige gleichen; ja, sie *sollen* sich gleichen, geschieht dies aber wirklich? Leider nein, aber dies leider gilt für die Könige, die oft das Glück entbehren müssen, das den Mann aus dem Volke für die Mühsale dieses Lebens entschädigt. Kronprinz Rudolf hat das Glück, welches ihm die österreichische Presse

so gern andichtete, niemals besessen. Er hatte sich durch sein wüstes Leben der Fähigkeit beraubt, ein solches Glück genießen zu können. Bald war es in der Hofgesellschaft kein Geheimnis mehr, daß den Kronprinzen die Fesseln der Ehe nicht im entferntesten drückten, und daß er sich ebenso frei fühlte, wie vor der Vermählung.

Die verschiedenen Darstellungen von Rudolfs Eheleben stimmen in einem Punkte überein, nämlich, daß es sehr schlecht war, sie widersprechen sich aber in der Erörterung der Frage, wer die Schuld an dem Zerwürfnis des ehelichen Glückes trug. Es fehlt nicht an Stimmen, die da behaupten, daß die Kronprinzessin Stephanie es nicht verstanden habe, den Kronprinzen richtig zu behandeln und auf seine Neigungen und Liebhabereien einzugehen. Sie habe seine Individualität nicht zu würdigen gewußt, und sie sei deshalb für die Ehezwistigkeiten verantwortlich zu machen.

Die so schreiben, mögen wohl gute Freunde des Kronprinzen sein (vielleicht auch „Freundinnen"), aber Psychologen sind es gewiß nicht. Sie muten einem 16jährigen unerfahrenen Mädchen, das mit dieser Ehe zum ersten Male in die große Welt kam, zu, einen ausschweifenden jungen Mann von 23 Jahren, der sich schon seit fünf Jahren selbständig in der Welt bewegte, zu lenken und zu bändigen. Anstatt daß der erfahrene

Mann, der wohl wußte, welch ein junges, unerfahrenes Mädchen er zur Frau bekommen hatte, die Individualität dieses Mädchens studieren und sie allmählich dahin bringen sollte, wohin er wollte, verlangt man umgekehrt, daß sie den Verstand haben sollte, ihn umzubilden. Dies ist direkt ein Unsinn.

Der einzige Vorwurf, den man der Kronprinzessin Stephanie machen kann, wenn es überhaupt ein Vorwurf ist, ist der, daß sie erst 16 Jahre alt war, als sie heiratete. Dieser Vorwurf trifft aber mehr den Kronprinzen, der ja ihr Alter kannte und damit rechnen mußte. Rudolf machte hier denselben Fehler, den sein Vater begangen hat, als er die junge Wittelsbacherin heimführte. Stephanie war zur Ehe eben noch zu jung, wie es auch Elisabeth seinerzeit war. Die Jugend Elisabeths gab den ersten Grund der Zwistigkeit in der kaiserlichen Ehe, und Stephanies Jugend wirkte ebenso ungünstig in der Ehe des Kronprinzen. Es ist aber unrecht, dem weiblichen Teile einen Vorwurf zu machen.

Stephanie liebte Feste und rauschende Vergnügungen. Warum auch nicht? Sie hatte bisher sehr eingezogen gelebt und glaubte nunmehr als zukünftige Herrscherin eines großen Reiches etwas genießen zu können. Rudolf, der für Festlichkeiten schon abgestumpft war, vertiefte sich ganz

in naturwissenschaftliche Studien und wollte auch seine Gattin dafür interessieren. Weder hatte der Kronprinz genügende Befähigung zum Lehrer, noch konnte Stephanie bei ihrer Jugend und mangelnden Vorbildung ihm auf diesem Gebiete folgen, in welchem er durch vieljähriges Studieren, unter Leitung hervorragender Autoritäten, Fachmann geworden war. Rudolf wurde ungeduldig, daß seine Gattin nicht gleich Naturwissenschaftlerin geworden war, und er zog sich von ihr zurück. Aber selbst die Zerstreuungen suchte er nicht gemeinsam mit Stephanie, sondern er ließ sie ihres Weges gehen und wandte sich anderen Liebhabereien zu. Besonders der Jagd widmete er sich mit solchem Eifer, daß er bald keine Stunde für seine Frau übrig hatte. Man hat auch der Kronprinzessin einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die Liebesverhältnisse ihres Gatten nicht stillschweigend dulden wollte. Kann man denn das überhaupt einer Frau zum Vorwurf machen? Sollte sie es sich gefallen lassen, mit jenen Damen zusammenzutreffen, um von diesen bemitleidet zu werden, die Mitschuldige an der Untreue ihres Gatten waren? Das war nicht zu verlangen. Es gab heftige Auftritte zwischen dem Paare, die gewiß nicht der Hofetikette entsprochen haben, als deren Urheber aber man nur den Kronprinzen betrachten kann. Der betrogenen Frau blieb eben nichts weiter übrig,

als zu zeigen, daß sie das unqualifizierbare Betragen ihres Gatten sehr wohl kenne und nicht gewillt sei, es zu dulden.

Am 3. September 1883 wurde eine Prinzessin geboren, welche nach ihrer Großmutter den Namen Elisabeth erhielt. Der Kronprinz, welcher sich einen Sohn gewünscht hatte, war sehr enttäuscht, und die Stimmung zwischen den Ehegatten wurde immer gereizter. Die Schuld ist hierbei ganz und gar dem Kronprinzen allein zuzuschieben. Stephanie hat nie etwas getan, was ihrer nicht würdig gewesen wäre, und man muß es als eine unerhörte Beleidigung für sie betrachten, wenn man ihr zumutete, sie müsse, um den Frieden ihres Hauses zu wahren, über das Leben ihres Gatten ein Auge zudrücken. Manche gingen gar so weit, sie auf das Beispiel ihrer Schwiegereltern zu verweisen, ein Vergleich, der durchaus ungerechtfertigt ist. Kaiser Franz Joseph wußte stets, was er seiner Würde schuldig war, Elisabeth aber hat es nie verstanden, Kaiserin zu sein. Sie setzte sich über alle Hofetikette weg, entzog sich allen Repräsentationspflichten, indem sie allen Hoffesten fern blieb und lebte einzig und allein ihren Neigungen. Sie vergnügte sich an Fuchsjagden in Irland, während ihr geliebtes Ungarn von Überschwemmungen verwüstet wurde. Sie hatte sich einen eigenen Zirkus eingerichtet, wo sie trotz des Widerspruchs ihres

Gatten mit Kavalieren verkehrte, die im Rufe eines lockeren Lebenswandels standen. Sie übte mit diesen Herren die verwegensten Zirkuskünste und versuchte sich auch im Reifenspringen. Man muß zugeben, daß solch ein Verhalten einer Kaiserin unwürdig ist, und daß der Kaiser es war, der um des lieben Friedens willen oft genug ein Auge zudrücken mußte. In der kronprinzlichen Ehe war es anders: Nur Stephanie war der leidende Teil, und für das Verhalten des Kronprinzen gab es keine Entschuldigung, wenn man nicht eine Geistesstörung als Entschuldigung annehmen will.

Um das Maß dieser unglücklichen Ehe voll zu machen, wurde der Kronprinzessin von ärztlicher Seite noch eröffnet, daß sie sich einer zweiten Mutterschaft nicht erfreuen könne. Es war damit jede Hoffnung geschwunden, dem Kronprinzen einen Sohn und zukünftigen Thronfolger zu schenken. Sie hatte lange gehofft, daß die Geburt eines Sohnes einen günstigen Einfluß auf das Eheleben ausüben werde, aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Es sei jedoch hervorgehoben, daß Ärzte versicherten, die Jugendsünden des Kronprinzen trügen Schuld an der Unfruchtbarkeit seiner Gattin.

Die Eifersucht, die man der Kronprinzessin zum Vorwurf machte, war leider nur allzu berechtigt. Es ließen sich viele pikante Histörchen erzählen, wenn

man allen Liebesabenteuern des Kronprinzen nachspionieren wollte. Er dachte nie an seinen Rang, wenn er Liebe suchte, sondern er suchte sie überall, nur nicht da, wo er sie suchen sollte und wo sie ihm entgegengebracht wurde, nämlich daheim. So zirkulierte in Hofkreisen die Geschichte von einer Liebesaffäre mit einer schönen Försterstochter, die in einem tief im Walde versteckten Forsthause öfters allein war, wenn ihr Vater Dienst hatte. Ihre Mutter war gestorben. In Abwesenheit ihres Vaters stellte sich stets ein Forsteleve ein, angeblich mit einem dienstlichen Auftrage an den alten Förster. Der junge Eleve vertändelte stets die Zeit mit dem jungen Mädchen, entfernte sich aber immer, bevor der Vater kam. Als dies Spiel eine Zeitlang gedauert hatte, wandte sich der Förster persönlich an seine vorgesetzte Behörde mit der Anfrage, was man von ihm wolle, denn es wäre so oft ein Bote zu ihm gekommen, der ihn aber nie zu Hause getroffen habe. An der Amtsstelle war von der ganzen Sache nichts bekannt, und der Förster legte sich nunmehr auf die Lauer, um den Forsteleven, der angeblich so wichtige Aufträge für ihn habe, abzufangen. Der junge Mann kam auch wirklich zur Zeit, wo er den Förster weit fort wähnte, und dieser erkannte in dem mysteriösen Besucher den Kronprinzen. Der Hof legte sich, um einen Skandal zu vermeiden, rasch ins Mittel, und die schöne

Försterstochter heiratete bald darauf einen Forsteleven, dem sie eine anständige Mitgift mitbrachte, welche der alte Förster gewiß nicht aufgebracht hat.

Der Unterschied zwischen Rudolf und Stephanie zeigte sich auch im Verkehr mit deren Dienerschaft. Während Rudolf sich zu seinen Leuten oft genug herabließ und oft genug mit ihnen Späße machte, wie sie sich keine Herrschaft mit ihrer Dienerschaft erlaubt, hielt Stephanie stets auf ihre Würde, und ihre Dienerschaft durfte nie den gebotenen Respekt außer acht lassen. Die Folge dieses verschiedenen Verhaltens war, daß der Kronprinz beim Dienstpersonal allerdings mehr Freunde hatte als die Kronprinzessin, aber es umgaben ihn eben deshalb mehr Aufpasser. Der Kronprinz legte sich in seinem Verhalten dem Personale gegenüber nicht die geringsten Rücksichten auf, und seine Dienstboten hatten dadurch leichten Stoff zum Klatsch, der auch überall bald herumgetragen wurde. Die Anhänger Rudolfs zögerten auch nicht, der Kronprinzessin von allen jenen Schritten Bericht zu erstatten, von denen man annehmen konnte, daß Stephanie sich darüber kränken mußte. Aus purer Schadenfreude, welche bekanntlich die reinste Freude ist, die der Mensch empfindet, leisteten also Anhänger Rudolfs unaufgefordert und unbezahlt Spionsdienste für Stephanie. Es freute diese kleinen Seelen zu sehr, wenn die unglückliche Kronprinzessin tief die schwere

Kränkung empfand, die ihr dadurch bereitet wurde, daß untergeordnetes Dienstpersonal Kritik übte am Lebenswandel ihres Gatten.

Eines Tages gab es einen heftigen Auftritt zwischen dem Ehepaare, und der Kronprinz gebärdete sich derartig, daß die Dienerschaft im Vorzimmer alles hören konnte. Endlich war er wütend fortgerannt, und gleich darauf nahte sich ein Kammerdiener Rudolfs der Kronprinzessin, um ihr zu sagen, daß er wohl wisse, wo der Kronprinz hingegangen sei. Er verriet ihr, daß eine Schauspielerin des Burgtheaters gegenwärtig das Herz Rudolfs gefangen habe, und die Kronprinzessin beschloß, dem ungetreuen Gatten einmal zu zeigen, daß sie von seinen Schritten wohl Kenntnis habe. Sie ließ die Hofequipage anspannen und fuhr bei dem Hause der Schauspielerin vor, wo die von Rudolf gemietete Droschke bereits wartete. Sie befahl ihrem Kutscher und dem Hoflakaien auf den Kronprinzen zu warten, während sie selbst sich der Droschke, die der Kronprinz benutzt hatte, zur Rückfahrt nach der Hofburg bediente. Die in ganz Wien bekannte kronprinzliche Equipage erregte allgemeines Aufsehen, und als Rudolf sein Schäferstündchen beendet hatte und heimfahren wollte, wurde er unten von einer großen Menschenmenge mit lautem Hoch empfangen. Zitternd vor Wut, bestieg er den Hofwagen und fuhr in rasendem Galopp davon. In

der Hofburg angekommen, gab es natürlich wieder eine Szene.

Es fehlt nicht an Schriftstellern, die aus diesem Vorkommnis der Kronprinzessin einen Vorwurf machen, und deren Logik nicht so weit reicht, um zu bedenken, daß der ganze Vorfall unmöglich gewesen wäre, wenn Rudolf seine Liebe, anstatt bei jener Schauspielerin, bei seiner Gattin angebracht hätte. Er mißgönnte seiner Frau die unschuldigen Freuden der Hoffeste, von welchen er sich fern hielt, verlangte aber, daß sie seine außerehelichen Liebschaften dulden sollte.

Die Kluft zwischen den beiden Ehegatten wurde immer größer, ebenso auch die Ausschweifungen des Kronprinzen. Dieser begann schließlich auch schwere Weine zu trinken, um sich zu betäuben und so das Ungemach seiner Ehe zu vergessen. Seine ohnehin schwache Konstitution litt unter diesen Exzessen noch mehr, und es ist kein Wunder, daß schließlich Kronprinz und Kronprinzessin fast ganz getrennt lebten. Sie wohnte in der Hofburg, und er hielt sich so viel er nur konnte in seinem Jagdschlosse zu Mayerling auf. In diesem Jagdschlosse widmete er sich seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, hielt vielfach Jagden ab und war natürlich auch nicht blöde, Liebesabenteuer mit in den Kauf zu nehmen; solche findet ein Kronprinz immer, wenn er sie sucht.

Das Jagdschloß Mayerling, wo der Kronprinz sein grausiges Ende finden sollte, war infolge des erschütternden Ereignisses der Gegenstand zahlreicher Erzählungen geworden. Der Ort liegt nahe dem Helenental bei Baden in Niederösterreich, in einer der anmutigsten Gegenden des an Schönheiten so reichen Kronlandes, auf dem sanft sich abdachenden Abhang des Wiener Waldes. Das Schlößchen selbst ist ein niederer Bau, Erdgeschoß, das mit einem Giebelaufsatz teilweise bedeckt ist. Man genießt vom Gipfel eine herrliche Aussicht auf die hügelige Waldgegend. Es war früher eine Art Dependance des nahegelegenen Stiftes „Zum heiligen Kreuz", von dem man, am Rande eines Tannenwaldes entlang schreitend, an das „Rote Kreuz" kommt, ein Kruzifix mit rotbraun angestrichenem Schutzdach. Vom „Roten Kreuz" geht man dann bergab über ein kleines, eine hübsche Aussicht über Mayerling bietendes Plateau.

Der Kronprinz wohnte im Erdgeschoß des Schlößchens; die Fenster seiner Zimmer mit weißen Läden versehen, die gemeinsam mit dem grünen Anstrich des Schlößchens diesem ein freundliches Äußeres verliehen, öffneten sich auf den Garten. Dem Schlößchen gegenüber steht eine Villa, welche früher dem Grafen Leiningen-Westernburg gehörte, aber ebenfalls von Kronprinz Rudolf angekauft worden war und gewöhnlich zum Aufenthaltsort

der ihn begleitenden Kavaliere diente. Außerdem waren noch kleinere Wirtschaftsgebäude vorhanden, in welchen die Dienerschaft, zwei Diener, eine Köchin und ein Stubenmädchen wohnten, während der Kammerdiener des Prinzen, Loschek, der sich seines Vertrauens in hohem Grade erfreute, im Schlößchen selbst schlief, ebenso auch häufig der Förster Wodika, dem das Arrangement der Jagden oblag.

In jener Epoche fand Kronprinz Rudolf ein besonderes Vergnügen daran, seine Jagdbeute, sowohl das, was er in der Umgebung von Mayerling schoß, als auch die Resultate früherer Streifzüge, in seinem Jagdschlößchen in geeigneter Weise zu ordnen, ebenso seltene Mineralien und Petrefakten, wie das Wiener Becken sie in reicher Anzahl und in schönen Exemplaren bietet.

Einem der Salons hatte er das Ansehen einer romantischen Waldpartie gegeben. In den Ecken des Raumes erhoben sich mächtige Felsstücke, Grotten und Höhlen bildend, zwischen denen Bäume hervorlugten, deren Wurzelwerk in großen, versenkt eingelassenen Kübeln enthalten war. Diese Kübel wurden ihrerseits durch Moos und Efeu verdeckt, und das Ganze war mit Vögeln dekoriert, welche der Kronprinz selbst geschossen und zum Ausstopfen abgebälgt hatte. Mächtige Adler breiteten auf ihren hohen Felsensitzen die Schwingen aus, als wollten sie im nächsten Moment ihren kühnen

Flug beginnen, in einem Bassin, das durch vom Felsen rinnendes Wasser gespeist wurde, standen hochbeinige, silberschimmernde Reiher, von seltenen Enten und Schnepfen umgeben, unter den Bäumen breiteten Fasanen ihr prächtiges Gefieder aus, und auf den Zweigen waren Waldvögel in so natürlichen Stellungen angebracht, daß es schien, als warte eine verzauberte Welt nur eines Schlages mit dem Zauberstabe, um sie wieder zu vollem Leben zu erwecken. Aber auch an vierfüßigem Getier fehlte es nicht. An einen Fichtenstamm sich klammernd, stand da ein mächtiger Bär, den der Kronprinz nicht weit von Munkacs, dem Gefängnis des griechischen Freiheitskämpfers Alexander Ypsilanti, erlegt hatte. Über einem Felsblock lauerte scheinbar ein Luchs auf den Eintretenden, ein Rudel Wölfe schien jenem die Beute streitig machen zu wollen, und aus seiner Höhle blickte, vorsichtig witternd, Meister Reinecke hervor.

Eins der Hauptstücke seiner Sammlung war der vorsichtig präparierte Leichnam eines Pferdes, an dem Geier und Raben, von dem Kronprinzen teils in Ungarn, teils im istrischen Küstenlande geschossen, ihr grauenhaftes Mahl mit äußerster Natürlichkeit hielten.

Das Studierzimmer des Kronprinzen war mit Geweihen und Waffen dekoriert, erstere ebenfalls ausschließlich von Tieren stammend, die er selbst

erlegt hatte. Neben dem Riesengeweih des Elens ragten die Hörner des in den Alpen immer seltener werdenden Steinbocks, neben dem zackigen Geweih des Edelhirsches Gemskrickel und Rehgehörne, unter ihnen viele Abnormitäten, empor. Dazwischen waren Hieb- und Stoßwaffen aller Art verteilt, Schwerter und Dolche, Degen und Handschars, Yatagans und Kris, und dann wieder ganze Gruppen von Gewehren, Flinten und Pistolen.

In diesem Schlosse weilte nun Rudolf „fern von Madrid", d. h. fern von allem häuslichen Ungemach, nur seinen Liebhabereien und seinem Vergnügen lebend. Immer seltener ließ er sich in Wien oder im Schlosse zu Laxenburg, wo Stephanie mit Vorliebe weilte, blicken. Die Kronprinzessin empfand es immer drückender, von ihrem Gatten so öffentlich verlassen zu sein und bei allen festlichen Anlässen allein erscheinen zu müssen. Es ist selbstverständlich, daß sie ihm deshalb, sobald er sich nur einmal bei ihr blicken ließ, heftige Vorwürfe machte, so daß schließlich ein Zusammenkommen der Ehegatten ohne Zank und Streit unmöglich war, und der Kronprinz deshalb es immer mehr vermied, sich bei seiner Gattin blicken zu lassen. Gerüchte über Orgien, die im Jagdschlosse zu Mayerling gefeiert worden sein sollten, kamen auch ihr zu Ohren, und sie behauptete schließlich, daß sich Rudolf nur deshalb nach Mayerling zurückgezogen habe, um

dort ungestört seinen Liebesabenteuern nachgehen zu können.

Wenn auch die Vorstellungen, die sich Stephanie von den Festen zu Mayerling machte, übertrieben sein mochten, so ist es doch sicher, daß Rudolf sich nicht dorthin zurückgezogen hatte, um als Zölibatär zu leben. Dazu war Rudolf nicht geboren, und am allerwenigsten jetzt zu dieser Rolle geeignet, wo nicht einmal seine Frau bei ihm weilte. Stephanie umstellte die Gegend von Mayerling mit Spionen, in der Hoffnung, ihren treulosen Gatten einmal auf frischer Tat zu überraschen. Schließlich wurde ihr auch einmal mitgeteilt, daß die Fürstin A., eine Begünstigte Rudolfs, sich nach Mayerling begeben hatte. Stephanie warf sich sofort in einen Wagen und fuhr hinaus. Der Wagen hielt vor dem Schlößchen, und Stephanie, tief verschleiert, stieg aus und wollte in das Haus eindringen. Selbstverständlich wurde sie von der Dienerschaft aufgehalten, und ein Streit entspann sich; der Kammerdiener Loschek eilte herzu, und vor ihm entschleierte sich die Kronprinzessin. Natürlich durfte er es nun nicht wagen, ihr den Zutritt zu verwehren, und er führte sie zu seinem Herrn. Wieder gab es eine heftige Szene zwischen den Ehegatten, so daß die im Vorzimmer horchende Dienerschaft alles hören konnte. Die Fürstin A. war nicht da, aber Stephanie behauptete, sie habe Gelegenheit gehabt,

sich rechtzeitig zu entfernen; der Kronprinz bestritt, die Fürstin überhaupt empfangen zu haben und warf seiner Gattin mit bitteren Worten ihre blinde Eifersucht vor. Wer von beiden recht hatte, ließ sich nicht ermitteln. Beide fuhren zusammen heim, und sie ließ es auf dem Wege an Vorwürfen nicht fehlen, denen er ein eisiges Schweigen entgegensetzte. Schließlich nannte sie auch noch seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien kindische Spielereien und verletzte ihn dadurch aufs äußerste in seiner Eigenliebe.

Sein Leben in Mayerling hatte auch eine Verstimmung zwischen ihm und seinem Vater verursacht. Kaiser Franz Joseph machte ihm einst herbe Vorwürfe über sein Verhalten als Kronprinz und als Ehemann, aber Rudolf war gegen solche Vorhaltungen unzugänglich. Es zogen sich allmählich die Wolken zusammen, welche dem Ende des Thronfolgers in seinem geliebten Jagdschlosse Mayerling voraufgingen.

Von einem Eheleben war beim Kronprinzen überhaupt keine Rede mehr. Er streifte vollständig alle Fesseln der Zurückhaltung ab und wahrte nicht einmal mehr den Schein eines Ehemannes, und jeder Psychologe, der das Verhältnis kannte, mußte eine Katastrophe voraussehen. Wie sich diese gestalten werde, konnte freilich niemand ahnen.

Neuntes Kapitel.

Baltazzi-Vetsera.

Es ist schon eine geraume Zeit her, daß in dem bekannten Bankhause Lafitte & Comp. in Paris ein kleiner Angestellter, namens Baltazzi, tätig war, dem es keiner angesehen hatte, welche Rolle in der Hochfinanz zu spielen er einst berufen war. Er war ein Grieche, auf der Insel Chios geboren, und sein Eintritt bei Lafitte & Comp. erfolgte mit dem bescheidensten Gehalte. Unermüdlich von morgens bis abends widmete er sich seiner halbmechanischen Berufstätigkeit, und keiner in dem Geschäfte ahnte, daß er über das Pult, woran er schrieb, hinwegsehe. Er war aber doch ein anderer Charakter, als man dachte; seine Harmlosigkeit war nur eine Maske, und scharf beobachtete er alles, was um ihn vorging. Die vielen in einem so großen Bankhause zusammenströmenden Nachrichten über das Steigen und Fallen der Börsenwerte, über Mißerfolg und Gedeihen industrieller

Unternehmungen suchte er in seinem Interesse zu verwerten. Er begann, nachdem er sich eine Kleinigkeit erspart hatte, auf eigene Faust zu spekulieren, trieb Wuchergeschäfte, bei denen er wieder faule Papiere zum Nominalwerte als Darlehn gab, und verstand es auf diese Weise, sich einiges Vermögen zu ergattern. Skrupeln plagten ihn dabei wenig, denn er war ja ein Grieche und vereinigte somit die größte Schlauheit mit der größten Gewissenlosigkeit.

Als Baltazzi glaubte genug zu haben und nicht mehr ohne auffällig zu werden, in seiner untergeordneten Anstellung spekulieren zu können, verließ er Paris und ließ sich in Smyrna nieder. Nun war er unabhängig und konnte erst recht die skrupellosen Geschäfte machen, die sein Vermögen beträchtlich vermehrten. Er beschränkte sich nicht etwa auf das reine Bankgeschäft, sondern betrieb auch den Import von Menschenfleisch, und zwar hauptsächlich der weiblichen Ware in schönster Auswahl. Bei diesem Geschäfte zählten nicht nur die öffentlichen Häuser zu seinen Abnehmern, sondern auch der Sultan trat mit ihm in Geschäftsverbindung, um seinen Harem zu verjüngen. Die Verbindung mit dem Sultan veranlaßte Baltazzi, seinen Wohnsitz von Smyrna nach Konstantinopel zu verlegen, wo seine Spekulationen noch größeren Umfang annahmen und sein Vermögen eine ganz

beträchtliche Höhe erreichte. Wieviel Vermögen er hinterließ, als er starb, ist eigentlich nicht recht bekannt geworden, aber sicher ist es, daß es nicht unter 30 Millionen Franken waren.

Ein Dragoman der österreichisch-ungarischen Botschaft in Konstantinopel, Baron von Vetsera, der aus der Nähe von Preßburg stammte und in Pardubitz eine kleine Besitzung hatte, heiratete eine der Töchter Baltazzis. Baron von Vetsera war dann später in diplomatischem Dienste in Bukarest, Darmstadt und Kairo tätig.

Nach dem Tode des alten Baltazzi zerstreuten sich seine zehn Kinder, die er hinterließ. Drei von ihnen, nämlich die beiden Söhne Hektor und Aristides, sowie die Baronin von Vetsera, gingen nach Wien. Des besseren Klanges wegen liebten es die Brüder Baltazzi ihrem Namen ein „von" vorzusetzen.

Die Wiener Aristokratie verhält sich fremden Elementen gegenüber sehr abwehrend, aber den Baltazzis gelang es doch, Eingang zu finden in Salons, welche sonst so manchem Vertreter wirklichen Adels verschlossen blieben. Die Brüder verstanden es, auf dem Rennplatze die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Sportsmann fragt nicht sehr danach, ob das „von" vor einem Namen zu Recht geführt wird oder nicht, wenn nur der Träger dieses Namens die besten Renner als

sein eigen bezeichnen kann. Die sportlichen Leistungen der Brüder Baltazzi waren wirklich hervorragend, und sie wurden um so mehr anerkannt, als das Auftreten dieser Griechen auf ein großes Vermögen schließen ließ.

Noch eine andere Kraft war es, die den Baltazzis die Salons öffnete: dies war die echt orientalische Schönheit der Baronin Vetsera. Ihre Erscheinung erregte Aufsehen in der Gesellschaft, wozu auch ihr extravagantes Auftreten beitrug. Es gelang den Baltazzis sogar, der kaiserlichen Familie vorgestellt zu werden, und die schöne Baronin erweckte des Kaisers lebhaftestes Interesse. Die kaiserliche Huld soll ihr gegenüber sehr weit gegangen sein, jedenfalls bildete der Verkehr der Baronin mit dem Kaiser bald allgemeinen Gesprächsstoff. Aber nicht nur der Kaiser, sondern auch noch viele andere Kavaliere huldigten der schönen Griechin, und ihr liebevolles Herz war bald so offenkundig, daß man auf ihren Namen ein Wortspiel machte, indem man sagte: bald hat sie dieser — bald hat sie jener — lieb. Ihr Verkehr mit dem Hofe und insbesondere der mit dem Kaiser drohte bald zu einem Skandale auszuarten, und man sagt, daß allerhöchste Anordnungen im Spiele waren, als die Baltazzis plötzlich aus Wien verschwanden. Bald nach ihrer Abreise von Wien kam die Baronin mit einem Mädchen nieder, es

war dies die später zu so trauriger Berühmtheit gelangte Mary Betsera.

Es möge noch nachgetragen werden, daß der Baron von Betsera nach dem Tode seines reichen Schwiegervaters die diplomatische Laufbahn aufgab und mit der Baronin dann in Wien lebte. Er ließ ihr jedoch vollständig freie Hand und beschränkte sich einzig und allein auf die Vermögensverwaltung. Die Ehe bildete also kein Hindernis für die Liebestriumphe der Baronin. Auch dieses Verhalten des Barons soll auf einen Wink von oben herab zurückzuführen sein. Der Baron tat seiner Frau schließlich noch den Gefallen zu sterben, und nun war sie erst recht frei von aller Rücksichtnahme. Etwa 18½ Jahre später, als die genannten drei Baltazzis Wien verlassen hatten, kehrten sie wieder nach der Kaiserstadt an der Donau zurück. Die Baronin hatte zwei Töchter, Hannah im Alter von 20 Jahren und Mary, die 18 Jahre alt war. Es war im März 1888, als sie in Wien ankamen.

Die beiden Brüder Baltazzi und die Baronin hatten inzwischen ihr möglichstes getan, um das von ihrem Vater ererbte Vermögen klein zu machen. Bei ihrem Wiener Aufenthalte Ende der 60er Jahre waren sie noch sehr reich, aber als sie zum zweitenmal nach Wien kamen, hatten sie nur noch einen Schimmer des früheren Reichtums, und die

Baronin setzte ihre ganze Hoffnung auf ihre beiden Töchter, deren Schönheit ihr wieder zu besseren Tagen verhelfen sollte. Ihr letztes Vermögen verwandten die Baltazzis, um ein Palais in der Salesianergasse zu erwerben, denn ein Palais mußten sie haben, wenn sie in der großen Welt Eingang finden wollten. Es ist auch nachgewiesen, daß die Baronin ihren aus guten Zeiten stammenden kostbaren Schmuck verpfändete, um den Haushalt zu bestreiten. Sie betrachtete dies als ein sicheres Anlagekapital, dessen reichliche Verzinsung die Töchter besorgen sollten.

Wieweit die Töchter in die Pläne ihrer Mutter eingeweiht waren, ist nicht festgestellt. Es hieße aber die Klugheit der Baronin verkennen, wenn man ihr nachsagen wollte, sie habe ihre Töchter auf den Gimpelfang abgerichtet. Die Baronin wußte zu gut, daß die Unschuld, die Naivität eines jungen Mädchens weit mehr Anziehungskraft auf die Männerwelt ausüben, als alle Künste der Koketterie. Die gereifte Schönheit muß kokett sein; sie gleicht einem künstlichen Magneten, während ein unschuldiges, junges, schönes Mädchen ein natürlicher Magnet ist, der von selbst die Männerherzen anzieht. Man kann also, trotz der zweifelhaften moralischen Eigenschaften der Baronin, ihre Tochter Mary, welche im weiteren Verlaufe unserer Darstellung die Hauptrolle spielt,

doch als unschuldig an den Plänen ihrer Mutter ansehen.

Von Mary Vetsera werden begeisterte Schilderungen gegeben. Sie war das Entzücken aller älteren und jüngeren Herren, heißt es. Sie besaß ein ovales, von brünettem Haar umrahmtes Gesicht, dessen weißer Teint die faszinierende Wirkung ihrer großen, dunklen, seelenvollen Augen noch mehr hervorhob. Denkt man sich hierzu einen fein geschnittenen Mund, hinter dessen roten Lippen, wenn sie lächelte, eine Reihe blendendweißer Perlenzähne zum Vorschein kam, so wird man begreifen, daß alles einer jungen Dame zu Füßen lag, deren stattliche elegante Figur und volle Büste mit der Schönheit ihres Gesichts aufs trefflichste harmonierte. Ganz besonders hingerissen war man von dem schwärmerischen Ausdruck ihrer Augen, mit denen sie sehr oft und sehr gerne träumerisch ins Leere starrte.

Für das Alter der Mary Vetsera kann ihr Grabstein als Beweisstück angenommen werden, da die Inschrift darauf den „19. März 1871" als Geburtstag nennt. Es liegen aber verschiedene Anzeichen vor, welche schließen lassen, daß die Baronin, um ihre Tochter jünger und anziehender erscheinen zu lassen, deren Alter sofort von ihrer Ankunft in Wien an um ein Jahr niedriger angab. Natürlich mußte die Mutter dann auch die In-

schrift des Grabsteines mit den früheren Angaben in Übereinstimmung bringen. In Wirklichkeit soll Mary Vetsera am 19. März 1870 geboren worden sein.

Die schöne Mary wurde kurze Zeit das Glück, dann aber auch das Unglück des Kronprinzen Rudolf. Es ist unrichtig, daß die Baronin von Anfang an auf den Kronprinzen spekuliert haben soll, denn das durfte und konnte ihr nicht in den Sinn kommen. Ihre Pläne gingen nur dahin, in der Wiener reichen leichtlebigen Aristokratie, welche sie von früher her kannte, Eingang zu finden, daselbst aus den Reizen ihrer Töchter Kapital zu schlagen, sei es, daß diese reiche Partien machten, und die Spekulation einen sittlichen Anstrich hätte, oder daß ihre Töchter als Maitressen hoher Gönner so gestellt würden, um auch der Mutter alle materiellen Sorgen nehmen zu können. An die kaiserliche Familie selbst dachte die Baronin nicht im entferntesten, und zwar aus guten Gründen. Es kann deshalb auch, ohne die Baronin als einen Engel von Reinheit ansehen zu müssen, ganz gut angenommen werden, daß die erste Zusammenkunft des Kronprinzen mit Mary Vetsera wider den Willen der Baronin oder vielleicht auch ohne deren Wissen erfolgte. Ein Zufall brachte die beiden Leute zusammen, ein Zufall, der in den gegebenen Verhältnissen reichliche Unterstützung

fand. Die Baronin suchte die hohe Aristokratie mit ihren Töchtern auf, und da war ein Zusammentreffen mit dem Kronprinzen mehr als wahrscheinlich. Bezeichnend für das Geschick der Baronin, in den geeigneten Kreisen Eingang zu finden, ist, daß es ihr gelang, bald nach ihrer Ankunft in Wien zu einer der glänzendsten Veranstaltungen des Karnevals Einladung zu erhalten. Es ist dies der sogenannte Polenball, bei welchem die in Wien anwesenden polnischen Magnaten mit ihren Frauen und Töchtern erscheinen. Die Pracht der glänzenden Nationalkostüme und die Reize der Polinnen machen den Besuch des Ballfestes sehr begehrenswert, und jeder ist bestrebt, hierzu eine Einladung zu erhalten. Rudolf wollte dieses Ballfest nicht besuchen, weil er bei solchen Anlässen seine Gattin gewöhnlich vernachlässigte und mehr als angemessen um andere Damen herumflatterte. Dies gab dann Veranlassungen zu heftigen Auftritten, und um diesen aus dem Wege zu gehen, wollte er überhaupt mit Stephanie kein Fest mehr besuchen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er diesem Polenball ferngeblieben wäre, aber wer kann in die Zukunft blicken? Rudolf mußte sich seinem Vater fügen, welcher wünschte, daß das kronprinzliche Paar den Polenball besuche, um die kaiserliche Familie zu vertreten.

Rudolfs Stimmung war sehr ernst, als er,

seine Gattin am Arme führend, den glänzenden Ballsaal betrat. Er führte Stephanie zu dem für sie bestimmten Ehrenplatz und verweilte, der Etikette folgend, kurze Zeit an ihrer Seite. Dann durchschritt er mit langsamen Schritten und prüfenden Blicken den Saal, bald diesem, bald jenem einige freundliche oder gleichgültige Worte zuwerfend, und im Geiste hatte er sich schon ein Programm zurechtgelegt, wie er sich in möglichst zeremonieller Weise den Abend über langweilen könne, um seine kaiserlichen Eltern durchaus würdevoll zu repräsentieren. Er war ja mit Widerwillen gekommen, und eine wirkliche Unterhaltung schien ihm da ausgeschlossen. Aber die heiteren Weisen, die glänzenden Kostüme, die anmutigen Gestalten, die hin- und herfliegenden Bonmots, alles das wirkte zusammen, seinen an sich lebenslustigen Sinn aufzuheitern. Bald wurde er empfänglicher für die Schönheiten seiner Umgebung und nahm Anteil an dem fröhlichen Leben. Er hatte soeben mit seiner Gattin getanzt und wollte sich in einem Nebenraume ausruhen, da erblickte er in einer Palmengruppe ein junges Mädchen, welches seine Sinne vom ersten Augenblick an gefangen nahm. Auch sie hatte sich, vom Tanze erhitzt, zurückgezogen, und das sanfte Rot ihrer Wangen, der wogende Busen, die träumerischen Augen mit ihren sehnsuchtsvollen Blicken, alles dies

erschien ihm wie ein glühendes Verlangen nach Liebe, welches er immer in jeder Mädchenblüte zu sehen vermeinte, die noch nicht geknickt war. Rudolf war begeistert und wollte diese Feengestalt näher kennen lernen. Prinz Philipp von Koburg war es, der den Kronprinzen Rudolf und Mary Vetsera, denn diese war jenes Mädchen, miteinander bekannt machte.

Über das erste Zusammentreffen des Kronprinzen mit Mary Vetsera existiert noch eine andere Lesart. Die Prinzessin Odescalchi behauptet in ihren Enthüllungen*), daß Gräfin Larisch-Wallersee die Bekanntschaft vermittelt habe. Die Gräfin, über welche wir im nächsten Kapitel eine ausführlichere Darstellung geben, hatte in ihrem Palais ein Ballfest veranstaltet, zu welchem die Vetsera und Kronprinz Rudolf eingeladen waren. Dem Kronprinzen Rudolf hatte sie noch gesagt, daß das Fest seinetwegen veranstaltet sei und er dort eine besondere Überraschung finden werde. Nun heißt es in der Darstellung der Prinzessin Odescalchi weiter:

„Der Ball war prächtig: Alles, was zum

*) Kronprinz Rudolf und das Verbrechen der Baronesse Vetsera. Dargestellt nach den Veröffentlichungen der Prinzessin Odescalchi. 110. Tausend. Leipzig, Leipziger Verlags-Comptoir 1919, Preis 1 Mark.

vornehmen und eleganten Wien gehörte, war in den Salons der Gräfin versammelt, die Damen in den reichsten Toiletten, denn das Fest galt als der Höhepunkt der Saison. Der Kronprinz seinerseits blieb von all dem Luxus unberührt, er ging von Salon zu Salon, diejenige suchend, welche man ihm für diesen Abend angekündigt hatte. In der Annahme, daß seine scherzhafte Cousine ihn hinters Licht geführt habe, wollte er schon den Ball verlassen, als die Herrin des Hauses sich ihm näherte und ihn bat, ihr zu folgen. Sie blieb vor einer durch eine einfache Portiere verdeckten Tür stehen und ließ den Prinzen in einen Raum treten, wo ihn sein Geschick erwartete. Es war ein mit roter Seide ausgeschlagenes Boudoir, in dem Teppiche und Möbel ebenfalls rot waren, große rote Lampenschirme dämpften das Licht und verbreiteten einen magischen Dämmerschein. In der Mitte des Raumes unter einer breiten Palme saß auf rotem Samtdivan ein junges, bildhübsches Mädchen, ganz in Weiß, unbeweglich und starr wie eine Statue. Der Kronprinz war betroffen von diesem überraschenden Anblick, er blieb lange schweigsam vor so viel Schönheit und Grazie stehen. Bald kamen Worte der Bewunderung und Liebe über seine Lippen, und er zog schließlich das zitternde junge Wesen in seine Arme. An diesem Abend erschien er nicht mehr in den Salons der

Gräfin, deren Gesellschaft annahm, daß der hohe Herr in einer Anwandlung schlechter Laune das Fest verlassen habe. Er aber hatte die schöne Mary in ihr Heim geleitet, und bis zum Morgengrauen hielt des Prinzen Fiaker vor der Wohnung der Baronin Vetsera...

War es bisher zumeist sinnliche Leidenschaft, die den Prinzen beherrscht hatte, hier war es wirkliche Liebe, die sein Herz in Beschlag nahm; bei dem schönen Fräulein von Vetsera vergaß er alles: seine Familie, die ernsten Pflichten seiner hohen Stellung!"

Es bleibe dahingestellt, welche Darstellung die richtige ist, aber beide Lesarten stimmen damit überein, daß sich das Paar auf einem Balle kennengelernt hat. Für die weiteren Ereignisse bleibt es ziemlich gleichgültig, ob auf dem Polenballe oder auf dem Balle im Hause der Gräfin Larisch-Wallersee die erste Bekanntschaft gemacht wurde.

Das Verhältnis Rudolfs zu Mary wurde übrigens bis zuletzt verkannt. Man hielt es für eine flüchtige Neigung, wie viele vorher. Daß es diesmal eine unausrottbare Liebe war, wollte niemand glauben.

Zehntes Kapitel.

Gräfin Larisch-Wallersee.

Bevor wir die weitere Entwicklung des Liebesdramas Rudolf-Vetsera verfolgen, ist es nötig, eine Persönlichkeit in unserer Darstellung einzuführen, mit der man sich beschäftigen muß, wenn vom Drama von Mayerling die Rede ist. Es ist dies die Gräfin Larisch-Wallersee, die eine unheilvolle Rolle gespielt hat. Man tut aber unrecht, ihr die Schuld an dem Unglück beizumessen, denn der einzige schuldtragende Teil des Dramas bleibt doch nur Kronprinz Rudolf, der ein Spielball seiner Leidenschaft war. Ohne jene unglückliche Veranlagung des Kronprinzen wäre das unselige Wirken der Gräfin Larisch-Wallersee ausgeschlossen gewesen, aber ohne Gräfin Larisch-Wallersee hätte die Leidenschaft des Kronprinzen eine andere Katastrophe heraufbeschworen, auch wenn diese etwas später hereingebrochen wäre. Ja mit einiger philosophischer Denkungsart kann jeder

patriotische Österreicher der Gräfin Larisch-Wallersee für ihr Wirken sogar dankbar sein. Wenn sie nicht das vorzeitige Ende des Kronprinzen mit herbeigeführt hätte, wäre er, der so wenig zum Regieren geschaffen war, auf den österreichischen Thron gekommen, und da wären Katastrophen ebensowenig ausgeschlossen gewesen als vorher, und wer weiß, welche ungeheuerlichen Folgen die Regierung eines so veranlagten Monarchen gehabt hätte.

Also betrachten wir die Gräfin Larisch-Wallersee als eine Person, die ohne ihren Willen auf einen Posten gestellt wurde, der ein größeres Maß von Tugenden von ihr verlangte, als sie von Natur aus aufweisen konnte, und der ihr eine größere Verantwortlichkeit zuschob, als sie zu tragen vermochte. Sie mußte sich mit den Verhältnissen abfinden, und daß sie sich schlecht abgefunden hat, büßte sie selbst am meisten.

Die Gräfin ist die Tochter des am 7. Juni 1831 geborenen Herzogs Ludwig von Bayern, des ältesten Bruders der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Sie ist somit eine Nichte der Kaiserin und Cousine des Kronprinzen Rudolf. Ihre Mutter war die Schauspielerin Fräulein Henriette Mendel, in welche sich Herzog Ludwig verliebte, eine morganatische Ehe mit ihr einging und sie unter dem Namen einer Baronin Wallersee in die Münchener

Gesellschaft einführte. Die Baronin war in München beliebt und geachtet und durch Vermittlung der Herzogin Max, der Mutter des Herzogs Ludwig, erhielt sie sogar Zutritt bei Hofe. Sie schien sich aber hier nicht wohl zu fühlen, jedenfalls weil man es doch nicht vergaß, daß die Baronin Wallersee nur die Schauspielerin Henriette Mendel war, und die Baronin lebte deshalb sehr zurückgezogen in Haidhausen, einer Vorstadt Münchens. In ihren letzten Lebensjahren, wo sie bereits kränkelte, blieb sie fast ganz unsichtbar. Die Gräfin Larisch-Wallersee war die einzige Frucht des Liebesverhältnisses des Herzogs Ludwig mit der Schauspielerin Mendel.

Das Kind dieser fürstlichen Liebe, Baronesse Marie Wallersee wurde im Jahre 1858 in München geboren und verlebte daselbst auch ihre erste Jugend. Dem Vater, Herzog Ludwig, machte es besonderes Vergnügen, seine Tochter so früh als möglich reiten zu lehren; war er doch selbst der beste Reiter der bayrischen Armee. Marie Wallersee schoß ebenso in die Höhe, wie ihr herzoglicher Vater, und nach der ersten Kommunion wurde das schlanke Mädchen zu ihrer Tante, der Kaiserin Elisabeth gebracht, die sie als Hofdame aufnahm.

In Wien fühlte sich die Nichte der Kaiserin sehr unbehaglich. Hatte sie doch bisher das zeremonielle Hofleben nie kennengelernt und in unge-

bundenster Freiheit gelebt. Die österreichische Aristokratie tat auch nichts, um der Baronesse den Wiener Hof angenehm zu machen, denn man konnte es dem Mädchen nicht verzeihen, daß ihre Mutter bürgerlicher Herkunft war. Die Kaiserin protegierte ihre Nichte wo sie konnte, suchte sie überall einzuführen, aber der Erfolg war lange Zeit sehr zweifelhaft. Das junge Mädchen hatte ein sehr scheues Wesen an sich, und, wenn sie irgendwo vorgestellt wurde, so spähte sie nur nach einer Gelegenheit, um wieder verschwinden zu können. Es fehlte ihr durchaus an der Kunst, sich zu benehmen, und sie vermochte nicht, sich den so plötzlich veränderten Verhältnissen anzupassen. Daher kommt es, daß man aus den ersten Jahren, die Marie Wallersee am Wiener Hof verbrachte, die widersprechendsten Nachrichten über ihre Person verbreitet hat. Die einen hielten sie für dumm, die anderen betrachteten sie als ein Naturkind, in dem ein guter Kern stecke, wieder andere bezeichneten sie als eckig und ungeschickt, aber keiner konnte ihr etwas Böses nachsagen, freilich auch nichts Gutes, höchstens daß sie ihrer Figur nach schön genannt wurde.

Ihre Vorliebe für Pferde drängte alles andere zurück, und Rennstall und Zirkus waren ihr der liebste Aufenthalt. Aber eben deshalb fand sie bei Kaiserin Elisabeth, der ja Pferde auch über alles gingen, die größten Sympathien. Sehr gern weilte

Marie Wallersee in Gödöllö, wo sie nur den Pferden lebte, und gar oft sah man sie in den dortigen Ställen die „Braunen" mit zärtlichen Umarmungen liebkosen, was wohl den Neid mancher Kavaliere erweckt haben dürfte.

Irgendwelche Pläne für die Zukunft oder irgendwelche Ideen hatte die hoch aufgeschossene Baronesse nicht. Sie war eigensinnig, launenhaft, unklar über sich selbst, machte sich aber wenig Sorgen um den morgigen Tag. Es schien, als ob die Pferde ihren ganzen Geist absorbiert hätten. Als sie dann in die Jahre kam, wo Mädchen zu heiraten pflegen, da hatte sie sich auch darüber wenig Sorgen gemacht. Sie hätte wohl gerne den Kronprinzen Rudolf gehabt, aber daß jemals eine richtige Liebe vorhanden gewesen wäre, ist von keiner Seite behauptet worden. Wenn ein Mädchen gar nicht liebt, so hat ein Kronprinz immer noch Anwartschaft auf einen Platz in des Mädchens Herzen. Es mochte ihr doch der Gedanke schmeicheln, einst Kaiserin von Österreich zu werden, und eine Zeitlang konzentrierten sich ihre Jugendideale auf diesen Punkt.

So gern die Kaiserin ihre Nichte hatte, in eine Verbindung mit dem Kronprinzen konnte sie doch nicht willigen. Rudolf mußte als zukünftiger Herrscher eine Prinzessin aus einem regierenden Hause heiraten; Marie Wallersee war aber noch

dazu von mütterlicher Seite bürgerlicher Abstammung. Diese Mesalliance war absolut unmöglich, obwohl unter den Habsburgern sonst so manche Mesalliancen geschlossen wurden.

Marie Wallersee war nicht die Person, um an „unglücklicher Liebe" zu leiden oder irgendwelchen Phantomen nachzujagen. Daß sie den Kronprinzen nicht haben konnte, wollte ihr anfangs nicht in den Sinn; daß es eine Prinzessin aus regierendem Hause sein müsse, die einst den Thron Österreichs besteigen sollte, konnte sie bei ihrer Abstammung nicht recht begreifen. Erst allmählich wurde sie von der Hofluft soweit durchtränkt, um das zu verstehen, was allen andern selbstverständlich schien. Nun, es fehlte nicht an anderen Kavalieren, und ihr Herz fing anderweitig Feuer. Freilich zu ernsten Verhältnissen dürfte es wohl kaum gekommen sein, denn es waren mehr oder weniger Liebeleien flüchtiger Art, wie sie in Wiener Hofkreisen gang und gäbe sind. Es mochte auch der Umstand mitwirken, daß sie es absichtlich vermied, sich irgendwie ernstlich zu binden, weil sie immer noch die Hoffnung hegte, die, wenn auch nur morganatische Gemahlin des Kronprinzen Rudolf zu werden. Ihr Spiel der Koketterie mit Rudolf dauerte immer fort, denn sie kannte dessen Eigensinn, und sie glaubte, daß er doch einmal einen unüberlegten Schritt machen werde, der die be-

stehenden Hindernisse ihrer Verbindung beseitigen könnte.

Es wird erzählt, daß der alte Erzherzog Albrecht, der bei Hofe in hohem Ansehen stand, endlich die Mission übernahm, der Baronesse Wallersee den Kopf zurechtzusetzen. Er veranlaßte, daß in einer größeren Gesellschaft, der sie beiwohnte, die Frage der Heirat Rudolfs auf das Tapet gebracht wurde. Sofort streckte sie ihre Fühler aus, da sie wohl wußte, welchen Einfluß am Hofe der Erzherzog besaß, und ihn auf diese Weise am besten sondieren zu können hoffte. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung, er äußerte sich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. „Der Kronprinz darf nur eine Prinzessin heiraten," sagte er ruhig, „die einem regierenden Hause entstammt. Jede andere Heirat würde den Keim zu unabsehbaren Verwicklungen in sich bergen, und weder von Seiner Majestät dem Kaiser, noch von den Agnaten des Prinzen erlaubt werden. Auch ist eine Heirat, wie die von mir angegebene, sowohl durch die Verfassung des Kaiserreichs Österreich als durch die des Königreichs Ungarn bedingt, und eine Abweichung von dieser Bedingung ist ein Ding der puren Unmöglichkeit."

Die Kaiserin tat noch ein übriges, um der Baronesse jeden Gedanken an Rudolf zu nehmen, indem sie ihr einen Mann suchte. Ihre Wahl fiel

auf den Grafen Georg Larisch, Neffen Sr. Exzellenz Graf Johann von Larisch. Die Stellung des Grafen Larisch war eine sehr bescheidene, und er hatte keine Veranlassung, nein zu sagen, wenn ihm die Kaiserin eine Braut zuführte, die sie protegierte. Er trat ja durch diese Heirat in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Kaiserhause, und es ist selbstverständlich, daß ihm damit die sicherste Aussicht für ein günstiges Avancement im Range und Einkommen gegeben war. Auch Marie Wallersee leistete keinen Widerstand und heiratete den Grafen Larisch, ohne aber den freundschaftlichen Verkehr mit dem Kronprinzen aufzugeben, dessen liebste Cousine sie immer blieb. Sie dachte sich dabei, daß es ja nichts schaden könne, mit dem kaiserlichen Hofe in guten Beziehungen zu bleiben, denn man könne nie wissen, wie sich das Blättchen einmal wende.

Für die Menschenkenntnis der Kaiserin spricht es nicht gerade, daß sie die Gräfin Larisch-Wallersee bei Hofe beließ, obwohl sie von dem kaible, welches die Gräfin früher und wohl auch jetzt für den Kronprinzen hatte, wußte. Eine unglückliche Liebe, oder wie man in diesem Falle sagen muß, ein unglückliches Heiratsprojekt läßt in dem Teile, der sich durch den Mißerfolg dieses Projektes geschädigt fühlt, stets einen kleinen Stachel zurück, der es veranlaßt, daß der geschädigte Teil jede sich

bietende Gelegenheit ergreift, sich für die erlittene Enttäuschung zu rächen. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß die Gräfin Larisch-Wallersee einer Gattin des Kronprinzen, einerlei wer diese war, mißgünstig gegenüberstehen mußte. So kam es, daß die Gräfin Larisch-Wallersee der Kronprinzessin Stephanie feindlich gesinnt war und gerne tat, was dieser unangenehm sein mußte, und so kam es auch, daß die Gräfin mit Vorliebe die Liebeshändel Rudolfs förderte und unterstützte.

Gräfin Larisch-Wallersee und Baronin Vetsera waren eng befreundet. Die Bekanntschaft zwischen beiden datierte nicht etwa von der Zeit her, als die Baronin zum zweitenmal nach Wien kam. Sie liegt viel weiter zurück und erklärt sich sehr einfach. Der Baron von Vetsera hatte ein Besitztum in Pardubitz und ebenso der Graf von Larisch. Die beiden Familien verlebten einen Teil des Sommers auf diesen Besitzungen, und da sich in einem so kleinen Orte bei dem Mangel eines jeden größeren gesellschaftlichen Verkehrs die Aristokraten gegenseitig aufsuchen zu gemeinsamer Veranstaltung irgendwelcher Zerstreuungen, so ist die Veranlassung zur Anknüpfung freundschaftlichen Verkehrs dadurch von selbst gegeben. Die Gräfin Larisch-Wallersee wird es wohl auch gewesen sein, die der Baronin Vetsera bei ihrem Eintreffen in Wien die Einladung zum Polenball verschaffte.

Wir haben bereits im vorigen Kapitel beide Versionen mitgeteilt, welche erzählen, wie das erste Zusammentreffen des Kronprinzen Rudolf mit Mary Vetsera erfolgt ist. Die einen behaupten, es sei auf dem Polenballe gewesen, während die Prinzessin Odescalchi ein Ballfest im Hause der Gräfin Larisch-Wallersee als Treffpunkt angibt. Es wäre töricht, anzunehmen, daß die Prinzessin Odescalchi sich ihre Schilderung rein aus den Fingern gesogen habe; sie konnte ja ebensogut den Polenball als Gelegenheit des Zusammentreffens bestehen lassen, ohne daß ihre übrige Darstellung über die Katastrophe in Mayerling irgendwelchen Abbruch erlitten hätte. Es gibt aber eine Möglichkeit, welche beide Darstellungen über die Anknüpfung der Bekanntschaft zwischen Rudolf und Mary Vetsera vereinigt. Wir betonen ausdrücklich, daß dies eine Kombination von uns ist, da wir es nicht lieben, Kombinationen oder gar pure Erfindungen der Phantasien als „volle Wahrheit" hinzustellen, wie dies so mancher „Kronprinz-Rudolf-Forscher" tut. Die Sache kann sich also unserer Vermutung nach nur so zugetragen haben: Kronprinz Rudolf hat Mary Vetsera zum erstenmal auf dem Polenballe gesehen, und sie ist ihm auch zeremoniell vorgestellt worden. Da aber auch Stephanie auf dem Balle war, so legte er sich die größte Reserve auf, um einer Szene seiner Gattin

vorzubeugen. Mary aber hatte einen großen Eindruck auf den Kronprinzen gemacht, was die Gräfin Larisch bemerkt hat, oder was ihr Rudolf auch gesagt haben kann. Daraufhin veranstaltete die Gräfin Wallersee in ihrem Hause jenes Ballfest, zu welchem sie Mary Vetsera und den Kronprinzen einlud. Da Stephanie hierbei nicht zugegen war, so konnte Rudolf seiner Begeisterung für Mary freieren Lauf lassen und sich ihr in einer Weise nähern, die Mary keinen Zweifel ließ über die Gefühle, welche Rudolf für sie hegte. Der ganze Irrtum der Odescalchi würde sich darauf beschränken, daß es unrichtig ist, wenn sie sagt, Rudolf habe Mary Vetsera im Hause der Gräfin Larisch zum erstenmal gesehen. Aber selbst dies ist in den fraglichen Enthüllungen nicht direkt ausgesprochen, wohl aber berichtet die Prinzessin Odescalchi, daß Mary Vetsera der Gräfin Larisch ihre Liebe zum Kronprinzen gestand, und erst daraufhin habe die Gräfin das Ballfest in ihrem Hause veranstaltet, um ein Zusammentreffen der beiden zu ermöglichen. Wenn also Mary schon vor jenem Ballfeste in Rudolf verliebt war, so muß sie ihn auch schon vorher gesehen haben, und das kann ganz gut in zeremonieller Form auf dem Polenballe geschehen sein.

Vielleicht gibt diese von uns in wenig Zeilen dargelegte Kombination, welche die größte Wahr-

scheinlichkeit für sich hat, einem „Kronprinz-Rudolf-Forscher" die Veranlassung, Briefe von österreichischen Aristokratinnen zu erdichten — pardon — sich welche schreiben zu lassen, — daraufhin einen dicken Band herauszugeben, unter dem Titel „Polenball und Prinzessin Odescalchi oder wo liegt die volle Wahrheit?" Als Beitrag zu diesem Buche können wir auch die Grundpläne und photographische Aufnahme der beiden Säle, wo die Bälle abgehalten wurden, liefern. Selbstverständlich sind diese Aufnahmen an jenen Abenden gemacht worden, denn wir haben die Katastrophe zu jener Zeit schon vorausgesehen und sammelten deshalb das Material für die historischen Untersuchungen. — Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler.

Das Eingreifen der Gräfin Larisch-Wallersee in das Liebesverhältnis des Kronprinzen wird in den nächsten Kapiteln geschildert. Die Vermittlerrolle, welche die Gräfin in diesem Verhältnisse übernommen hatte, zwang diese, nach dem unseligen Ausgange Wien zu verlassen. Sie zog sich auf ihre Besitzung am Tegernsee zurück, kam aber auch häufig nach München, wo sie nahe Verwandte von ihres Vaters Seite hatte. Ihr Verkehr beschränkte sich aber mehr auf die Verwandtschaft ihrer verstorbenen Mutter, denn die nahen Beziehungen ihrer Verwandten von väterlicher Seite zum öster-

reichischen Kaiserhause lassen es erklärlich erscheinen, daß die Ereignisse in Wien bzw. Mayerling auch nach München ihre Schatten warfen.

Im Jahre 1894 leitete Graf Larisch ein Scheidungsverfahren ein, welches im November 1896 zum gewünschten Erfolge führte, und im Frühjahr 1897 heiratete die Gräfin den Kammersänger Brucks in München.

Die geschiedene Gräfin Larisch, wiederverehelichte Brucks, machte im Jahre 1898 durch ihren Roman „Ein Königsmärchen" von sich reden, worin sie die Geschichte des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern belletristisch verarbeitete, ohne sich aber durch irgendwelche Originalität auszuzeichnen. In einem anderen Buche „Eine arme Königin" hat sie ihre Kenntnis der Verhältnisse des Wiener Hofes ausgeschlachtet, aber auch da nur Kopfschütteln erregt. Der Mangel an Zartgefühl, der sie von Jugend an auszeichnete, tritt auch in ihren literarischen Schöpfungen zutage. Keine von allen den Persönlichkeiten, die mit dem Drama von Mayerling in Verbindung stehen, hat noch nach des Kronprinzen Tod durch ihr Verhalten soviel Ärgernis erregt, wie die Gräfin Larisch-Wallersee.

———*———

Elftes Kapitel.

Rudolf und Mary Vetsera.

Einsam brütend saß Kronprinz Rudolf in seiner Studierstube in Mayerling. Wie geistesabwesend starrte er ins Leere, von einem einzigen Gedanken erfüllt, von einem Phantom bezaubert, das immer vor ihm herzuschweben schien. Vergeblich war all sein Grübeln, seine Macht und Reichtum, sein Rang und seine Würden, alles dies brach sich an der rauhen Wirklichkeit und brachte ihn seinen Wünschen keinen Schritt näher.

„Warum bin ich Kronprinz?“ seufzte er schwer, und ein bitteres Lächeln umspielte seine Züge. „Warum bin ich als Kaisersohn geboren? — Bloß um herberes Leid zu erdulden als andere gewöhnliche Sterbliche. O Stephanie, Stephanie, hätte ich dich doch nie kennengelernt!“

Er stand auf und durchmaß das Gemach mit großen Schritten. Nur ein Gedanke bewegte ihn: wie es möglich wäre, nur mit ihr wieder einmal zusammenzukommen.

Seit dem Abende, wo er Mary Vetsera zum erstenmal gesehen hatte, war eine merkwürdige Veränderung mit dem Kronprinzen vorgegangen. Schon so manches weibliche Wesen hatte seinen Lebensweg gekreuzt und ihm so manche Stunde flüchtigen Genusses geboten, aber verglich er das Gefühl, welches er bei den Gedanken an Mary empfand, mit den Leidenschaften, welche ihm andere eingeflößt hatten, so mußte er sich gestehen, daß es doch etwas ganz anderes, noch nie Empfundenes, überaus Beseligendes war, wofür er sein Leben hingeben mochte. Jetzt bekam er erst eine Ahnung, was Liebe sei, und seine Phantasie zauberte ihm ein Liebesglück vor, wie er es bisher noch nirgends, am allerwenigsten bei Stephanie gefunden hatte.

Und wo ich auch weile, umschwebt mich ihr Bild,
Mich faßt oft ein glückliches Wähnen;
Ich will sie umarmen und glaubte gestillt
Mein heißes und inniges Sehnen.
Vergeblich, — das herrliche Bild weicht zurück,
Ein Traum nur konnt' Glück mir bereiten.
Erwachend erkenn ich, für mich sei das Glück
Ein Märchen aus alten Zeiten.

Diese Verse charakterisieren die Stimmung Rudolfs und sein ganzes Sinnen und Trachten. Er verfluchte seine Stellung, die ihm nicht erlaubte, einen Schritt zu machen, wo er unbeobachtet blieb.

Er wußte, daß er von Aufpassern umgeben sei, und er sah keine Möglichkeit mit ihr wieder zusammenzukommen. Zum erstenmal in seinem Leben stellte er sich die Frage, ob er auch auf ihr Herz Eindruck gemacht habe, sonst kam ihm dieser Zweifel nicht in den Sinn, denn er hatte es bisher immer selbstverständlich gefunden, daß er Gegenliebe fand, wo er zu lieben geruhte.

War dies aber auch immer Liebe und Gegenliebe? Mit einem gewissen Schaudern blickte er in die Vergangenheit zurück, und zum erstenmal gewahrte er, wie oft er sich fortgeworfen, und wie oft er Rang und Würde vergessen hatte, um eines flüchtigen Genusses willen. Aber damit sollte es nun vorbei sein! Er wollte ganz Kronprinz sein, er wollte ein reines Leben führen, denn sie durfte keinen Makel an ihm entdecken. Er, der zukünftige Herrscher Österreichs, sah nun plötzlich ein, daß er seinen Schild blank halten müsse von jenen Flecken, die sein geistiges Auge gesehen hatte. Er wollte sich lossagen von den vielen lockeren, leichtlebigen Kavalieren seiner Umgebung, denn er wollte ihr gefallen, und wenn er schon Kronprinz sei, so wolle er doch nur für sie leben und nur ihren Beifall wollte er erringen.

Doch wieder schauerte er zusammen: Stephanie kam ihm in den Sinn! Stephanie, die alle seine Schritte eifersüchtig überwachte! Ein Abgrund

breitete sich vor seinen Füßen aus — da konnte er nicht hinüber.

Wieder versenkte er sich in Suchen und Grübeln nach einem Auswege, um mit Mary zusammenzukommen. Da durchzuckte ihn ein rettender Gedanke, dem er mit dem Ausrufe: „Gräfin Larisch!" Ausdruck verlieh. Er ließ sofort anspannen und fuhr nach Wien.

* * *

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!"

Warum nur Mary Vetsera diese Verse so oft vor sich hinflüsterte? Sie konnte ihn nicht vergessen seit jenem glücklichen Abende, wo er sich ihr genaht, wo er, dem alle Herzen untertan waren, ihr respektvoll gegenübergestanden hatte und schüchtern die Frage wagte, ob er sie wiedersehen könnte.

Sie war zu verwirrt, um ihm antworten zu können. Wie, wenn er sich nun zurückgewiesen fühlte und alle Brücken zwischen ihnen abgebrochen waren?... „Oh, warum habe ich ihn ohne Antwort gelassen?" Sie hätte sich schlagen mögen, wenn, wenn . . .

Ja, wenn sie es nur wüßte, ob er sie wirklich liebt! Hatte er nicht schon so zu vielen Frauen

und Mädchen gesprochen? War er nicht verheiratet? War es nicht verbrecherisch von ihr, solche Gedanken zu hegen?

Der nüchterne Verstand predigt vergeblich, wo die Flammen des Herzens mächtig emporlodern! „Nein, es darf nicht sein! Ich darf ihn nicht lieben, und er kann mich nicht lieben!" sagte sie zu sich selbst, um aber im nächsten Augenblicke die Frage zu stellen: „Und wenn er mich doch liebt?"

Sie dachte ein paar Jahre zurück, an ihre Kinderzeit, und erinnerte sich, wie die gleichalterigen Mädchen an den Knöpfen der Kleider oder an den Blättern des Gänseblümchens das Orakel befragten: „Er liebt mich — er liebt mich nicht — er liebt mich" usw. O selig, selig, ein Kind noch zu sein! Wie gerne wollte sie wieder kindlich fühlen und denken, wenn sie nur gewußt hätte, ob ihr dies Liebesorakel auch sichere Antwort gäbe.

„Nein, er kann mich nicht lieben!" preßte sie mühsam hervor, und eine Träne erglänzte in ihren Augen. Eine tiefe Wehmut schlich ihr in das Herz bei dem Gedanken, daß das Glück, in welches sich ihr Geist bereits so sehr versenkt hatte, ihr für immer unerreichbar sei. Was konnte die Welt ihr noch bieten? Ihr Los war: Entsagen! —

Aber allem zum Trotz gaukelte ihr die Phantasie immer wieder das schöne Antlitz Rudolfs vor,

und immer wieder suchte sie nach Möglichkeiten, die vielleicht . . .

Da klopft es an die Türe. Auf das „Herein" Marys brachte ihre Zofe ein kleines Briefchen, an dessen Adresse sie sofort die Handschrift der Gräfin Larisch erkannte.

Mary öffnete das Billett und las:

Liebe Mary!

Du wirst mir gewiß eine große Freude bereiten, wenn Du morgen, nachmittags gegen 5 Uhr, eine Tasse Kaffee bei mir nehmen wolltest. Es freut sich schon auf das Plauderstündchen

Deine treue
Marie Larisch.

* * *

Am nächsten Nachmittage, es war in den ersten Tagen des Monats Mai 1888 fuhr Mary gegen 5 Uhr beim Palais der Gräfin Larisch vor. Das Mädchen glaubte eine große Gesellschaft bei der Gräfin vorzufinden, doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie weder auf der Treppe noch im Vestibül einer Seele begegnete! Es wurde ihr etwas unheimlich zumute, und sie hätte nicht übel Lust gehabt, umzukehren, doch in diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und die Gräfin trat ihr

mit dem liebenswürdigsten, verbindlichsten Lächeln entgegen. Sie umarmte und küßte Mary herzlich und sagte dann:*)

„Du hast mich recht lange warten lassen, liebe Mary, und ich brannte vor Ungeduld, dich zu sehen."

„Ja, ich glaubte," erwiderte Mary etwas befangen, „daß ich hier große Gesellschaft vorfinden und daß meine Verspätung durchaus niemandem auffallen werde."

Mit diesen Worten waren sie in einen kleinen Salon eingetreten. In der Mitte des Salons stand ein gedeckter Tisch mit drei Gedecken. Es war also evident, daß die Gräfin außer Mary noch jemand erwartete.

„Ich hatte es heute bloß auf dich abgesehen," hub die Gräfin an, nachdem Mary abgelegt und beide Platz genommen hatten. „Ich hege schon so lange den Wunsch, mich mit dir so recht gründlich auszusprechen, und ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß du meine Bitte erfüllt hast."

„Auch ich freue mich, liebe Freundin," erwiderte Mary verbindlich, „daß mir Gelegenheit geboten wird, dich meiner vollsten Sympathie zu versichern."

*) Vgl. Aus der Kassette der Baronesse Mary Vetsera, Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig 1899.

„Ich werde dir unter vier Augen manches mitzuteilen haben . . .“

„Unter vier Augen?“ fragte Mary, einen Blick auf die drei Gedecke werfend.

„Ja so,“ meinte die Gräfin etwas verlegen, „ich erwarte noch einen Freund, es ist aber durchaus nicht sicher, ob er kommt.“

Die Gräfin wußte das Gespräch alsbald auf den letzten Ballabend zu lenken; sie fragte, wie sie sich an diesem Abend unterhalten, welche Eindrücke sie mitgenommen habe, wer sich am meisten mit ihr beschäftigt habe usw.

Mary antwortete der Gräfin aufrichtig und rückhaltlos, daß ihr der Abend ewig unvergeßlich bleiben werde, und daß sie besonders die auszeichnende Art, mit welcher ihr der Kronprinz entgegengekommen wäre, glücklich mache.

Die Gräfin schien hierüber sehr verwundert zu sein.

„Se. Hoheit befaßte sich also viel mit dir?“ fragte sie.

„Vielleicht zu viel,“ erwiderte Mary nachdenkend.

„Und seither hast du ihn nicht gesehen?“ fragte sie weiter.

Mary sah die Gräfin verblüfft an. Wie kam sie dazu, an sie eine solche Frage zu richten? Und

wie wußte sie ihre innersten Gedanken zu erraten? Sie erwiderte etwas verlegen:

„Nicht ein einziges Mal!“...

Die Gräfin schien zu überlegen. Es trat eine peinliche Pause ein; während Mary verlegen an ihrem Taschentuche zupfte.

Die Hausherrin unterbrach endlich das Stillschweigen, indem sie fragte:

„Möchtest du mit Sr. Hoheit zusammentreffen?“

Mary fuhr von ihrem Sitze auf. Nun begann es in ihr zu dämmern, und sie war alsbald im reinen darüber, daß man sie in eine Falle gelockt hatte, aus welcher sie sich nicht mehr zu befreien vermochte.

Die Gräfin lächelte, während Mary Tränen in die Augen stiegen.

„Also dieses dritte Gedeck?“ . . . fragte sie.

„Ist für ihn bestimmt . . .,“ erwiderte die Gräfin beschwichtigend.

Mary eilte zur Tür, um aus diesem Hause zu flüchten, um der Verschwörung zu entrinnen, aber die Gräfin verstellte ihr den Weg.

„Um Gottes willen!“ rief sie, „was willst du?“

„Fort will ich! Laß mich, Marie! Ich muß fort!“

Die Gräfin wollte ihr etwas erwidern, doch

in diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und der Kronprinz erschien an der Schwelle derselben. Er blieb überrascht stehen und rief, Mary einen innigen Blick zuwerfend:

„Was sehe ich? Sie weinen, Mary?"

„Es war nicht schön von Ihnen, Hoheit," erwiderte sie, ihre Tränen abtrocknend, „mich in diese Falle zu locken; ich hätte das von Ihnen nicht erwartet."

„Sie sind mir also wirklich böse?" fragte der Kronprinz weiter, ihre Hand erfassend.

„Wie sollte ich es denn nicht sein, Hoheit? Sie gehen ja mit mir um, wie mit der letzten Straßendirne . . ."

„Was hätte ich denn tun sollen, um Sie doch endlich einmal zu sehen?"

„Mich von Ihrem Vorhaben verständigen und mir anheimstellen, ob ich auf Ihren Vorschlag eingehe."

„Ja, damit Sie ihn dann zurückweisen?"

„Wer weiß . . .," rief sie ziemlich unüberlegt.

Dieses Wort war entscheidend; die Gräfin folgerte aus demselben, daß sie nicht ernstlich böse sei, während der Kronprinz sie zart am Arme faßte und sie zum Niedersetzen nötigte.

Mary war noch immer sehr unruhig; sie fürchtete sich ordentlich und bat den Kronprinzen, sie nicht zum Bleiben zu nötigen; aber die Gräfin

beruhigte sie und versicherte ihr, daß sie sie nicht einen Augenblick allein lassen werde, und daß ihr durchaus keine Gefahr drohe.

Ihre Ruhe kehrte nun einigermaßen zurück, und sie versuchte sogar zu lächeln, als der Kronprinz seinen Stuhl an den ihrigen heranrückte und in schelmischem Tone sagte:

„Sie wären also imstande gewesen, unserer so jungen Freundschaft so mir nichts dir nichts den Garaus zu machen?"

Die Konversation bewegte sich um ziemlich gleichgültige Gegenstände; sie sprachen von Theater, Musik und Literatur, und Mary war bemüht, auf die Fragen des Kronprinzen recht verständige Antworten zu geben. Der Kronprinz meinte, daß er in sich etwas vom Schriftsteller habe und fragte Mary, ob sie nicht gewillt wäre, mit ihm ein Buch unter irgendeinem Pseudonym herauszugeben?

„Mit mir, Hoheit?" fragte sie; „ich habe ja durchaus keine Befähigung hierzu!"

„Das meinen Sie," erwiderte Rudolf; „und ich bin überzeugt, daß wir zusammen einen recht hübschen Roman dichten könnten."

„Dichten? nein!"

„Aber durchleben!"

„Diese Frage lasse ich unbeantwortet." —

Die Gräfin erhob sich plötzlich.

„Ich bitte Sie recht vielmal um Entschul-

digung," sagte sie, „ich muß mich für einen kleinen Moment entfernen, um draußen Verfügungen zu treffen, aber ich bin gleich wieder da!"

Mary blieb mit dem Kronprinzen allein. Es entstand eine kleine Verlegenheitspause, während welcher keiner von ihnen das Wort ergriff. Der Kronprinz blickte sie unverwandt an und schien in ihrem Innersten lesen zu wollen; endlich brach er das Stillschweigen.

„Liebe Mary," hub er an, „ich hätte Ihnen etwas mitzuteilen."

Sie wagte es nicht, den Kronprinzen zu fragen, was er ihr mitzuteilen habe.

„Aber Sie scheinen auf meine Mitteilung nicht recht neugierig zu sein?" fragte er weiter.

„Neugierig bin ich wohl," erwiderte sie, „aber ich befürchte, daß es besser wäre, wenn Sie schwiegen . . ."

„Ich kann es nicht, Mary! Ich muß Ihnen mein Herz entdecken!"

„Um Gottes willen! Hoheit, so bedenken Sie doch! . . ."

„Ich kann nichts bedenken, ich kann nichts überlegen, denn ich liebe Sie!"

Im nächsten Augenblicke lag Se. Hoheit zu Marys Füßen, erfaßte ihre beiden Hände und bedeckte sie mit seinen Küssen und seinen Tränen.

Sie wollte sich seiner heißen Liebesbezeugungen

erwehren; sie bat ihn, sie flehte ihn an, seine Würde nicht preiszugeben, seine Gattin nicht zu vergessen und sich nicht von einem Gefühle hinreißen zu lassen, welches für beide nur Verderben bringen müsse.

Doch es war alles vergebens; Rudolf verharrte in seiner knienden Stellung, blickte sie mit seinen herrlichen blauen Augen unendlich wehmutsvoll schmachtend und liebevoll an und erwiderte:

„Mary! Teure, einzige Mary! Erhören Sie mich, weisen Sie mich nicht zurück! Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß Sie auf der ganzen Welt die einzige sind, die ich liebe, die einzige, die ich schätze und achte, die einzige, die alles in sich vereinigt, um mich glücklich zu machen! ... Ich schwöre es Ihnen, daß ich Sie lieben werde bis an mein Lebensende, daß ich jedes andere Gefühl aus meinem Herzen ausrotten werde, damit Sie es nur ganz allein beherrschen! ... Ich schwöre es Ihnen, daß ich nicht ruhen und rasten werde, bis ich Sie zu meiner gesetzlich angetrauten Gemahlin mache, und ich schwöre es Ihnen, daß ich Sie bis zu diesem Zeitpunkte lieben werde, wie ein Bruder seine Schwester liebt, wie die Engel im Himmel sich untereinander lieben ..., so keusch, so rein, so unschuldsvoll! ..."

Mary vermochte die Wirkung nicht zu verbergen, welche die Worte des Kronprinzen auf

sie ausübten. Sie war außer sich vor Wonne und Glückseligkeit, und als sie Rudolf, ihr Rudolf, etwas ruhiger, doch ebenso innig, ebenso liebevoll frug:

„Sind Sie mir noch immer böse?“ vermochte sie nicht mehr nein zu sagen. Sie schluchzte laut, ihren Augen entquoll ein Tränenstrom, welcher beredter als alles andere antwortete.

„Ich darf also hoffen?“ fragte Rudolf weiter.

Sie beugte sich zu dem vor ihren Füßen Knienden hinab, erwiderte den zärtlichen Druck seiner Hände und rief in kaum verständlichem Tone:

„Ja!“

Man hörte Schritte; die Gräfin trat ein, und das Paar bemühte sich, sich so zeremoniell zu zeigen als möglich, was beiden gewiß sehr schwer geworden ist.

Die Unterhaltung drehte sich jetzt um Alltagsklatsch, und wer die drei so zusammen gesehen hätte, hätte nicht gedacht, daß diese Zusammenkunft die Einleitung eines schrecklichen Dramas bildete, in welchem die zwei jungen, lebensfrohen Menschen ihren Tod finden sollten.

———*———

Zwölftes Kapitel.

Weitere Entwicklung des Verhältnisses.

Mary war selig. Nur ein Bild umschwebte sie im Traum und im Wachen, und sie konnte es kaum erwarten, bis sie ihn wieder zu Gesicht bekam. Warum mußte sie so rat- und tatlos warten? Warum konnte sie nicht zu ihm eilen, wie es ihr Herz gebot? Sie war zu Untätigkeit verdammt und konnte nur das Geschick anflehen, daß es ihr bald die Freudenbotschaft bringe, die sie zu ihm rief.

Es dauerte nur wenige Tage, die ihr aber wie Jahre erschienen, da erhielt sie ein Briefchen von Rudolf, worin er sie bat, nachmittags zur gemeinsamen Freundin, der Gräfin Larisch, zu kommen. Wie zählte sie nun die Minuten und Sekunden, welche sie noch von dem ersehnten Glücke trennte.

Es mochte gegen vier Uhr nachmittags gewesen sein, als sie bei der Gräfin erschien. Rudolf war bereits da und trat ihr mit einem innigen

Lächeln, mit vor Glückseligkeit strahlendem Gesicht entgegen.

„Ich danke Ihnen recht sehr," begann er, „daß Sie mein Schreiben einer so glänzenden Antwort würdigen."

Sie erwiderte ihm, daß sie im Geiste auch dann in seiner Nähe gewesen wäre, wenn sie seiner Bitte nicht nachgekommen wäre. Der Kronprinz erfaßte ihre Hand, drückte einen innigen, herzlichen Kuß darauf und nötigte sie, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen. Beide waren bald ganz unter sich. Die Gräfin nahm schon nach wenigen Augenblicken die Gelegenheit wahr und entfernte sich unter dem Vorwande, daß sie dringliche Angelegenheiten zu besorgen habe.

Früher hätte ein derartiges Benehmen Mary außer Rand und Band gebracht; aber sie hatte sich jetzt sehr verändert, denn sie war glücklich, als sich die Gräfin mit dieser ihr ganz natürlich scheinenden Bemerkung entfernte.

Das Paar saß ganz eng beisammen. Ein heiliger, bisher ungekannter Schauer durchrieselte Marys Körper und Seele, und sie wußte nicht, wie ihr geschah. Rudolf erfaßte ihre Hand und hielt sie, ohne Miene zu machen, sie je loszulassen; sie ließ alles geschehen, denn sie dachte, es müsse so und könne gar nicht anders sein. Die Abwesenheit der Gräfin schien Gelegenheit zu bieten

zur gründlichen Aussprache. Aber lange Zeit fiel es keinem der beiden ein, das Stillschweigen zu brechen. Sie waren so glücklich und lasen sich so viel aus den Augen, und sie waren so sehr in selige Betrachtungen vertieft, daß sie gar nicht das Bedürfnis fühlten, auch mit Worten auszudrücken, daß sie recht glücklich waren.

Endlich brach Rudolf das Stillschweigen, sie sah es ihm an, daß er ihr Wichtiges mitzuteilen hatte, denn er schöpfte tief Atem und begann etwas stockend:

„Haben Sie schon darüber nachgedacht, liebe Mary, was aus uns werden wird?"

Sie sah Rudolf verlegen an; sie war auf diese Frage so wenig vorbereitet und hatte sich mit deren Beantwortung noch so wenig befaßt, daß sie im ersten Momente nicht wußte, was sie ihm antworten sollte. Endlich erwiderte sie ihm:

„Wir werden uns lieben bis zu unserem letzten Atemzuge, und im besseren Jenseits, wo Sie mir niemand streitig machen wird, werden wir uns weiter fortlieben . . .!"

Der Kronprinz sah sie eigentümlich lächelnd an.

„Das ist wohl schön," sagte er, „und ich wünsche wohl nichts inniger, als daß es wirklich so sei, aber ich dächte doch, daß unserem Verhältnisse eine reellere Grundlage gegeben werden müßte . . ."

Sie riß die Augen weit auf. Es war ihr in der Tat noch nicht eingefallen, an diese Frage zu denken, und in ihrem Freudentaumel hatte sie auch geglaubt, daß das Verhältnis, wie es beschaffen war, in alle Ewigkeit fortdauern müsse.

„Ich verstehe Sie nicht, Hoheit . . .," entgegnete sie.

Der Kronprinz sah sie unendlich liebevoll an.

„Nennen Sie mich nicht ‚Hoheit'," sagte er, „ich fühle mich so fremd zu Ihnen, wenn Sie mich mit diesem zeremoniösen Titel anreden . . ."

„Wie soll ich Sie denn nennen?" fragte sie.

„Nennen Sie mich einfach Rudolf, nennen Sie mich Ihren Liebsten, nenne mich du, nenne mich wie du willst, nur lasse mich vergessen, daß es zwischen mir und dir eine große, schier unüberbrückbare Kluft gibt!"

„Wie, Sie gestatten, Hoheit, daß ich Sie ‚du' nenne?" rief sie entzückt aus.

„Ich bitte dich darum!" erwiderte der Kronprinz, seine Lippen an ihre Stirn drückend, welche sie vor Wonne und Glückseligkeit außer sich, an seine Schulter lehnte.

„Aber es handelt sich jetzt nicht hierum," fuhr der Kronprinz fort; „wie glücklich wir auch jetzt sind, wie sehr wir auch beide in unserem Innersten überzeugt sind, daß uns die Vorsehung füreinander bestimmt hat, dürfen wir

doch nicht vergessen, daß dieses platonische Verhältnis nicht ewig andauern kann, und daß wir etwas tun müssen, um in der Tat einander anzugehören."

„Was denn, Rudolf?" rief sie mit ganzer Seele an seinen Lippen hängend und mit fieberhafter Spannung den Worten lauschend, von denen ihr Glück und Heil abhängen sollte.

„Willst du wirklich mein werden?" fragte sie der Kronprinz, ihr einen zärtlichen Blick zuwerfend.

„Ob ich will? . . ." fragte sie, ihn träumerisch anblickend. „Ja, wie wäre denn dies möglich? . . ."

„Versprichst du mir," fragte Rudolf weiter, „mir bis an mein Lebensende ein liebevolles, treues, hingebungsvolles Weib zu sein?"

„Ich schwöre es!" rief sie, fast ohne zu wissen, was sie tat.

„Versprichst du mir," fuhr der Kronprinz fort, „mir in alle Verhältnisse des Lebens zu folgen, dein Glück nur in mir und durch mich zu suchen, mit mir Freud' und Leid zu teilen?"

„Ich schwöre es!" erwiderte sie, den Atem anhaltend.

„Versprichst du mir," frug Rudolf weiter, „jeden Gedanken darauf zu richten, mich recht glücklich zu machen, treu zu mir zu halten und mich nie zu verlassen?"

„Ich schwöre es!“ war wieder ihre Antwort.

„Nun wohlan,“ setzte Rudolf fort, „und ich schwöre dir, daß ich dich ebenfalls bis an mein Lebensende mit gleicher Liebe lieben werde, daß ich jede Minute meines Lebens dir widmen werde, daß mir in allem, was ich beginne und unternehme, dein Bild, dein geliebtes, engelgleiches Bild vorschweben wird, und daß ich nicht ruhen und rasten werde, bis ich dich als meine angetraute Gattin heimführen werde.“

Tränen standen ihr in den Augen; sie fühlte ihr Herz stärker pochen, das Blut rascher in ihren Adern rollen, ihr Busen wogte stürmisch, sie war unfähig, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.

Rudolf erwartete auch keine Antwort; er nahm ihren Kopf leise und zart von seiner Schulter, bog sich zu ihr hinab und drückte ihr einen langen, langen, innigen Kuß auf die Lippen . . .

Oh, wie beseligend war dieser Kuß! Sie wollte in diesem Augenblicke des höchsten Glückes in seinen Armen den Geist aushauchen! Warum mußte dieser schönste Augenblick ihres Lebens, dieser lange und doch so kurze Kuß ein Ende nehmen?

Sie wußte nicht, wie lange ihre Freude dauerte, sie wußte nicht, wie lange sie aus den Lippen Rudolfs den himmlischen Nektar sog, aber plötzlich war ihr, als ob sie aus einem jahrelangen

Taumel wieder zur Besinnung gekommen wäre, es war ihr, als ob sie ein Cherub mit flammendem Schwerte aus dem Paradiese gejagt hätte.

Sie wand sich aus den Armen des Kronprinzen und fuhr ihn entsetzt an:

„Um Gottes willen, Hoheit, was taten Sie? . . ."

„Nichts, meine teure, einzige Mary, wozu mich unsere Liebe nicht berechtigen würde."

Sie war bald beruhigt, aber einen zweiten Kuß, den ihr der Kronprinz auf die Lippen drücken wollte, verwehrte sie ihm energisch.

„Nun verspreche ich dir noch," sagte Rudolf nach einer Weile, „daß ich alles dransetzen werde, um dich zu meiner Gemahlin zu machen; ich werde die erforderlichen Schritte einleiten, um mich von der Kronprinzessin scheiden zu lassen, und ich werde dann meinen Vater bitten, daß er zu unserer Ehe seine Einwilligung gibt."

„Ob aber Seine Majestät keine Einwände dagegen erheben wird?" fragte sie etwas verzagt.

„Die Sache wird wohl ihre Schwierigkeiten haben," meinte er, „und ich bin mir dessen bewußt, daß ich alles werde aufbieten müssen, um zum Ziele zu gelangen; aber je mehr Schwierigkeiten wir begegnen, desto größer und voller wird, einmal am Ziele angelangt, unser Glück sein. Ich werde meinem Vater mit so ergreifenden Worten

unsere Liebe beschreiben, ich werde dich ihm mit solcher Glut im Herzen, mit solchen Tränen in den Augen, mit solchem Feuer auf den Lippen schildern, daß er endlich einwilligen wird, uns seinen Segen zu geben."

„Ich vertraue dir, Rudolf," erwiderte sie vor Wonne aufgelöst; „mein Schicksal steht in deiner Hand, und du wirst sicherlich nichts unternehmen, was mich unglücklich machen könnte!"

„Für dich zu sterben," antwortete er, „für dich meinen letzten Blutstropfen hinzugeben oder für dich die Sterne vom Himmel herunterzuholen, für dich das Unmögliche zu wagen, wäre ich imstande, aber eine Träne in deine Augen locken, eine Betrübnis deinem Herzen zufügen, das werde ich nie! . . ."

Diesen ersten Zusammenkünften bei der Gräfin Larisch folgten noch mehrere, und die Gräfin war diskret genug, das Paar nach Möglichkeit allein zu lassen. Es hat ganz den Anschein, als ob sie Marys Fall herbeiführen wollte, wobei sie allerdings nicht daran denken konnte, daß mit Marys Schicksal dasjenige des Kronprinzen so eng verknüpft war, um beide gemeinsam in den Tod zu treiben. Um Marys häufige Besuche zu bemänteln, veranstaltete die Gräfin auch öfter Soireen und Ballfestlichkeiten in ihrem Hause, bei welchen das Paar natürlich auch erschien. Welch' schöne Mission

hätte Gräfin Larisch-Wallersee gehabt, wenn sie diesen Schutz und die Pflege, welche sie einem unzulässigen Verhältnisse angedeihen ließ, einer wirklich reinen und erlaubten Liebe hätte zuteil werden lassen.

Eigentümlicherweise wird aus jener Zeit, wo das Verhältnis zwischen Mary und Rudolf bereits seinen Höhepunkt erreicht hatte, berichtet, daß ein junger Kavalier, Prinz L., der schönen Baronesse in auffallender Weise den Hof machte. Ob er von den sonst in der Gesellschaft allgemein bekannt gewordenen Beziehungen Rudolfs zu ihr nichts wußte, ob er glaubte, daß sie sich vielleicht trotzdem für ihn, der ihr Rang und Namen zu bieten hatte, während der Kronprinz hierzu als verheirateter Mann nicht imstande war, entscheiden werde, oder ob er vielleicht, wie auch behauptet wurde, im Auftrage der Kronprinzessin handelte, wird schwer zu entscheiden sein. Ebenso wird unklar bleiben, warum Baronesse Mary, die sonst so Spröde und Stolze, sich seinen Huldigungen sichtlich geneigt zeigte. Wollte sie vielleicht nach einem allerdings schon vielfach angewandten, aber in den weitaus meisten Fällen bewährt gefundenen Rezept, auf diese Weise den Kronprinzen zu einem Entschluß treiben? Einen solchen faßte dieser allerdings, aber nicht in der Weise, in welcher sie es erwartet hatte: Er trat auf den jungen Kavalier

zu und wies diesen in einer Weise zurecht, die, da die ganze Gesellschaft Zeuge des Vorfalles gewesen war, ein Duell zur Folge gehabt hätte, wenn es nicht den Freunden des Kronprinzen mit Aufgebot äußerster Mühe noch gelungen wäre, dieses zu verhindern.

Von welchem Zeitpunkte an die Baronin von dem Verhältnisse ihrer Tochter Kenntnis hatte, ist unbestimmt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sehr bald davon erfuhr. Jedenfalls klingt die von anderer Seite erzählte Legende, wonach die Gräfin Larisch Mary ganz ohne Wissen der Mutter in das Verhältnis hineingetrieben haben soll, ziemlich unwahrscheinlich. Nachdem die Baronin einmal A gesagt hatte und durch die Gräfin in der Gesellschaft eingeführt worden war, mußte sie auch B sagen und schließlich bis zum Z kommen. Der Stein war ins Rollen geraten, und die Baronin hatte nicht die Macht, ihn aufzuhalten. Es scheint auch, daß Mary eine Freiheit genoß, wie man sie sonst jungen Mädchen in gutbürgerlichen Kreisen nicht gewährt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Folgen des Verhältnisses.

Die Baronin Vetsera befand sich in fürchterlich gedrückter Verstimmung. So hatte sie sich die Sache nicht vorgestellt. Sie hatte bestimmt erwartet, daß es Mary nicht an reichen Verehrern fehlen werde; zwei hatten sich schon um ihre Hand beworben, und sie hatte beiden einen Korb gegeben, und dies alles wegen jenes unseligen Verhältnisses mit Rudolf.

Die Baronin wußte es genau, daß das Paar nicht zusammenkommen konnte; es lagen unüberwindliche Hindernisse vor, aber sie zitterte doch bei dem Gedanken, daß Rudolf einen Gewaltstreich unternehmen könnte, um die Verbindung mit Mary zu ermöglichen ... Was dann? ... sollte sie ihrer Tochter das schreckliche Geheimnis enthüllen? ... ein Geheimnis, welches eine weit größere Kluft zwischen beiden schuf, als alle Hofetiketten und alle Hausgesetze der österreichisch-unga-

rischen Monarchie! . . . Nein, dies konnte sie nicht! . . . Sie brachte es nicht über ihre Lippen, ihrer Tochter zu sagen, daß sie, Mary, die Frucht eines gleichen Verhältnisses sei, wie dasjenige, das Kronprinz Rudolf jetzt mit dieser hatte. Oh, nicht nur die Sünden der Väter, auch die Sünden der Mütter pflanzen sich fort bis in das dritte und vierte Geschlecht. Die Baronin verfluchte die Stunde, in der sie die unglückliche Idee gefaßt hatte, die Kaiserstadt an der Donau wieder aufzusuchen. Sie überlegte, daß sie reich genug war, um wo anders eine große Rolle zu spielen, während in Wien im Verkehr mit der Aristokratie ihre Mittel zu beschränkt waren und sie sich genötigt sah, mit den Reizen ihrer Töchter zu spekulieren. Sie verfluchte die Gräfin Larisch-Wallersee, der die Anknüpfung dieses unseligen Verhältnisses in erster Linie zu danken war; aber nun war es zu spät.

War es wirklich zu spät? Ein Ertrinkender klammert sich an einen Strohhalm, und so hegte die Baronin noch die Hoffnung, daß das Verhältnis platonisch geblieben sei. Das Paar kannte sich ja erst kaum vier Monate, und die Baronin glaubte, daß die Beziehungen erst in den letzten Wochen inniger geworden seien. Den Verkehr der ersten zwei bis drei Monate hielt sie für rein gesellschaftlicher Natur, denn die Baronin wußte nicht, daß die von der Gräfin Larisch veranstalteten

Abende nur zu dem Zwecke veranstaltet worden waren, um das Paar zusammenzuführen. Die Besuche bei der Gräfin aber wurden immer häufiger, so daß die Baronin Verdacht schöpfte und ihre Tochter überwachen ließ, wobei sie zu ihrer schmerzlichen Überraschung entdeckte, daß Mary nicht immer, wie sie sagte, die Gräfin besuchte, sondern nach Mayerling fuhr.

Auch an diesem Nachmittage hatte Mary den Vorwand gebraucht, sie wolle die Gräfin Larisch besuchen. Eine Stunde später fuhr die Baronin zu ihrer Freundin. Die Gräfin war wohl zu Hause, aber Mary war nicht bei ihr gewesen. Die Baronin hatte auch wohl bemerkt, wie verlegen die Gräfin wurde, als sie hörte, daß Mary sich vom Hause entfernt hatte mit der Angabe, sie besuchen zu wollen.

Es wurde sieben Uhr — acht Uhr, — neun Uhr abends, Mary ließ sich immer noch nicht blicken. Von Unruhe gequält, lief die Baronin alle Augenblicke ans Fenster, um nach ihrer Tochter auszuspähen. Der lange Tag mußte doch nun endlich der Nacht weichen, deren dunkle Schleier sich schon herabgesenkt hatten. Endlich! Es war schon ½11 Uhr geworden, da hörte sie einen Wagen vor dem Hause halten. Die Baronin stürzte ans Fenster und sah hinaus, und ein Seufzer der Erleichterung entstieg ihrer Brust.

Ihre Tochter war dem Wagen entstiegen und zog die Klingel.

Die Türe ging auf, und Mary stürzte ins Zimmer. Schweigend umarmte sie die Baronin und half ihr beim Ablegen. Es schien, als ob beide die Sprache verloren hätten, so stumm sahen sie sich an. Marys Brust wogte, ihre Augen leuchteten in seltsamem Glanze, und eine tiefe Röte übergoß ihr Gesicht. Sie wagte es kaum, dem Blick ihrer Mutter zu begegnen, von der sie die Frage nach dem Grunde ihres langen Wegbleibens erwarten mußte.

Die Baronin ließ ihrer Tochter Zeit, sich zu erholen. Endlich aber fragte sie:

„Wo bist du denn gewesen, Mary?"

„Wo? ich ... ich war im Theater!"

„So!" fragte die Baronin gedehnt.

„Was wurde denn gegeben?"

„Was gegeben wurde?" preßte Mary hervor; ja, wenn sie das gewußt hätte! Auf diese Frage war sie nicht vorbereitet, aber nach einer Pause sagte sie mit sichtlicher Verlegenheit:

„Arria und Messalina."

„Ist dies auch wahr? Ich will einmal in der Zeitung nachsehen," erwiderte die Baronin.

„Nein, nein, liebe Mutter, ich kann mich auch geirrt haben; ich ... ich ..."

Eine peinliche Pause entstand; endlich nahm die Baronin wieder das Wort.

„Du bist beim Kronprinzen gewesen!“

Mary schwieg.

„Wo hast du den Kronprinzen gesehen?“

Wieder keine Antwort.

„Mary, habe doch Vertrauen zu mir,“ sprach nun die Baronin mit wehmütiger Stimme.

„Du hintergehst mich; warum weihest du mich nicht ein in dein Verhältnis? Ich will ja auch nur, daß du glücklich wirst, aber kannst du es jemals werden?“

„Mutter!“

Schluchzend barg Mary ihr Haupt an der Brust der Baronin; sie brachte kein weiteres Wort über ihre Lippen.

„Mary, du mußt doch auch schon gehört haben, welchen Ruf der Kronprinz hat. Wie, wenn er mit dir auch nur sein Spiel treibt, in dir unnütze, unmöglich erfüllbare Hoffnungen wachruft und dich in kurzer Zeit vergißt?“

„Nein, Mutter, das tut er nicht!“ entgegnete Mary mit leidenschaftlichem Feuer. „Was kann er dafür, wenn er unglücklich verheiratet ist? Aber er will die Fesseln sprengen, die ihn an ein ungeliebtes Weib ketten! Er will nur mir angehören! Will auf Rang und Würden, auf alles Verzicht leisten, um nur für mich zu leben!“

Die Baronin lächelte bitter. Eines wollte sie noch wissen: Es war eine sehr delikate Frage, die ihr auf der Zunge schwebte, und sie wußte nicht, wie sie diese hervorbringen sollte. Endlich aber fragte sie:

„Du bist schon oft in Mayerling gewesen?"

Mary schwieg erst eine Weile und lispelte dann: „Ja."

„Du bliebst immer einige Stunden dort?"

Wieder kam ein schwaches „Ja" über ihre Lippen.

„Ist Gesellschaft da, wenn du kommst, oder seid ihr allein?"

Mary senkte die Blicke zu Boden und barg ihr Gesicht in beide Hände.

„Antworte mir! Ihr seid doch immer allein, nicht wahr?"

„Meist," antwortete sie fast tonlos.

„Das heißt immer!" sagte die Mutter etwas sarkastisch. „Nun," meinte sie nach einigem Nachsinnen, „bist du noch immer die unschuldige Mary, als welche ich dich nach Wien brachte, oder ist deine Tugend schon dem Kronprinzen zum Opfer gefallen?"

Mary brach in ein lautes Schluchzen aus, welches mehr besagte, als alle Worte.

Aber die Baronin wollte das Schreckliche nicht glauben, sie wollte immer noch hoffen, daß das

Äußerste noch nicht gekommen sei. Sie frug deshalb noch einmal mit etwas vibrierender Stimme: „Ich will Bestimmtes wissen; hat dich der Kronprinz zu Falle gebracht? und wann ist dies geschehen?“

„Heute!“ preßte Mary mit lautem Aufschrei hervor und sank bewußtlos in den Lehnstuhl zurück.

Es war eine schreckliche Entdeckung für die Baronin. Was sollte sie tun? Am nächsten Tage suchte sie ihrer Tochter mit den mildesten Worten klar zu machen, daß es das beste wäre, dies Verhältnis zu lösen. Aber mit Schrecken gewahrte sie da, welch tiefe Wurzel ihre Liebe für den Kronprinzen geschlagen hatte. Da half kein Reden, da halfen keine Vernunftgründe, kein Hinweis auf die Verhältnisse, sie wollte nur mit Rudolf leben oder sterben.

Nun erschrak die Baronin erst recht und wagte nicht, ihrer Tochter das Geheimnis zu enthüllen, dessen Kenntnis das Paar gewiß getrennt hätte; aber war von Marys Verzweiflung bei einer solchen Zertrümmerung ihres vermeintlichen Liebesglücks nicht das Schlimmste zu fürchten? Die Furcht vor einer Verzweiflungstat Marys hielt der Baronin die Zunge gefesselt.

* * *

Dem Kronprinzen war seine Ehe immer unleidlicher geworden, und es schien ihm unmöglich, die Fesseln noch länger zu tragen. Es sei noch nachträglich bemerkt, daß auch Stephanie schon einmal versucht hatte, das Ehejoch abzustreifen, und sie hatte in einem jammervollen Briefe ihrem Vater, dem König von Belgien, ihre Lage mitgeteilt und ihn inständig gebeten, wieder nach Hause kommen zu dürfen. König Leopold verwies sie aber mit schroffen Worten auf ihre Pflicht: „Stephanie! C'est votre devoir de rester à côté de votre mari le prince héritier!" (Es ist deine Pflicht, Stephanie, bei deinem Gatten, dem Thronfolger zu bleiben!) So lautete das Telegramm, mit dem ihr jede Aussicht auf Erlösung genommen wurde.

Das Verhalten des Kronprinzen wurde zum öffentlichen Skandal. Er lebte nur noch in Mayerling, und Mary Vetsera war fast täglich draußen, und an Tagen, wo sie ihn nicht besuchte, kam er nach Wien, um Mary bei der Gräfin Larisch zu sehen. Bei Hofe wurde beraten, welche Schritte zu unternehmen wären, um den Kronprinzen von seiner Leidenschaft abzubringen. Der Kaiser, der Ministerpräsident Taaffe und der Obersthofmeister Graf Bombelles besprachen den Fall, und Taaffe meinte, der Kronprinz werde die Liebelei, wenn sie einige Zeit gedauert habe, wieder auf-

geben, wie es ja bisher immer der Fall war. Er glaubte deshalb, von gewaltsamen Maßregeln Abstand nehmen zu können, und derselben Ansicht war auch Graf Bombelles. Es wurde nun beschlossen, das kronprinzliche Paar als Vertreter des österreichischen Kaiserhauses zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria von England nach London zu entsenden, man hoffte, Rudolf damit seine Leidenschaft für Mary Vetsera vergessen zu machen.

Aber er konnte nach einigen Vorfällen aus der letzten Zeit für eine solche Repräsentation nicht als geeignete Persönlichkeit angesehen werden. Bei den Kaisermanövern in Preußisch-Schlesien, bei denen auch Großfürst Wladimir von Rußland zugegen war, war er mit diesem bei Tisch so hart aneinander geraten, daß nur die Dazwischenkunft des greisen Kaisers Wilhelm I. den Ausbruch eines offenen Streites, der unabsehbare Folgen gehabt hätte, verhindern konnte. Er sowohl, als Kronprinz Friedrich Wilhelm versicherten dem Großfürsten, dem Bruder des damaligen Zaren, daß nur ein plötzliches Unwohlsein den Kronprinz von Österreich zu einem so provokatorischen Auftreten, wie er es gezeigt hätte, habe veranlassen können, der Großfürst aber verließ trotzdem vorzeitig die Manöver. Bei der Feier der Beisetzung des Kaisers Wilhelm I. kam es zu einem ähnlichen Auftritt mit einem anderen russischen Großfürsten, bei dem

allerdings der Kronprinz selbst rasch wieder die Hand zur Versöhnung bot, aber nur, weil er dem von ihm hochgeschätzten und so schwer leidenden Kaiser Friedrich jede Aufregung ersparen wollte. Auch in die früher so feste Freundschaft mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm II. von Deutschland, war ein Riß gekommen, und zwar dadurch, daß auf Bitten des Kaisers Franz Joseph dieser sich dazu hatte bewegen lassen, dem Kronprinzen Rudolf einen Brief zu schreiben, in dem er ihn in herzlicher Weise bat, in seinem eigenen Interesse, in demjenigen seiner Krone und seines Reiches doch den Versuch einer Wiederannäherung an seine Gattin zu machen. Übrigens schien der Kronprinz Rudolf später die schroffe Zurückweisung, die er dem prinzlichen Freunde angedeihen ließ, zu bereuen, denn drei Tage vor seinem Tode besuchte er das Galadiner bei dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß und trug diesem angelegentlich auf, seinem Souverän die herzlichsten Grüße zu übermitteln. Wider Erwarten war der Kronprinz sofort bereit, das ihm übertragene Mandat auszuführen. Bald erfuhr man, welchen Grund diese überraschende Nachgiebigkeit des Kronprinzen hatte, der sonst äußerst schwer zur Übernahme derartiger Aufträge zu bestimmen war: Baronesse Vetsera reiste gleichfalls nach England, um ihre erkrankte Schwester zu besuchen. Ob

dies nur ein Verwand war oder nicht, mag gleichgültig sein, jedenfalls benutzte Gräfin Larisch diesen Umstand, um durch Mitteilung desselben an Stephanie einen neuen Sturm im kronprinzlichen Hause hervorzurufen. Dies gelang ihr über Erwarten gut; die Kronprinzessin erklärte, daß sie ihren Gemahl auf einer Reise, die nur den Zweck habe, ihm auf fremdem Boden leichter unbeobachtete Zusammenkünfte mit seiner Geliebten zu ermöglichen, unter keinen Umständen begleiten werde, und blieb hartnäckig bei dieser Weigerung, trotzdem der Kaiser persönlich sie umzustimmen versuchte, und auf sein Bitten auch die Kaiserin sich der peinlichen Aufgabe unterzog, auf ihre Schwiegertochter in diesem Sinne einzuwirken.

Als der Kronprinz dies vernahm, geriet er in äußerste Aufregung und stellte Stephanie zur Rede. Sie wiederholte ihm ihre Weigerung und gebrauchte bei der Motivierung derselben so herabwürdigende Ausdrücke in bezug auf die Baronesse, daß Rudolf, in einen kaum noch zu bändigenden Zorn geraten, die Hand gegen sie erhob. Zwar kam es nicht zum Äußersten, allein er erklärte ihr, daß jetzt alles zwischen ihnen vorbei sei, und daß er ihr das, was sie getan, nie vergeben werde. Damit verließ er Wien und reiste nach London ab.

Daß er dort mit seiner Geliebten wiederholt in deren Wohnung Zusammenkünfte hatte, ist

zweifellos festgestellt, und was auf denselben vereinbart wurde, erfuhr man bald.

Als er von London zurückkam, wandte sich Rudolf an den Kaiser und erklärte ihm, daß er nicht länger mit Stephanie leben könne. Er bat um die Erlaubnis, sich von ihr trennen zu dürfen. Veranlassung zu diesem Schritte bot auch ein Brief, den der König von Belgien an den Kaiser Franz Joseph gerichtet hatte, und der sich mit der unglücklichen Ehe beschäftigte. Wenn der Kaiser auch wußte, daß die Ehe seines Sohnes sehr unglücklich war, so erschütterte es ihn doch tief, als Rudolf mit bewegten Worten sein Herzeleid schilderte. Der Kronprinz erklärte offen, daß er keine andere lieben könne als Mary Vetsera und seine Ehe lösen wolle, um die Geliebte zum Altar führen zu können. Er wolle sich lieber das Leben nehmen, als auf sie verzichten.

Der Kaiser scheint diese Drohung wohl nicht ernst genommen zu haben, denn er erklärte rundweg, daß er zur Auflösung der Ehe seine Zustimmung nie geben werde.

„Selbst dann nicht," fragte Rudolf, „wenn ich dir versichere, daß mein Lebensglück auf dem Spiele steht! Wenn ich dir versichere, daß ich mit Stephanie unmöglich weiter zusammenleben kann! Wenn ich dir versichere, daß das Mädchen, um das

es sich handelt, das schönste, das beste, das tugendhafteste, das verständigste Mädchen der Welt ist!"

„Selbst dann nicht!" erwiderte der Kaiser; „deine Liebe für dieses Mädchen ist nichts weiter, als ein Strohfeuer, welches heute lichterloh aufflammt und bis morgen ausgebrannt ist. Glaube mir, mein Sohn, ich weiß es besser zu beurteilen, was deinem Glücke zuträglich ist, als du." —

Rudolf beharrte dabei, daß er ohne Mary nicht leben könne, und er versuchte es noch einmal, seinen Vater umzustimmen; der Kaiser bemerkte jedoch hierauf:

„Ich erkläre dir ein für allemal, daß ich zur Lösung deiner Ehe nie meine Einwilligung geben werde, und ich fordere dich allen Ernstes auf, mich, wenn du mich nicht erzürnen willst, mit derlei Anliegen zu verschonen!"

Kaiser Franz Joseph wäre ja weniger schroff gewesen, wenn es sich um eine andere Liebe gehandelt hätte, als die zu Mary Vetsera. Hier mußte er aber Widerstand entgegensetzen, selbst wenn Rudolf durch seine Ehe zur Verzweiflung getrieben worden wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Das Schreiben an den Papst.

Rudolf hatte sich schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, mit einem kühnen Streiche den gordischen Knoten zu durchhauen, der ihn an die ungeliebte Stephanie band, und nur ein erstrebenswertes Ziel schwebte ihm vor: dies war die Verbindung mit Mary. Er dachte an nichts mehr, weder an seine Zukunft als Herrscher Österreichs, noch an die Wirkung, die sein Schritt in der Öffentlichkeit haben könnte. Er wollte nichts sein als Mensch, und als solcher fühlen und leben. Ihm schwebte ein Gedanke vor, wie er nach seinem Tode von Erzherzog Johann ausgeführt wurde, der seinen Würden und Rechten als Mitglied des österreichischen Kaiserhauses entsagte, um unter dem bürgerlichen Namen Johann Orth sich sein Brot zu verdienen und seiner Neigung zu leben.

Freilich einen festen Plan nach dieser Richtung hatte Rudolf noch nicht gefaßt, und es war bisher nur ein sehnsuchtsvoller Gedanke geblieben, der

Fesseln ledig zu sein, die seine Ehe und sein Rang ihm auferlegten. Er hatte immer noch die Hoffnung, sich innerhalb des gegebenen Rahmens frei zu machen; es war der einzige Schritt, den er als Kronprinz noch machen konnte, nämlich den Papst anzurufen, daß er die Ehe mit Stephanie löse.

Noch ein anderer Umstand war es, der ihn zu diesem Schritte trieb. Mary hatte ihm ein süßes Geheimnis entdeckt, welches unter den gegebenen Verhältnissen Freude und Schmerz zugleich in ihm erweckte. Er wollte es nicht dahin kommen lassen, die Frucht ihrer Liebe verleugnen zu müssen, und fremden Leuten die Sorge und Pflege zu überlassen. Mary sollte an seiner Seite ihrer schweren Stunde entgegensehen. Welch großer Segen wäre es für Rudolf und Österreich gewesen, wenn er diese Treue und hingebende Liebe einer rechtmäßigen Gattin hätte entgegenbringen können.

Rudolf wagte also noch den letzten Schritt und wandte sich an den Papst. In einem Briefe, von dem der Kaiser keine Kenntnis hatte, flehte Rudolf den heiligen Vater an, seine Ehe aufzulösen und ihm die Möglichkeit zu geben, die Frau zu heiraten, welche er mehr als sein Leben liebe. Eine rührende Klage voller Schmerz und Liebe war dieses Schreiben, aber es verfehlte seinen Zweck: es rührte den Papst nicht, es erzürnte ihn nur. Leo XIII., diese vornehme, feine und durchgeistigte

Natur, welche so turmhoch über allen sinnlichen Leidenschaften steht, fand, daß es die erste Pflicht des Thronerben des Hauses Habsburg, das stets eine Säule des Katholizismus war, sein müsse, seine Gefühle dem Glauben an Gott zu opfern und nicht der Welt das schlechte Beispiel einer Ehescheidung zu geben, welche die katholische Kirche verurteilt, noch dazu in einer Zeit, wo die liberalen Ideen überhandnahmen im Geiste aller Völker. Rudolf hatte sein Schreiben durch einen besonderen, zuverlässigen Boten nach Rom gesandt, und dieser Bote sollte ihm auch die Antwort bringen. Der erzürnte Papst aber hielt es für richtiger, das Gesuch des Kronprinzen mit einem Begleitbrief von seiner eigenen Hand durch einen Spezialkurier der österreichisch-ungarischen Regierung zu senden.

Leo XIII. konnte nicht anders handeln. Wenn Rudolf durch seine Liebe nicht blind gewesen wäre, hätte er sich im voraus sagen müssen, daß der Papst den Kaiser nicht übergehen durfte. Es wäre ein Eingriff in die Haus- und Hoheitsrechte des Monarchen gewesen, wenn der Papst mit dem Kronprinzen direkt über diese folgenschwere Angelegenheit verhandelt hätte. Daß Rudolf dies erwartete, zeigt, wie wenig er, der zukünftige Herrscher, die Formen des Hoflebens und des Verkehrs in der Regierung und Diplomatie zu würdigen und zu beurteilen verstand.

Der Papst also teilte dem Kaiser mit, daß der Kronprinz an ihn das sonderbare Begehren gestellt habe, er möge seine Ehe, durch die er sich unglücklich fühle, lösen und gestatten, daß er ein Mädchen, wohl nicht von fürstlichem Geblüt, aber von ganz exzeptionellen weiblichen Tugenden, zur linken Hand eheliche.

Der Papst führte in feiner diplomatischer Weise ferner aus, daß ihn dieses Begehren des Kronprinzen in eine sehr unangenehme Lage versetzt habe, er schätze und liebe ihn viel zu sehr, als daß er nicht bereit wäre, ihm jeden Dienst mit der größten Freude zu erweisen, doch müsse er vorher die Gewißheit haben, daß sich die Wünsche des Kronprinzen mit denen Sr. Majestät im Einklange befinden; in diesem Falle stände der Erfüllung des kronprinzlichen Begehrens nichts im Wege, im entgegengesetzten Falle aber könne er, selbst auf die Gefahr hin, den Unwillen des Kronprinzen auf sich zu laden, seinem Wunsche nicht entgegenkommen. Leo XIII. konnte ja hier leicht den Entgegenkommenden spielen, da er bestimmt annehmen konnte, daß der Kaiser mit den Wünschen des Kronprinzen nicht einverstanden sei, was ja übrigens aus dem kronprinzlichen Schreiben leicht zu ersehen war.

Das Antwortschreiben gelangte zunächst in die Hände des Grafen Kalnoky, der damals Premierminister war. Da der Kaiser sich in letzter Zeit

sehr angegriffen fühlte, so begab sich Kalnoky zur Kaiserin, um mit ihr zu beraten, in welcher Form man dem Kaiser von dem päpstlichen Schreiben Mitteilung machen könnte.

Es war ein tiefer Schmerz für Elisabeth, zu erfahren, zu welchen Schritten sich Rudolf hinreißen ließ, um seine Ehe zu lösen. Sie erhielt einen neuen Einblick in das unglückliche Eheleben ihres Sohnes, und wieder fluchte sie Stephanie, daß diese die Gattin des Kronprinzen geworden war. So billigte sie den Gedanken Kalnokys, dem Kaiser nicht unvermittelt die Sache vorzutragen, denn auch sie fürchtete eine allzugroße Erschütterung ihres Gemahls.

Sie verabschiedete den Grafen Kalnoky und unterzog sich selbst der Aufgabe, dem Kaiser diese Angelegenheit vorzutragen. Franz Joseph wurde davon aufs schmerzlichste betroffen. Er wußte wohl, wie unglücklich Rudolf in der Ehe war, er hätte alles getan, um diese drückenden Fesseln wieder zu lösen, aber warum mußte es gerade Mary Vetsera sein, zu welcher Rudolf eine so tiefe Leidenschaft gefaßt hatte? Jedes andere Mädchen, und wenn es auch von bürgerlicher Abkunft gewesen wäre, hätte der Kaiser eher als seine Schwiegertochter anerkennen können, als Mary. Hier mußte der Kaiser nein sagen, auch wenn er gewußt hätte, daß es Rudolfs Leben koste. Auch

den Kaiser drückte schwer das Geheimnis, welches der Baronin Vetsera vor der Zukunft ihrer Tochter grauen machte.

Franz Joseph berief den alten Erzherzog Albrecht, seinen Oheim, den Erzherzog Karl Ludwig, seinen Bruder und den Erzbischof von Wien zu sich, um in ihrer Gegenwart mit seinem Sohne zu verhandeln und diesem dadurch von vornherein klarzumachen, daß es nicht der Vater, sondern der Kaiser, das Oberhaupt der kaiserlichen Familie sei, mit dem Rudolf es zu tun habe. Obersthofmeister Graf Bombelles wurde beauftragt, den Kronprinzen herbeizurufen. Er entledigte sich seines Auftrages und teilte Rudolf in schonender Weise mit, worum es sich handle.

Rudolf war über den Papst sehr erbittert, denn er betrachtete es als einen schmählichen Verrat, daß die Antwort auf seine Bitte nicht an ihn, sondern an den Kaiser gerichtet war. Er sah alle seine Hoffnungen zerstört, denn daß die Antwort des Papstes ungünstig ausgefallen war, konnte er schon erraten. Rudolf weigerte sich deshalb, dem Grafen Bombelles zu folgen, denn es sei doch zwecklos, meinte er. Was hatte er noch von dieser Konferenz zu erwarten? Höchstens Vorwürfe und weise Lehren, er möge seine Leidenschaft aufgeben, sich seiner Pflichten als Kronprinz erinnern usw. Von dieser Sorte hatte er genug, davon wollte er

nichts mehr hören. Er sah nur graues Elend vor sich und alles Glück vernichtet. Was nützte es da, darüber noch zu sprechen? Er fühlte sich tief traurig und schwer krank und hoffte auf keine Hilfe mehr.

Auch der Obersthofmeister mußte die schwere körperliche und seelische Zerrüttung des Kronprinzen bemerken. Glanzlose Augen, hervorstehende Backenknochen und tiefe Furchen in dem noch so jungen Gesichte wiesen darauf hin, daß Rudolfs Lebensmut ganz gebrochen war.

Graf Bombelles drängte nicht weiter in den Kronprinzen, sondern entfernte sich mit dem Bemerken, er werde dem Kaiser von Rudolfs Erkrankung Mitteilung machen. Noch bevor aber Bombelles zum Kaiser ging, sandte er den Leibarzt Hofrat Wiederhofer zum Kronprinzen. Der Arzt kam sofort dem Auftrage nach.

Den ärztlichen Besuch bei dem Kronprinzen und die darauffolgende Szene schildert das bereits erwähnte Werk „Die Märtyrerin auf dem Kaiserthrone" folgendermaßen:

Als der Hofrat eintrat, fand er Rudolf schlummernd. Dieser Schlummer war nicht natürlich; er verriet, daß die Erschlaffung nach der Erregung eine größere sei, als sie bei normalen Naturen vorzukommen pflegt. Dem Blick des erfahrenen Arztes entging nicht, daß selbst bei nur oberflächlicher Prüfung der körperliche Befund darauf

hinauslief, daß der Kronprinz den Habitus des Morphinisten zeigte.

Als er von seinem Patienten erfahren, daß er täglich mehrmals mittels einer Pravazschen Spritze Morphium in ziemlicher Stärke seinem Körper zuzuführen pflegte, erklärte er ihm, daß eine Abstinenzkur dringend notwendig sei. „Ich will das Gift, an das Eure Kaiserliche Hoheit sich schon gar zu sehr gewöhnt haben, Ihnen nicht mit einem Male entziehen," sagte er, „sondern nach und nach. Aber eine solche Kur kann nur von Erfolg begleitet sein, wenn der Patient nicht hinter dem Rücken des Arztes sich Morphium verschafft, Eurer Kaiserlichen Hoheit würde es leichter fallen als jedem anderen. Ich müßte daher Eure Kaiserliche Hoheit um Ihr Ehrenwort bitten, daß dies nicht geschieht."

„Ich werde mir die Sache überlegen!"

„Ich bitte Eure Kaiserliche Hoheit, mit diesem Worte nicht zu zaudern. Ich müßte sonst, auf die Gefahr hin, bei Eurer Kaiserlichen Hoheit in Ungnade zu fallen, Seiner Majestät von der Sache Mitteilung machen. Meine Pflicht als Leibarzt des kaiserlichen Hauses erfordert, daß ich alles aufbiete, was in meinen Kräften steht, um den Erben der Monarchie gesund zu erhalten."

„Und wenn ich Ihnen mein Wort gebe, bleibt die Sache dann unter uns?"

„Wenn Kaiserliche Hoheit Ihr Wort geben und, woran ich ja nicht einen Augenblick zweifle, es halten, dann ja!“ erwiderte der Leibarzt nach kurzem Besinnen. „Dann will ich es auf mich nehmen, die Sache zu verschweigen.“

„Nun gut, ich will tun, was Sie verlangen! Ich habe übrigens selbst schon versucht, mir das Morphium wieder abzugewöhnen — leider vergeblich!“

„Welche Symptome haben Kaiserliche Hoheit dabei beobachtet?“

„Eine hochgradige nervöse Unruhe und Angst!“

„Die charakteristische Erscheinung der Morphium-Abstinenz.“

„Ich versuchte zu schreiben — nach einigen Minuten erkannte ich meine Unfähigkeit hierzu; ich versuchte zu lesen — ich konnte meine Gedanken nicht auf das, was ich las, konzentrieren. Der Schlaf war ebenfalls ein sehr geringer; bei dem geringsten Geräusch fuhr ich auf.“

„Auch das sind Symptome der die Abstinenz begleitenden psychischen Erregung. Dieselbe kann indes durch den Genuß stark alkoholischer Getränke, schwerer Weine, durch Kognak, Porter und dergleichen gemildert werden. Nur muß man sich natürlich auch hier vor Übertreibung hüten, man muß nicht den Teufel des Morphinismus durch den Beelzebub des Alkoholismus austreiben wollen.

Ferner muß die Hebung des Allgemeinbefindens durch entsprechende Diät unterstützt werden. Schließlich wird auch ein adstringens nötig sein, zu dem ich sogleich das Rezept schreiben werde."

Er schrieb folgendes Rezept:

Rp. Acid. Tannic. 5,0
Plomb. acet. 0,1
Sir. gummos. 20,0
Aqu. destill. 120,0
M. D. S. Stdl. 1—2 Teelöffel.

„Von diesem Rezept machen Kaiserliche Hoheit nur dann Gebrauch," fuhr er fort, „wenn allzu stark purgierende Wirkung der teilweisen Entziehung des Morphiums eintreten sollte. Die subkutanen Injektionen werde ich selbst vornehmen; wir werden die Zahl derselben beibehalten, jedoch allmählich von 0,5 auf 0,25, dann auf 0,1 heruntergehen und so weiter."

Der Wiedereintritt des Grafen Bombelles unterbrach die Konsultation, die ja auch im wesentlichen beendet war. Der Leibarzt zog sich zurück mit dem Versprechen, bald wieder zu erscheinen.

„Seine Majestät läßt Eure Kaiserliche Hoheit ersuchen, sogleich zu erscheinen," meldete der Graf.

„Weiß mein Vater, daß ich mich sehr leidend fühle?"

„Ich habe es Seiner Majestät nicht verschwiegen, erhielt jedoch zur Antwort, daß die vor-

liegende Angelegenheit durchaus keinen Aufschub dulde."

Der Kronprinz erhob sich. „Gut, ich werde sogleich erscheinen," sagte er.

Er hielt Wort. Er hatte die Absicht, nicht nachzugeben. Als er indessen das gramumflorte Antlitz seines Vaters sah, warf er sich mit Tränen in den Augen demselben zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Dagegen erklärte er, die Motive seines Handelns nicht in Gegenwart von Zeugen, sondern nur seinem kaiserlichen Vater allein gegenüber darlegen zu wollen, und dieser, in all seinem Kummer durch die kaum gehoffte Unterwerfung des Kronprinzen sein Herz doch ein wenig erleichtert fühlend, gab seine Zustimmung hierzu und bestimmte, daß sein Sohn ihn am Abend in seinem Privatgemach aufsuchen solle. Er hoffte wohl auch, daß, wenn er dem Kronprinzen Zeit lasse, einen Entschluß zu fassen, dieser, nach der jetzigen weichen Gemütsstimmung desselben zu schließen, eher nach seinem Sinne ausfallen werde, als wenn er ihn zu einem solchen dränge.

Diese Hoffnung war trügerisch.

Als der Kronprinz abends bei seinem kaiserlichen Vater erschien, erklärte er mit einer Festigkeit, die den Kaiser auf das peinlichste berührte, daß er von Mary Vetsera nicht lassen könne.

Vergeblich suchte der Kaiser auf seinen Sohn

einzuwirken, indem er ihm die nach den Regeln der katholischen Kirche unmögliche Trennung der Ehe vorhielt, und ihn auf das peinliche Aufsehen aufmerksam machte, welches es bei allen europäischen Höfen erregen müsse, wenn er sich von seiner Gattin trenne, um eine Mesalliance einzugehen. Rudolf entgegnete hierauf, daß gerade in diesem Falle alle Höfe die Auflösung der bestehenden Ehe billigen würden, wenn man erkläre, daß dieser Schritt nur deshalb erfolgt sei, um dem Reiche einen Thronerben zu schenken.

„Dies kann nicht geschehen, entgegnete der Monarch, wenn du Mary Vetsera heiratest, die niemals einem Erben des österreichischen Thrones das Leben geben kann. Glaube doch nicht, daß es mir leicht geworden ist, die Hoffnung, unseren Thron in gerader Linie forterben zu sehen, aufzugeben!"

„Da dies doch nicht möglich ist, was kann es darauf ankommen, ob ich noch die Krone trage, oder ob dir direkt ein anderer folgt? Ich verzichte gern auf sie! Wäre ich als eines Bauern Sohn geboren, ich wäre glücklicher! Es mag ja sein, daß der Schritt, den zu tun ich entschlossen bin, einen Sturm auch im Auslande hervorruft, allein er wird vorübergehen, wie so mancher andere und Ruhe wird ihm folgen! Seine Heiligkeit der Papst aber wird, wenn er auch meine Bitte nicht erfüllte, doch der deinigen gewiß kein ‚Nein' ent-

gegensetzen! Er hat die Macht zu binden und zu lösen, er wird von ihr Gebrauch machen! Laß mich glücklich sein, Vater!"

Rudolf warf sich zu den Füßen seines Vaters und beschwor ihn, dem qualvollen Zustand ein Ende zu machen. Er könne nicht mehr mit Stephanie leben und auf Mary verzichten. Es nützte nichts, der Kaiser blieb fest. Auch in seiner Brust wogte und kämpfte es, aber es war ihm unmöglich in Worte zu kleiden, was der wahre Grund seines unumstößlichen Entschlusses sei. „Es ist unmöglich, deinen Wunsch zu erfüllen! Du darfst nie und nimmer Mary Vetsera heiraten, und ich zittere bei dem Gedanken, daß du mit deiner Liebe zu ihr schon zu weit gegangen sein kannst!" Über diese Erklärung ging der Kaiser nicht hinaus, und noch verzweifelter als er gekommen war, stürzte Rudolf fort.

Es ist selbstverständlich, daß er sobald als es möglich war, mit Mary zusammentraf und ihr die Erfolglosigkeit seines Schrittes mitteilte. Sie war natürlich anfänglich niedergeschlagen, mußte sich aber doch sagen, daß ein anderer Ausgang nicht zu erwarten gewesen war. Sie hoffte aber trotzdem auf die Zukunft, denn wann hört die Liebe auf zu hoffen?

Fünfzehntes Kapitel.

Trennungsversuche.

Man dürfte kaum fehl gehen in der Annahme, daß Kaiser Franz Joseph über die Leidenschaft seines Sohnes mindestens ebenso verzweifelt war wie Rudolf selbst. Er mußte seinen Schmerz in sich bewahren, er konnte niemandem den Grund offenbaren, warum er durchaus die Staatsraison als obersten Grundsatz in dieser Familienangelegenheit gelten lassen mußte. Er hätte schon gern alles zugegeben, um seinen Sohn glücklich zu sehen, aber warum mußte es gerade Mary Vetsera sein, die das Herz Rudolfs gefangen hatte?

Nicht geringer war die Verzweiflung der Baronin, die gleichfalls alle Künste der Überredung aufgewandt hatte, um Mary zu bewegen, von Rudolf zu lassen. Aber es war vergeblich. Die Baronin hatte sich schon von allen Vergnügungen zurückgezogen, weil sie nicht mehr fähig war, mit

heiterem Gesichte in Gesellschaften zu erscheinen, und weil auch Mary keinerlei Neigung zeigte, sich irgendwie zu zerstreuen. Mary ging nur noch zur Gräfin Larisch-Wallersee und noch häufiger nach Mayerling. Die Baronin hatte keine Mittel, ihre Tochter vom Verkehr mit dem Kronprinzen abzuhalten, aus dem diese kein Geheimnis mehr vor ihrer Mutter machte. Die Versuche, den Verkehr einfach zu verbieten, waren fruchtlos.

Auch einen äußersten Versuch hatte die Baronin gemacht: Sie erklärte ihrer Tochter, daß sie Wien verlassen und wieder nach Konstantinopel ziehen wolle. Nach dem ersten Schrecken, den Mary bei dieser Nachricht empfand, erklärte sie ihrer Mutter trocken: „Liebe Mutter, ich weiß wohl, was du beabsichtigst; du willst mich von Rudolf trennen. Es soll dir aber nicht gelingen, ich bleibe, wo Rudolf ist, und du mußt schon ohne mich nach Konstantinopel ziehen!" Was blieb der Baronin übrig? Sie mußte in Wien bleiben.

Der Kaiser hatte auch schon nach einem Ausweg gesucht, das Paar zu trennen. In erster Linie glaubte er, daß eine geeignete Partie für Mary das beste Mittel sei, ihr Verhältnis mit Rudolf zu lösen. Einen solchen Versuch schilderte die Baronesse selbst folgenderweise:

Eines Vormittags, Mary saß gerade beim Tee, brachte ein Diener in Livree folgendes Billett:

„Mr. le Comte de D. se fera après-midi l'honneur d'assurer la Baronnesse Mary personnellement de ses sentiments d'amitié et de dévouement.“ *)

„Ja, wie kommt denn der Graf D. dazu,“ dachte Mary beim Lesen dieser Zeilen, „mir seine Aufwartung zu machen und mich seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu versichern? Welchen Zweck mag er mit dieser eigentümlichen Einführung verfolgen?“ Daß er einen ganz besonderen, ihr noch unklaren Zweck verfolgte, das war ihr vom ersten Augenblicke an klar. Sie war sehr gespannt auf den Besuch des Grafen, den persönlich zu kennen, sie sich nicht erinnerte.

Endlich meldete man ihn an. Die Tür öffnete sich, und ein elegant gekleideter Herr in den fünfziger Jahren mit hochaufgedrehtem Schnurrbart und einem Monokel in dem linken Auge, trat ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Graf D. nach einigen einleitenden Worten, „daß ich gleich auf mein Ziel losgehe, aber der Zweck, den ich mit meinem Besuche verfolge, berechtigt mich einigermaßen dazu.“

Mary war gespannt.

„Sie verstehen mich nicht recht, nicht wahr, gnädige Baronesse?“ fuhr der Graf fort. „Nun,

*) „Der Graf D. wird sich nachmittags beehren, der Baronesse Mary seine freundschaftlichen Gesinnungen und Ergebenheit persönlich zu versichern.“

ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich einer der reichsten Kavaliere der Monarchie und noch unverheiratet bin . . ."

Mary ließ den Grafen nicht weiter sprechen; sie erhob sich, heftete ihren Blick fest auf die Türe und sagte in dem trockensten Tone, der ihr zur Verfügung stand:

„Herr Graf, ich bin nicht weiter neugierig, und Sie werden die Güte haben, einzusehen..."

Graf D. ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich sehe nichts ein, schöne Baronesse," fuhr er fort, „denn ich weiß nur das Eine, daß ich Sie unbedingt unter allen Umständen heiraten muß."

Ihr ward vor dem feurigen Bewerber unheimlich zumute. So lächerlich ihr die Situation erschien, suchte sie doch ernst zu bleiben und bemerkte zu dem Grafen:

„Mein Herr, Sie täuschen sich in mir; ich bin zwar weder Braut, noch verheiratet, ich erkläre Ihnen aber ohne Umstände, daß ich nichts von Ihnen wissen mag . . ."

„Ich war auf diese Rede gefaßt," lautete die Antwort des Grafen, „und wenn ich mir trotzdem erlaube zu hoffen, daß Sie Ihre Gesinnungen mir gegenüber ändern werden, so habe ich hierzu meine ganz besonderen Gründe."

Er kam nicht dazu, diese „ganz besonderen Gründe" auseinander zu setzen, denn es meldete sich ein anderer Besuch, und Mary benutzte gerne die Gelegenheit, den Herrn Grafen hinaus zu komplimentieren.

Der Hof suchte noch von anderer Seite auf die Baronesse einzuwirken, um sie mit einem reichen Finanzmann zu verloben. Diesem waren zwar die Beziehungen Marys zum Kronprinzen Rudolf nicht unbekannt geblieben, aber er ging darüber hinweg und soll zu einem intimen Bekannten geäußert haben, daß er es sich zur Ehre rechne, „mit dem Kronprinzen aus einer Schüssel zu essen". Mary war aber unter keinen Umständen zu dieser Verlobung zu bewegen.

Da also alle Heiratsprojekte an Marys Treue, mit der sie sich zu Rudolf hielt, fehlschlugen, so wurde ein anderer Weg eingeschlagen.

Eines Nachmittags erschien bei der Baronesse ein höherer Polizeibeamter, der nach einigen einleitenden Worten sagte: „Mein Fräulein, ich habe eine sehr peinliche Mission, ich muß Ihnen eine unangenehme Mitteilung machen."

Böse Ahnungen durchflogen ihr Herz, und sie wagte keine Frage.

„Ich habe den Auftrag," fuhr der Beamte verlegen fort, „Sie in Kenntnis zu setzen, daß Sie die österreichische Hauptstadt und überhaupt den

österreichischen Staat binnen 24 Stunden verlassen müssen."

Sie fuhr entsetzt von ihrem Sitze empor. Diese Aufforderung schien ihr so ungeheuerlich, so entsetzlich, daß sie sie im ersten Augenblick gar nicht glauben konnte.

„Sie werden sich in der Adresse geirrt haben!" rief sie nach Fassung ringend. „Wie komme ich denn dazu, daß Sie an mich eine so unglaubliche Aufforderung richten?"

Der Beamte ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er holte aus der Tasche ein Schriftstück und fuhr im höflichsten Tone fort:

„Ich habe von Sr. Hochgeboren, dem Herrn Polizeipräsidenten Baron Krause im Sinne dieses Dokuments den strikten Auftrag, das Frl. Baronesse Mary Vetsera, wohnhaft Salesianer-Gasse Nr. 13, noch im Laufe des heutigen Tages in Kenntnis zu setzen, daß sie Wien und überhaupt Österreich binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe, da sie sonstens . . ."

„Was geschieht sonst?" schrie sie empört.

„Da sie an sonsten," fuhr der Beamte fort, ohne sich durch ihre Empörung beirren zu lassen, „zwangsweise über die Grenze gebracht wird."

Ihr stockte der Atem. All ihr Leid, all ihr Schmerz war vergessen, sie dachte nur an die Schmach und die Schande, die man ihr antun

wollte, und sie wollte sich mit aller Gewalt dagegen sträuben.

„Was habe ich denn verbrochen," rief sie, „daß man mich so behandelt wie die letzte Dirne?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Beamte, „ich habe von keiner einzigen strafbaren Handlung Euer Hochwohlgeboren Kenntnis, doch ist es andrerseits auch nicht meine Sache, zu untersuchen, ob die polizeiliche Verfügung gerecht ist oder nicht; ich kann Ihnen höchstens nur noch den freundschaftlichen Rat erteilen, daß Sie am besten daran tun, wenn Sie keinen weiteren Anlaß zum polizeilichen Einschreiten bieten."

„Und wenn ich mich dieser Verfügung widersetze?"

„Das steht Ihnen frei, gnädigste Baronesse; ich weiß nur, daß in diesem Falle der polizeilichen Organe eine sehr unangenehme Pflicht harren wird."

Der Polizeibeamte entfernte sich mit einer Verbeugung.

Sie war verzweifelt; sie wußte wohl, woher der Wind wehte, und sie wußte auch, daß es sehr schwer sein werde, diesem Sturme standzuhalten.

Sie schrieb in aller Eile einige Zeilen an Rudolf, teilte ihm das Ereignis mit und bat ihn, um Gottes willen alles aufzubieten, damit ihr diese Schmach erspart werde.

Rudolf antwortete ihr durch ihren Boten, daß sie sich beruhigen möge, und daß er seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um ihre Ausweisung rückgängig zu machen.

Rudolf wußte es auch durchzusetzen, daß man sie wenigstens vor der Hand in der österreichischen Hauptstadt duldete und sie nicht weiter behelligte.

Derselbe Polizeibeamte, der den Ausweisungsbefehl überbracht hatte, erschien tags darauf wieder bei ihr und teilte ihr ebenso untertänig mit, daß sie bleiben könne.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, mein Fräulein," mit diesen Worten empfahl er sich, „wie sehr es mich freut, Ihnen diese freudige Botschaft überbringen zu können, denn ich bin, unter uns gesagt, in meinem Innersten überzeugt, daß Sie nichts, absolut nichts verbrochen haben!"

Alle diese Versuche der Trennung des Liebespaares wurden vor jenem Auftritte gemacht, der sich infolge des von dem Kronprinzen an den Papst geschriebenen Briefes in der Wiener Hofburg ereignete. Wir haben diesen Auftritt im vorigen Kapitel geschildert und gesehen, daß alle Versuche, den Kronprinzen zur Aufgabe seines Liebesverhältnisses zu bewegen, nutzlos waren. Von verschiedenen Seiten wird die Sache allerdings anders berichtet, indem man behauptet, der Kronprinz sei durch den ganzen Auftritt, insbesondere durch das

Zureden seines Vaters, derartig erschüttert worden, daß er sein Ehrenwort gab, mit Mary zu brechen und durchaus seinen Pflichten als Kronprinz und Ehegatte gerecht zu werden. Man veröffentlichte sogar eine Depesche, welche Stephanie an jenem Tage ihrem Vater nach Brüssel gesandt haben soll, und worin sie der Freude ihres Herzens über ihre Aussöhnung mit Rudolf Ausdruck gegeben habe. Die Depesche soll folgenden Wortlaut gehabt haben:

„Ich jauchze ein Halleluja zum Himmel empor! Eure Tochter ist wieder glücklich, — unermeßlich glücklich!

Stephanie."

Die Sache hat sich aber ganz anders zugetragen, und jene Depesche, wenn sie überhaupt jemals von Stephanie abgesandt worden ist, stammt aus einer viel früheren Zeit. Eine Erklärung des Entstehens jener Versöhnungsgeschichte gibt das am 27. Januar 1889, dem Tage jenes Auftrittes, beim deutschen Botschafter Prinz Reuß abgehaltene Fest zu Ehren des Geburtstages des deutschen Kaisers. Der Kronprinz erschien zu diesem Festabend in der Uniform seines preußischen Ulanenregimentes und führte die Kronprinzessin am Arm. Dies fiel allen Anwesenden auf, denn das Zerwürfnis der kronprinzlichen Ehe war ja an allen Höfen bekannt.

Aus dem Umstande, daß Rudolf mit seiner Gattin zu einem offiziellen Feste erschien, wurde nun gleich eine Versöhnungsgeschichte konstruiert und dem Kronprinzen eine Lossagung von Mary angedichtet. Kein anderer Beweis als jener Festbesuch bei dem Prinzen Reuß liegt für die Aussöhnung der beiden Ehegatten vor. Das gemeinsame Erscheinen des Ehepaares findet aber eine viel einfachere Erklärung. Das österreichische Kaiserhaus mußte bei der Geburtstagsfeier des deutschen Kaisers vertreten sein, und das kronprinzliche Paar war zu dieser Vertretung beordert. Wenn in der österreichischen Botschaft zu Berlin der Geburtstag Franz Josephs gefeiert wird, so läßt sich Kaiser Wilhelm II. auch vertreten. Im Erscheinen des kronprinzlichen Paares ist also nur ein Zeremoniell zu sehen, dem man in Hofkreisen eine größere Bedeutung beimaß, weil man von dem Auftritte, der sich am selben Tage ereignet hatte, unterrichtet war, aber den Ausgang noch nicht kannte. Es war darum ganz natürlich, daß man von einer Versöhnung fabelte, obwohl von nichts weniger als von einer solchen die Rede sein konnte. Rudolf hat an diesem Abende nicht anders als nur zeremoniell mit Stephanie verkehrt.

Wohl haben aber aufmerksame Beobachter bei jenem Feste in der deutschen Botschaft bemerkt, daß der Kronprinz ein sehr tiefsinniges Wesen zeigte

und die allgemeine Festesstimmung auf ihn wenig Eindruck machte. Vielleicht hat man sich der Beobachtung nachträglich erinnert, nachdem die Katastrophe eingetreten war. Rudolf liebte die Hoffestlichkeiten überhaupt nicht, und man wird die gleiche Stimmung auch wohl schon bei früheren Gelegenheiten bemerkt haben. Daß er sich schon an jenem Abende mit Selbstmordgedanken trug, kann als ausgeschlossen gelten.

Es ist auch wenig psychologisch, ja psychologisch geradezu unmöglich, wenn man annehmen will, daß eine Leidenschaft, wie sie Rudolf für Mary hegte, durch einen Auftritt wie der geschilderte plötzlich ausgerottet werden könnte. Bei solcher Leidenschaft tritt der umgekehrte Fall ein. Je mehr Hindernisse sich auftürmen, je mehr feindliche Kräfte dagegen arbeiten, um so größer wird der Widerstand, der schließlich zum blinden Trotz ausartet und sich den vernünftigsten Einwänden verschließt. Zu dieser Stimmung war auch Rudolf gekommen. Mary oder keine, war seine Losung geworden, und Stephanie erschien ihm als die schrecklichste Bürde seines Lebens.

Sechzehntes Kapitel.

Das Verschwinden Marys.

Es war am 28. Januar 1889. Mary Vetsera war mit ihrer Morgentoilette beschäftigt, da brachte ihr der Postbote einen Brief, den sie beim ersten Anblick als einen von Rudolf herrührenden erkannte. Hastig erbrach sie ihn und las; nach der Lektüre warf sie ihn ins Feuer und setzte mit größtem Eifer ihre Toilette fort. Wie ihre Schwester und das Kammermädchen, welche beide zugegen waren, bekundeten, schien dieser Brief nichts Außerordentliches zu enthalten, aber daß er vom Kronprinzen herrührte, schlossen sie aus dem Gebaren Marys, welche alle Briefe vom Kronprinzen nach der Lektüre verbrannte. Das einzige, was ihre Umgebung zu bemerken glaubte, war, daß Mary sich zu beeilen schien, ihre Toilette zu beenden, und sich dann sofort entfernte.

Rudolf hatte für seine Liebesabenteuer einen

besonderen „Fiaker". Unter Fiaker versteht man in Wien eine Droschke, aber auch deren Kutscher wird Fiaker genannt. Der Leibfiaker oder, wie wir sagen würden, der Leibkutscher des Kronprinzen war ein gewisser Bratfisch, der durch das Drama in Mayerling zu einer Art Weltberühmtheit geworden ist. Bratfisch wurde deshalb vom Kronprinzen zu diskreten Fahrten benutzt, weil er sich durch ein außergewöhnlich dummes Gesicht auszeichnete und deshalb gewiß nicht in den Verdacht kam, der Vertraute des Kronprinzen zu sein. Aber trotz dieses blöden Aussehens vereinigte Bratfisch alle Vorzüge des weltberühmten Fiakers in sich. Er besaß ein feines „Zeugerl", so nennt der Wiener Fiaker seinen Wagen mit Gespann, zählte zu den schneidigsten Fahrern und, was eine Haupttugend der Wiener Fiaker überhaupt ist, auf die Diskretion von Bratfisch konnte sich Rudolf unbedingt verlassen.

Der Wiener Fiaker hört und sieht nicht, wenn er nicht will, und er will niemals, wenn es das Interesse seines Fahrgastes erfordert. Diese unverbrüchliche Diskretion des Wiener Fiakers ist eine Tugend, welche sonst den Rosselenkern der ganzen Welt fehlt, und keine Bestechung vermag diese Tugend zu erschüttern, und kein Fiaker wird verraten, wer sein Fahrgast ist und wenn er ihn auch noch so gut kennt. Zu den übrigen Tugenden des Fiakers

gehören große Liebe zu seinen Pferden, ein besonders gutes Herz im allgemeinen und ein außergewöhnlich schlagfertiger Witz.

Bratfisch war schon seit Jahren der Vertraute Rudolfs, aber wenn er in dessen Diensten nicht auf der Tour war, so postierte er sich auf seinem Standplatz am Graben, wie seine anderen Kollegen. Es fiel ihm aber niemals ein, mit diesen über seinen hohen Fahrgast zu sprechen. Wie gesagt, das macht der Wiener Fiaker überhaupt nicht, und wenn sie beim „Heurigen" zusammensitzen, schmieden sie die neuesten Wiener Witze, aber von ihren Fahrgästen ist mit keinem Worte die Rede. Sie wären überhaupt die glücklichsten Leute der Welt, wenn sie nicht einen gemeinsamen, erbitterten Feind hätten; es ist dies der Sicherheitswachmann, wie man in Wien den Schutzmann nennt. Dazu kommt noch, daß die Fiaker alle an einer gleichen Krankheit leiden, nämlich am Schnellfahren. Die Wiener Sicherheitswachmannschaft könnte auf die Hälfte ihrer Zahl herabgesetzt werden, wenn das Schnellfahren der Fiaker nicht wäre, und so kommt es, daß Fiaker und Sicherheitswachmann in stetem Kriege miteinander leben. Aber das verdirbt dem Fiaker seinen „Hamur" nicht, und wenn es sein Fahrgast wünscht, rast er dahin, auch wenn die ganze Sicherheitswachmannschaft Wiens es verhindern wollte.

Diese allgemeine Charakterschilderung war nötig, um das Verhältnis Rudolfs zu seinem Bratfisch erklärlich zu machen. Außer seinem blöden Aussehen hatte Bratfisch nichts an sich, was nicht dem Wiener Fiaker überhaupt zukommt. Durch das Drama von Mayerling wurde Bratfisch der Zielpunkt aller Journalisten und „Kronprinz-Rudolf-Forscher", aber man hat nicht gehört, daß von ihm Indiskretionen begangen wären, obwohl er vieles zu erzählen wußte. Rudolf hatte sich mit seinem Kutscher auf einen zu intimen Fuß gestellt. Bei seinen Gelagen in Mayerling ließ er oft genug Bratfisch hereinholen, der sich an die Tafel setzen mußte, um die neuesten Wiener Witze zu erzählen oder etwas vorzupfeifen. Im Pfeifen hatte Bratfisch eine besondere Virtuosität erlangt. Noch am letzten Abende vor dem Ableben Rudolfs und Marys hatte Bratfisch in besonders hervorragender Weise sich im Pfeifen produziert.

Mary hat nun, als sie am 28. Januar 1889 das Haus ihrer Mutter verließ, Bratfisch aufgesucht, der sie ja schon kannte. Kaum sah er sie von ferne herankommen, öffnete er schon seinen Wagenschlag, und sie stieg ein. Wohin die Fahrt ging, wußte er ja schon.

Es war eine Seltenheit, daß Mary vormittags ausging; nur zuweilen wurde sie zu dieser Tageszeit von der Gräfin Larisch-Wallersee abgeholt,

welche angeblich verschiedene Einkäufe zu besorgen hatte und Mary zur Begleitung erbat. In einem solchen Falle aber war Mary zum Mittagstisch gewöhnlich wieder zurück. Am Nachmittag des 28. Januar war Mary immer noch nicht da. Die Baronin fuhr nun zum Ministerpräsidenten Graf Taaffe und teilte ihm mit, daß ihre Tochter aus dem Hause verschwunden sei und sich jedenfalls beim Kronprinzen in Mayerling befinde. Sie verfehlte auch nicht, bei der Gelegenheit zu betonen, daß die Zusammenkunft in Mayerling, wenn diese wirklich stattgefunden habe, ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen erfolgt sei. Graf Taaffe begab sich sofort zum Erzherzog Karl Ludwig, dessen Einfluß auf den Kronprinzen bekannt war.

Die Geheimpolizei, welche vom Grafen Taaffe in Anspruch genommen war, hatte in kürzester Frist festgestellt, daß Mary Vetsera mit Bratfisch wirklich nach Mayerling gefahren sei. Diese Nachricht bot für die Baronin eine gewisse Beruhigung, aber sie wurde wieder unruhig, als die Nacht hereinbrach und es neun, zehn, elf Uhr wurde und Mary sich immer noch nicht blicken ließ. Die Baronin blieb wach, horchte auf jedes Geräusch, zählte Minuten und Sekunden, aber vergebens. Die Mitternachtsstunde schlug; im bangen Harren verstrich Stunde um Stunde, und endlich graute der Morgen, aber die Entschwundene war noch nicht zurück.

Die Baronin befand sich in fürchterlichster Aufregung. Bange Ahnungen erfüllten ihre Brust, denn sie wußte, daß sich Mary in gesegneten Umständen befand, und sie fürchtete deshalb um so mehr, daß ihr ein Leid zustoßen könnte. Sie hielt es nicht mehr aus und rief ihren Bruder, um mit ihm zu beraten.

Wir könnten ja nach berühmten Mustern hier eine lange Untersuchung darüber anstellen, welcher Bruder es gewesen sei. Ein berühmter „Kronprinz-Rudolf-Forscher" verschwendet viel Druckerschwärze darauf, um zu sagen, daß er nicht weiß, welcher Baltazzi in das Drama zu Mayerling eingegriffen hat. Wir sagen einfach, wir wissen es nicht, es sprechen aber viele Gründe dafür, daß es Hektor Baltazzi gewesen ist. Wenn irgend jemand meint, daß es Alexander gewesen sein müsse, so haben wir nichts dagegen. Auf den Gang der Begebenheiten hat dies keinen Einfluß, und die Geschichtsforschung hat wahrhaftig edlere Aufgaben zu erfüllen, als den Spuren der so zweifelhaften Familie Baltazzi zu folgen. Es bleibe also dahingestellt, welcher Baltazzi in die Handlung eingreift, jedenfalls war es ein Bruder der Baronin Vetsera.

Die Baronin beschwor ihren Bruder, nach Mayerling zu fahren, um Mary zu schützen. Sie wußte ja nicht, ob ein solcher Schutz nötig war, sie hatte überhaupt keinen bestimmten Auftrag für

ihren Bruder, und deshalb sträubte er sich auch eine Weile, dem Wunsche der Baronin nachzukommen. „Mary wird schon wiederkommen," meinte er; „sie ist ja nicht das erstemal in Mayerling, nur daß sie jetzt das erstemal über Nacht geblieben ist. Ob sie ihren Rudolf bei Tag oder bei Nacht liebt, ist doch wirklich gleichgültig. Schließlich will der Kronprinz für seine reichen Geschenke auch etwas haben."

Also sprach der würdige Onkel Marys zu seiner Schwester, indem er darauf anspielte, wie sehr sich ihre materiellen Verhältnisse gebessert hätten, seitdem der Kronprinz mit Mary verkehrte. Die Baronin war aber gegenwärtig für diese Beleidigung unempfindlich. Sie war nur von dem Gedanken erfüllt, daß ihrer Tochter ein Unglück widerfahren sei. In erster Linie dachte sie an eine vorzeitige Geburt, welche vielleicht den Aufenthalt Marys in Mayerling verschuldet habe. Die Baronin teilte ihrem Bruder diese Befürchtung mit und beschwor ihn, nach Mayerling zu reisen.

Baltazzi weigerte sich noch immer, indem er meinte, er werde ja doch nicht bis zum Kronprinzen vordringen können, und wenn Mary irgendwelche Hilfe brauche, so werde es Rudolf an nichts fehlen lassen.

Die Baronin aber drang in ihren Bruder;

sie meinte, er müsse Mittel und Wege finden, um zu dem Kronprinzen und Mary zu gelangen.

„Der Kronprinz hat genug Personal; soll ich mich etwa mit der Dienerschaft herumbalgen?"

„Dies brauchst du nicht. Wenn du erklärst, du hättest eine wichtige, unaufschiebbare Nachricht dem Kronprinzen zu überbringen, so wirst du als Marys Onkel gewiß vorgelassen."

„Und was dann?"

„Dann frägst du nach Mary. Du sagst, wir wären besorgt wegen ihres Ausbleibens, und du bittest ihn . . ."

„Unsinn, da weist mir der Kronprinz sofort die Türe, wenn ich mich durch einen falschen Vorwand einführe und ihm schließlich nichts zu sagen habe."

„Du hast ihm aber Wichtiges zu sagen!" entgegnete die Baronin, die plötzlich von einem Gedanken durchzuckt war. „Sage ihm dies aber nur, wenn es die äußerste Not fordern sollte."

„Und dies wäre?"

Die Baronin kämpfte mit sich selbst, ob sie ihrem Bruder das Geheimnis anvertrauen sollte, von dem außer ihr nur noch ein einziger wußte, ein einziger, auf dessen Diskretion sie vollauf zählen konnte. Das Geheimnis drückte ihr das Herz ab, aber sie konnte es nicht länger für sich

behalten. Sie flüsterte ihrem Bruder etwas ins Ohr, scheu und leise, als ob sie fürchtete, daß es die Wände hören könnten. Es waren nur wenige Worte, aber sie genügten. Baltazzi fuhr mit Entsetzen in die Höhe.

„Ist dies wahr?" fragte er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke ängstlichen Erstaunens.

„Durchaus wahr!" erwiderte die Baronin tonlos. Sie erzählte nun im Flüstertone, sich immer ängstlich umsehend, ob sie nicht belauscht werde, die Geschichte jenes Geheimnisses. Ein Alp wälzte sich von ihrer Brust, und sie fühlte sich wahrhaftig erleichtert, als sie ihre Erzählung beendet hatte.

Baltazzi entfernte sich. Er fuhr nach Mayerling, wo er am Abend des 29. Januar eintraf.

Für denselben Nachmittag war in der Wiener Hofburg ein Familiendiner zu Ehren der Erzherzogin Marie Valerie und ihres Verlobten, des Erzherzogs Franz Salvator angesetzt. Rudolf hatte versprochen, zu diesem Diner zu erscheinen. Da nun Erzherzog Ludwig von Taaffe das Verschwinden Marys erfahren hatte, depeschierte er nach Mayerling und erinnerte den Kronprinzen in dringenden Worten an das Diner in der Hofburg und bat ihn, dies ja nicht zu versäumen. Auf diese Depesche erhielt der Erzherzog keine Antwort, sie kreuzte sich aber mit einer in ungarischer Sprache abgefaßten Depesche Rudolfs, welche lautete:

An Seine Majestät den Kaiser, Wien.

Entschuldige, daß ich nicht erscheine, da ich mich nicht wohl fühle; es ist indessen nichts von Bedeutung. Herzliche Grüße an meine Mutter und alle anderen.

Rudolf.

Dieses Telegramm wurde bei Hofe keineswegs tragisch aufgenommen. Die Sache klang sehr natürlich, und man wußte, daß Rudolf sich in Mayerling wohler fühlte als bei einer Festtafel. Stephanie aber war durch diese Depesche doch beunruhigt, denn sie ahnte den wahren Grund von Rudolfs Fernbleiben. Sie glaubte, daß er sich sein Jagdschloß eigentlich nur zu dem Zwecke eingerichtet hatte, um dort seinen Liebeleien ungestört huldigen zu können. Aber was sollte sie tun? Es ist natürlich, daß sie, von solchen Gedanken gequält, bei der Familienfeier nicht die heiterste Miene zur Schau trug, aber das war man bei Hofe von ihr schon gewöhnt, und so unterhielten sich alle aufs beste, während Gevatter Tod schon die Sense schliff, um zwei junge Menschenleben in Mayerling hinwegzumähen.

Siebzehntes Kapitel.

Das Drama in Mayerling.

Wir nähern uns dem Schlußakte. Über das Drama in Mayerling sind die abenteuerlichsten und widersprechendsten Gerüchte in der ganzen Welt verbreitet worden. Aber so schrecklich manche dieser Gerüchte sind, sie scheinen die grauenvolle Wahrheit nicht zu erreichen, denn der König Leopold von Belgien schrieb an den Grafen von Flandern, daß „alle Gerüchte noch besser seien, als wenn man die wirkliche Wahrheit kennen lernte". Kann die Wahrheit noch schrecklicher sein, als das Geheimnis, welches die Baronin und den Kaiser Franz Joseph drückte?

Es gibt mehrere Darstellungen über das Drama von Mayerling. Das größte Aufsehen erregten die „Enthüllungen der Prinzessin Odescalchi"*). Wir geben diese Enthüllungen, soweit sie die Schlußkatastrophe betreffen, der Vollständigkeit

*) „Kronprinz Rudolf und das Verbrechen der Baronesse Vetsera." Verlag des Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig. Preis 1 Mark.

halber wieder, es dem Leser überlassend, was er davon glauben will.

„Beim Kronprinzen hatte sich eine Jagdgesellschaft eingefunden. Am Abend des 29. Januar wurde ein fröhliches Gelage veranstaltet, denn die Jagd sollte am nächsten Morgen fortgesetzt werden. Kopfschmerz vorschützend, zog sich der Kronprinz bald von dem Gelage in seine Gemächer zurück. Keiner der Anwesenden ahnte, daß auch die Baronesse Vetsera gleichzeitig mitgekommen war und im Hause weilte. Das Diner für diese und den Kronprinzen wurde in dessen Zimmer serviert, und dabei scheint die Vetsera dafür gesorgt zu haben, daß der Kronprinz mehr noch als sonst dem Champagner zusprach, damit er in tiefen, todähnlichen Schlaf verfalle.

Inzwischen war es still in dem einsamen Schlosse geworden, die Nacht war hereingebrochen.

— — — — — — — — — — — — —

Plötzlich fährt Rudolf mit furchtbarem Schrei vom Lager empor. Ein entsetzlicher Schmerz durchtobt ihn! Furchtbares ist gegen ihn geschehen: Mary v. Vetsera hat ihre gegen die Gräfin Larisch ausgestoßene Drohung an ihm wahrgemacht. Aber in welcher grausam-infernalischen Weise: Verstümmelt hat ihn das Weib in infamer, gemeiner Rache, sein Leben ist für immer zerstört! Wer vermag zu sagen, welches Meer von Gedanken in

diesen Momenten den Kronprinz durchflutete. Er, der Kronprinz, der einst den Thron einnehmen soll, und auf den das Volk in sehnsüchtiger Hoffnung blickt, muß sich verbergen; er, der Gatte, muß sein Weib fliehen und mit ihr das ganze weibliche Geschlecht. Eine Hölle hat sich in seinem Kopfe aufgetan, wohin er blickt — Schmach, Schande. Und vor ihm das Weib, das sich betrogen fühlt, das mehr sein wollte als Geliebte und doch kein Recht dazu hatte, und das er liebte mit aller Inbrunst — ein Widerstreit der Gefühle. Aber alles das stürmt gleichsam zu gleicher Zeit auf ihn ein. Nur den Bruchteil einer Sekunde gibt er sich dem hin, während er instinktiv zum Revolver greift, und rasend vor Zorn, Wut und Schmerz, das Weib, das ihn Himmel und Hölle kennen gelehrt, niederstreckt.

Dann bricht der Kronprinz zusammen. Er hat Ruhe; nur ein stiller, wehmütiger Schmerz durchzieht ihn, die Sehnsucht nach einem Ende erfaßt ihn. Noch vermag er den Gedanken nicht aufzunehmen, die Waffe gegen sich selbst zu richten, er ist versunken, weltentrückt. O Mary, fürchterliches Weib, er hat dich doch so unendlich geliebt, und um deinetwillen wurde er dem Vater gegenüber wortbrüchig.

Der neue Tag zieht herauf. Erschreckt fährt Rudolf aus seinem Brüten auf. Mit kaltem, nüch-

ternem Verstande übersieht er, was sich zugetragen, und kalt und fest richtet er die Waffe gegen sich selbst . . .

Am nächsten Morgen, 30. Januar, um 8 Uhr, war der Schlitten bereit, um den Kronprinzen nach Wien zurückzubringen, und die Kavaliere erwarteten den sonst so pünktlichen Kaisersohn, um sich von ihm zu verabschieden. Man wurde endlich unruhig, und Graf Hoyos, der dem Prinzen am nächsten stand, entschloß sich, das Schlafgemach allein zu betreten... Ein Schrei des Entsetzens rief die anderen Herren herbei.

Auf dem Bette lag, nächtlich entkleidet, Mary v. Vetsera, noch im Tode schön. Nur ein getrockneter Blutstropfen an der Schläfe verriet, was geschehen war, und daß sie ohne Kampf gestorben zu sein schien. Neben ihr, in sich zusammengebrochen, lag Kronprinz Rudolf mit bis zur Entstellung zerschmettertem Schädel. Auf dem Boden neben ihm lag der Revolver."

Diese Darstellung geht von einer falschen Voraussetzung aus. Es wird angenommen, daß Rudolf beabsichtigt habe, Mary zu verlassen, und daß diese deshalb Rache nehmen wollte. Was die Tat selbst anbetrifft, so wurde uns von medizinischer Seite versichert, daß ein Mann, der eine solche Verwundung erhalte, wie sie die Prinzessin Odescalchi bei dem Kronprinzen Rudolf annimmt, in

längstens einer halben Stunde vollständig verblute. Es sei deshalb ausgeschlossen, daß der Kronprinz in dieser Zeit noch solche Abschiedsbriefe schreibe, wie er sie hinterlassen hat. Andrerseits bemerken wir aber, daß gleich nach dem Tode des Kronprinzen in Deutschland gerüchtweise verlautete, er sei entmannt worden und daran gestorben. Es kann also diese Todesart keine Erfindung der Odescalchi sein. Was von medizinischer Seite hiergegen eingewendet wird, kann ja wahr sein, doch gibt es, wie bekannt, stets Abnormitäten auf physiologischem Gebiete, welche Dinge vollbringen, die sonst kein Arzt für möglich hält. Warum soll es da absolut ausgeschlossen sein, daß Kronprinz Rudolf der fraglichen Verletzung eine abnorme Zähigkeit entgegenstellte?

Wir haben hier das Für und Wider nebeneinander gestellt. Wir bekämpfen nicht die Prinzessin Odescalchi, treten aber auch nicht für sie ein. Sie war in jener Nacht ebensowenig dabei, wie wir es waren, aber die Recherchen, die wir angestellt und das Material, das wir gesammelt haben, führt uns zu einer anderen Darstellung, die wir nunmehr folgen lassen.

* * *

Es drängte den Kronprinzen Rudolf, seiner Mary Bericht zu erstatten, welchen Erfolg sein letzter

Schritt zur Lösung seiner Ehe — das Schreiben an den Papst — gehabt hatte. Er bat sie deshalb, ihn in Mayerling zu besuchen. Dies war der Inhalt des Briefes, den Mary am Morgen des 28. Januar erhielt, und worauf sie sich selbstverständlich sofort nach dem Jagdschlosse begab.

Irgendwelche feste Entschlüsse hatte Rudolf noch nicht gefaßt; nur eines wußte er: daß er diese Ehesklaverei nicht bis an sein Lebensende tragen werde. Über das Wie seiner Befreiung schwebten ihm nur unklare Ideen vor, die aber alle das Gemeinsame hatten: vollständige Gleichgültigkeit gegen seine Stellung als Kronprinz, wie überhaupt gegen alles, was der Hof und die römisch-katholische Kirche vorschreibt.

Vielleicht wäre der Kronprinz der Vorgänger des Johann Orth geworden, wenn er am Leben geblieben wäre. Vielleicht hätte er sich mit Mary Vetsera nach irgendwelchem Erdteile zurückgezogen, um ganz seiner Liebe zu leben, wäre wahrscheinlich auch nicht davor zurückgeschreckt, Protestant zu werden, wenn er nach irgendeiner Richtung hin dadurch in seiner Neigung unterstützt worden wäre, vielleicht ... doch was nützen alle diese Vielleicht, das Schicksal hat es anders gewollt! Von all den dunklen Zukunftsbildern, die Rudolfs Geist durchzogen, hat sich kein einziges erfüllt.

Lange saß und grübelte er in seiner Studier-

stube, Zukunftspläne schmiedend, da hörte er einen Wagen herankommen und vor dem Hause halten. Es war Mary. Rasch eilte sie in den ihr wohlbekannten Räumen vom Kammerdiener Loschek begleitet, nach der Studierstube Rudolfs. Die Liebenden flogen sich in die Arme, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Herzen schlugen füreinander, was sollten sie sich da noch mehr sagen?

Als sich endlich Mary von seiner Umarmung losgelöst hatte, heftete sie einen fragenden Blick auf den Geliebten, dessen sorgenvolles Gesicht ihr nichts Gutes zu verheißen schien.

„Was gibt's Neues, mein lieber Rudolf?" fragte sie endlich etwas bange.

„Vom Papst ist Antwort eingetroffen."

„Nun?" fragte Mary aufs äußerste gespannt. Rudolf schwieg. Dieses Schweigen sagte ihr alles. Wie hätte er gejauchzt, wenn die Antwort günstig gewesen wäre.

„O Rudolf! Wir werden uns also nie angehören dürfen! Ich lese die schlimme Botschaft aus deinem Gesicht," sprach Mary mit Tränen in den Augen.

Rudolf schilderte der Geliebten nun die Szene in der Hofburg, während welcher ihm die Antwort des Papstes mitgeteilt wurde. Er erzählte ihr, welchen unbeugsamen Widerstand ihm der Kaiser entgegensetze, ein Widerstand, der sich ganz speziell

gegen Mary stelle. Rudolf fand es unbegreiflich, daß sein Vater gerade von dieser Liebe nichts wissen wolle, und er fragte seine Geliebte, ob sie vielleicht eine Erklärung dafür habe.

Wie sollte sie, die Unschuldigste von allen es wissen, welche finstere Macht hier das Glück zweier Menschen verhinderte? Sie erzählte nun ihrem Rudolf, daß ihre Mutter dem Verhältnisse gleichfalls feindlich gegenüber stehe, aber auch keinen Grund dafür angebe. Freilich konnte das Liebespaar die vom Kaiser und der Baronin angegebenen Gründe des Widerstandes, den Rang und die Ehe des Kronprinzen, nicht als stichhaltig anerkennen. Bei weniger verliebten Leuten hätten diese Gründe ausgereicht.

Der Kronprinz überredete seine Geliebte, auch über Nacht in Mayerling zu bleiben. Sie hatten sich doch so viel zu erzählen und Zukunftspläne zu schmieden, oder sollten gar schon Selbstmordgedanken aufgetaucht sein? Dies scheint wenig wahrscheinlich, denn es lag kein Grund vor, deren Ausführung auf die übernächste Nacht zu verschieben, wenn sie wirklich beschlossen worden wären. Es waren Pläne zu einem glücklicheren Leben, aber nicht zum Tode, die da ausgesonnen wurden.

Für Dienstag, den 29. Januar, war eine Jagd angesagt, zu der unter anderen sich auch der Prinz Philipp von Koburg und Graf Hoyos eingefunden

hatten. Der Kronprinz aber schützte Unwohlsein vor, welches ihn verhindere, an der Jagd teilzunehmen. Von der Anwesenheit der Baronesse Vetsera hatten die Jagdgäste keine Ahnung, und bald waren sie weggefahren, das Liebespaar allein lassend. Rudolf und Mary machten nach dem Mittagsessen eine kleine Spazierfahrt, von der sie bald nach eingebrochener Dunkelheit wieder zurückkamen. Ob und welchen Entschluß die beiden für die Zukunft gefaßt hatten, ist unbekannt geblieben. Für jetzt handelte es sich darum, daß Mary wieder nach Hause mußte, und es war nur die Frage zu entscheiden, auf welche Weise dies geschehen sollte. Rudolf meinte, sie könnte mit Bratfisch bis nach Hause fahren, während Mary es für besser hielt, den Wagen bis zur nächsten Bahnstation Baden zu benutzen, und dann mit dem letzten Zuge nach Wien zurückzufahren.

Während Rudolf und Mary noch davon sprachen, drang ein Wortwechsel vom Korridor aus zu ihnen. Rudolf wollte eben die Türe öffnen, um hinauszusehen, was vorgehe, da klopfte es, und herein trat Bratfisch.

„Was gibt's draußen für Skandal?" rief Rudolf dem Eintretenden entgegen.

„Ja wissens, Kaiserliche Hoheit," entgegnete Bratfisch, „drauß'n is a Mensch, der eini will, und Loschek laßt'n nit."

„Wer ist es denn?"

„Ja, wos waß i; i hab' g'hört, Bulazzi oder Bojazzo. Er sagt', er hat mit Euer Kaiserlichen Hoheit z' reden."

„Um Gottes willen," rief Mary, „es wird doch nicht etwa mein Onkel sein?"

Loschek schien standzuhalten und den Eindringling nicht über die Schwelle lassen zu wollen, aber der Kronprinz sagte zu Bratfisch, man möge den Mann nur hereinlassen. Zu Mary sagte Rudolf, sie möge sich inzwischen in ein anderes Zimmer begeben, er wolle ihren Onkel, wenn es dieser sei, empfangen. Es dauerte nicht lange, so trat Baltazzi ein; seine Miene war etwas verstört, und man sah es ihm an, daß er mit Loschek einen Kampf bestanden hatte. Rudolf glaubte, annehmen zu dürfen, daß ihm Baltazzi etwas Wichtiges mitzuteilen habe; trotzdem hielt er es für angezeigt, ihn, den er sofort erkannte, in die gebührenden Schranken zu verweisen.

„Ich denke," begann Rudolf etwas von oben herab, „daß es nicht Sitte ist, mit Gewalt in fremde Gemächer einzudringen."

„Verzeihen, Kaiserliche Hoheit, ich gebe dies zu, aber was sollte ich tun, wenn mich der Diener nicht anmelden will, ich aber triftige Gründe habe, mit Kaiserlicher Hoheit zu sprechen."

„Und diese Gründe wären?“ fragte der Kronprinz.

„Ist meine Nichte hier?“

„Und wenn?“ entgegnete der Kronprinz gespannt.

„Ich denke, eine Mutter hat wohl das Recht nach ihrer Tochter zu forschen, wenn diese zwei Tage verschwunden ist, und dieses Recht macht auch nicht vor den Türen eines Kronprinzen halt, wenn Grund zur Annahme vorliegt, daß die Tochter dahinter zu finden ist!“

„Diese Besorgnis Ihrer Schwester, der Frau Baronin, ist mir neu. Was gibt denn Anlaß zur Vermutung, daß Mary in meinem Hause schlecht aufgehoben sein sollte? Soviel ich weiß, ist der Frau Baronin das Verhältnis Marys mit mir wohlbekannt, und ebenso muß sie es wissen, daß mich Mary nicht zum ersten Male besucht!“

„Dies wohl, aber es handelt sich diesmal um eine Abwesenheit von zwei Tagen! — Aber ich will Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht lästig fallen und nur kurz den Zweck meines Kommens erledigen. Ist Mary hier?“

„Ja!“

„Befindet sie sich wohl?“

„Ja!“

„Darf ich sie gleich mit heim nehmen?“

Der Kronprinz hatte keinen Grund, dies zu

verweigern, denn die Heimkehr Marys war ja ohnehin schon beschlossen, aber ihm mißfiel dieser inquisitorische Ton, den Baltazzi angeschlagen hatte, noch weniger konnte er ihm das Eindringen in sein Schloß verzeihen, denn da wollte er vor Überrumpelungen sicher sein. Er erwiderte deshalb etwas spitz:

„Die Baronesse ist gewohnt, sich nach meinen Wünschen zu richten, sie wird deshalb zurückkehren, wenn es mir beliebt."

„Kaiserliche Hoheit, ich denke die nächsten Angehörigen haben auch noch Rechte, und ich will meine Nichte sehen, um sie zu fragen, ob sie mit mir nach Hause fahren will."

„Hier in meinem Hause werden Sie Ihre Ansprüche wohl etwas zurückschrauben müssen, hier bestimme ich, welches Maß von Rechten Ihnen zusteht!"

„Kaiserliche Hoheit! . . . ich bin der Onkel und komme im Auftrage der Mutter!"

„Entfernen Sie sich, sonst muß ich von meinem Hausrechte Gebrauch machen!"

„Nicht eher, als bis ich Mary gesehen habe!"

„Sie zwingen mich zum Äußersten!" —

„Dies ist nicht meine Schuld. Ich verlange nichts Unmögliches, aber ich bestehe darauf!"

Der Kronprinz griff nach einem Revolver, und diesen Baltazzi entgegenhaltend, rief er vor Zorn

bebend: „Sofort hinaus — oder Sie werden hinausgetragen!“ . . .

Baltazzi wollte sich rasch auf den Kronprinzen stürzen, um ihm den Revolver zu entreißen. Ein Schuß krachte, und Marys Onkel stürzte zusammen. In dem Augenblicke wurde die Türe aufgerissen, und Graf Hoyos von der Jagd zurückkehrend, trat ein.

Im Nebenzimmer hatte Mary den ganzen Auftritt mit angehört, aber natürlich nicht gewußt, daß Rudolf zur Waffe gegriffen hatte. Als sie aber den Schuß fallen hörte, stürzte auch sie ins Zimmer.

Da lag nun ihr Onkel am Boden, die Hand auf die Brust haltend, wo er getroffen war. Graf Hoyos hatte dessen Oberkörper schon emporgehoben, aber sonst wußte er in der ersten Bestürzung nicht, was mit dem Verwundeten anzufangen sei. Rudolf stand da, den Revolver in der Hand, stieren Auges sein Opfer anblickend, nicht wissend, wie er diese schredliche Tat habe begehen können; sein Jähzorn war plötzlich verraucht. Da weckte ihn die Stimme des Verwundeten aus der Betäubung, in welche ihn die Tat versetzt hatte.

„Kaiserliche Hoheit,“ sagte Baltazzi, „ich will Sie und Mary allein sprechen; ich habe Schweres auf dem Herzen.“

Graf Hoyos blickte den Kronprinzen fragend

an, Rudolf aber gab ihm einen Wink, sich zu entfernen. Mit zögernden Schritten verließ der Graf das Gemach.

„Ich weiß nicht, wie lange ich noch leben werde," nahm Baltazzi mit schwacher Stimme das Wort, „aber bevor ich von dieser Welt scheide, will ich noch eins sagen: Du Mary, töte die Frucht, die du unterm Herzen trägst, und Eurer Kaiserlichen Hoheit muß ich befehlen, abzulassen von der Liebe zu meiner Nichte! . . ."

Erschüttert und fragend sahen ihn die beiden an, doch er sprach weiter und erzählte alles, was ihm seine Schwester erst vor wenigen Stunden mitgeteilt hatte. Als endlich eine Ohnmacht seine Sinne gefangen nahm, da hatte er alles verraten, und mit Schrecken sah das Liebespaar den Abgrund, der sich zwischen ihnen aufgetan hatte.

Graf Hoyos und Loschek brachten den Verwundeten in ein entlegenes Gemach. Das Liebespaar war wieder allein. Lange waren beide keines Wortes mächtig, endlich aber sanken sie sich weinend in die Arme.

Welch neuer Geist war auf einmal in ihnen eingezogen! Sie sahen sich plötzlich so nahe, und doch so fern gerückt! — Alles war vorbei! Sie durften sich lieben, sie sollten sich lieben, aber — sie durften niemals einander angehören. Nun begriffen beide den Widerstand, den die Baronin und

der Kaiser ihrer Liebe entgegengesetzt hatten. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen, und sie fluchten ihrer Starrköpfigkeit, die sich gegen alle guten Ratschläge verschlossen hatte.

* * *

Die Nacht, die alles in süße Ruhe wiegt, die Tränen trocknet und Schmerzen stillt, den Liebenden in Mayerling konnte sie keinen Trost spenden! Deren Stunden waren gezählt oder vielmehr, sie hatten sich selbst die Spanne Zeit zugemessen, die sie noch unter den Lebenden wandeln wollten. Ihre Tränen waren versiegt, denn der Schmerz war zu groß, als daß er noch in Tränen hätte Ausdruck finden können! — Sie saßen und schrieben Abschiedsbriefe vom Leben, Briefe an jene, die ihnen lieb und teuer waren, und denen sie Kunde geben wollten von ihren letzten Gedanken.

Als sie ihre letzten Abschiedsbriefe geschrieben hatten, durchlebten sie noch einmal in Gedanken die Stunden des verflossenen Glücks, umarmten sich noch einmal in schmerzvergessener Seligkeit und dann . . .

Was dann erfolgte, — kein Sterblicher hat es gesehen, aber die Sonne des 30. Januar brachte es an den Tag.

Achtzehntes Kapitel.

Das Ende mit Schrecken.

Was der Morgen des 30. Januar den Jagdgästen von Mayerling und der ganzen Welt Schreckliches enthüllte, dazu glauben wir nichts hinzufügen zu müssen; haben es ja schon kurze Zeit darauf die Zeitungen der ganzen Welt des Langen und des Breiten berichtet, und es bedurfte wirklich keiner dichterischen Phantasie für den Verfasser des Werkes „Die Märtyrerin auf dem Kaiserthrone“*), um das auch von uns nachstehend wiedergegebene Bild zu entwerfen. Die Wirklichkeit selbst, die grauenvolle Wirklichkeit war es, die jeden Dichtergeist überflügelte.

*) Das Buch ist voll der größten Verehrung für die österreichische Kaiserin; es konnten aber natürlich bei wahrhaftiger Schilderung viele Vorfälle nicht übergangen werden, deshalb hatte die österreichische Regierung das Buch verboten. Der Preis ist 6 Mark. Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig.

Tiefes Schweigen herrschte in Mayerling, bis am anderen Morgen um fünf Uhr die Vorbereitungen zur Jagd wieder begannen, zunächst nur seitens des untergeordneten Personals, dem die Pflege der Pferde und der Hunde anvertraut war. Gewöhnlich war auch der Kronprinz um diese Zeit schon wach und gab einem oder dem anderen seiner Leute noch eine spezielle Weisung. Gleich seinen Eltern liebte er es nicht, allzulange im Bett zu verweilen. Diesmal jedoch schien er eine Ausnahme von der Regel machen zu wollen. Auch Loschek, der seiner Instruktion gemäß in dem Ankleidezimmer des Kronprinzen, das neben dessen Schlafzimmer gelegen war, ihm das Bad zurechtgemacht hatte, das der Kronprinz jeden Morgen zu nehmen pflegte, hatte noch keinen Laut vernommen, der ihm andeutete, daß sein Herr aufgestanden sei. Er wurde allmählich unruhig. Stunde auf Stunde verrann — sollte vielleicht dem Kronprinzen etwas zugestoßen sein?

Er wußte nicht einmal, ob Baronesse Vetsera sich noch im Schlosse befand, denn er war am Abend vorher von dem Kronprinzen mit einem Auftrage nach Baden gesandt worden. Er rief erst leise: „Gnädiger Herr!“ dann als keine Antwort erfolgte, lauter — alles blieb stumm. Er versuchte, den Metallknopf zu drehen — die Tür öffnete sich nicht, sie war von innen verschlossen,

während der Kronprinz sonst stets bei offener Tür zu schlafen pflegte. Einen Augenblick stand er vom Schreck überwältigt still, dann klopfte er kräftig gegen die Zimmertür — keine Antwort erfolgte!

Überzeugt, daß da etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse, eilte er nach dem Speisezimmer, wo Prinz Philipp von Koburg und Graf Hoyos auf das Erscheinen des Kronprinzen zum Frühstück warteten. Mit fliegender Eile stattete er ihnen einen Bericht ab, aus dem sie, so unklar er infolge des Schreckens gehalten war, der sich Loschecks bemächtigt hatte, doch das eine entnehmen konnten, daß irgend etwas Außerordentliches geschehen sein müsse, und daß es den Kronprinzen, vielleicht auch die Baronesse Vetsera betreffe.

Sie eilten zu dem Zimmer des Kronprinzen. Sie klopften an die Tür, als wiederum keine Antwort erfolgte, versuchten sie, die Tür zu sprengen. Sie widerstand anfänglich ihren Versuchen, endlich glückte es ihnen, die obere Füllung herauszuschlagen. Prinz Philipp griff durch die entstandene Öffnung und schloß auf. Sie traten ein.

Der Anblick, der sich ihnen bot, ließ ihnen fast das Blut in den Adern erstarren. In ihr schwarzes Gewand gehüllt, lag, auf dem Ruhebette dahingestreckt, Mary von Vetsera; geisterbleich hob ihr Antlitz sich von der Scharlachseide des Kissens

ab, auf dem ihr Haupt ruhte. Mit dem Oberkörper über sie hingestreckt, das Jagdgewand mit Blut überströmt, den Unterkörper auf dem Fußboden, lag der Kronprinz. Seine rechte Hand hielt krampfhaft einen Kavallerierevolver umklammert, aus dessen Kammern eine Patrone fehlte. Sie hoben seinen Oberkörper empor, um zu sehen, ob vielleicht noch Leben in ihm sei, aber ein Blick auf die sich ihnen jetzt darbietende Wunde an seiner Kopfseite sagte ihnen, daß sie jede Hoffnung aufgeben müßten. Entsetzt traten sie zurück und standen einen Augenblick fassungslos. Prinz Philipp von Koburg stieß mit dem Fuß gegen ein leeres, weißes Kristallfläschchen mit Goldverschluß — er hob es mechanisch auf und stellte es, einen Blick auf die Aufschrift „Strychnin" werfend, auf ein nahes Tischchen. Dann hoben alle drei, einem gemeinsamen Impulse folgend, den Leichnam Rudolfs auf und legten ihn auf sein Bett. Nachdem dies geschehen, gingen sie hinaus und schlossen die Tür.

Prinz Philipp war der erste, der seine Fassung wiedergewonnen hatte. Er gab Befehl, daß der Zugang zu Mayerling sorgfältig bewacht und niemandem, wer es auch sei, gestattet werde, den Grund und Boden des Schlößchens zu betreten. Dann beauftragte er Graf Hoyos nach Wien zu eilen, um Meldung von dem schrecklichen Ereignis

zu machen, und nahm der gesamten Dienerschaft den Eid ab, nichts von dem auszuplaudern, was geschehen sei.

Ehe Graf Hoyos sich auf den Weg machte, wurde von ihm und Prinz Philipp das Schlafzimmer des Kronprinzen noch einmal betreten, um festzustellen, ob nichts vorhanden sei, was einen Aufschluß über die Motive der grauenhaften Tat geben könne. Man fand nun auf dem Tische, der zu Häupten des Bettes stand, Briefe, die vom Kronprinzen und von der Baronesse geschrieben waren.

Soweit die allgemein verbreitete Darstellung von der Entdeckung der schrecklichen Tat des Liebespaares. Von vielen Seiten aber wird behauptet, daß Mary auch eine Schußwunde aufwies, und soll damit ihre Vergiftung bestritten werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Rudolf sie erschossen hat und das Giftfläschchen wohl gefunden wurde, aber dessen Inhalt nicht sogleich tödlich gewirkt hat. Jedenfalls bleibt es zweifelhaft, wie es Mary gelungen sein soll, sich das gefährliche Gift zu verschaffen. Wie wir bereits im Vorworte erwähnten, ist es ziemlich gleichgültig, ob Mary Vetsera durch Gift oder durch den Revolver in den Tod ging, aber als sicher kann hingestellt werden, daß beide im gemeinsamen Einverständnis aus dem Leben schieden, nicht aber, daß Mary einen Racheakt an dem Kronprinzen ausgeführt hat.

Unsere Darstellung, daß Mary im Einverständnis mit Rudolf in den Tod ging und keinerlei Rachealt an ihm verübt hat, wird durch die hinterlassenen Briefe Marys bestätigt. Diese Briefe lauten:

„Liebe Mutter!

Verzeihe mir, was ich getan. Ich konnte der Liebe nicht widerstehen. In Übereinstimmung mit ihm will ich neben ihm am Friedhofe von Alland begraben sein. Ich bin glücklicher im Tode, als im Leben.

Deine Mary."

Ihrer Schwester schrieb sie:

„Liebe Schwester!

Wir gehen beide selig ins ungewisse Jenseits. Denke hie und da an mich, sei glücklich und heirate nur aus Liebe! Ich konnte es nicht tun, und da ich der Liebe nicht widerstehen konnte, so gehe ich mit ihm.

Weine nicht um mich. Ich gehe friedlich in den Tod. Es war wunderschön hier draußen, man denkt an Schwarzau. Denke an die Lebenslinie meiner Hand. Lebe wohl!

Deine Mary."

Seltsamerweise werden die hinterlassenen Briefe Marys von verschiedenen Seiten verschieden ver-

öffentlicht. Wir halten den mitgeteilten Wortlaut für den wahrscheinlichsten, ohne aber dafür bürgen zu können. Als geradezu blödsinnige Erfindung betrachten wir einen zuerst vom „Figaro" veröffentlichten Brief Marys, der nach der Unterschrift „Deine unglückliche Mary" noch eine Nachschrift hat, welche lautet: „Bratfisch hat heute wundervoll gepfiffen." Es hieße ja, Mary für wahnsinnig halten, wenn man annimmt, daß sie in ihrem Abschiedsbriefe kurz vor ihrem Tode eine Kritik der Pfeifkunst von Bratfisch zum besten gibt. Es scheint vielmehr, daß sich das Pariser Blatt mit diesem angeblichen Briefe von Mary eine Satire geleistet hat.

Rudolf hat allem Anscheine nach vier Briefe hinterlassen. Ein eifriger Forscher weiß von sechs Briefen zu berichten, aber wozu ist man Spezialist in der Kronprinz-Rudolf-Forschung, wenn man nicht vor andern Leuten etwas voraushaben soll. Wir wissen nur von vier Briefen. Zwei davon sind an seine Eltern gerichtet, und deshalb ihrem Inhalte nach unbekannt geblieben. Der dritte war an den Herzog von Braganza, mit dem Rudolf in innigem Freundschaftsverhältnis gestanden hatte, gerichtet und lautete folgendermaßen:

„Lieber Freund!

Ich muß sterben. Ehren halber kann ich

nicht anders. Lebe wohl! Gottes Segen sei mit Dir!

Rudolf."

Der vierte Brief trug die Adresse des Divisions-Superintendenten Szoegyenyi. Sein Inhalt war folgender:

„Lieber Szoegyenyi!

Sie finden hier beigeschlossen ein Kodizill zu meinem Testament, das ich vor zwei Jahren gemacht habe. In meinem Studierzimmer in der Hofburg finden Sie die meisten meiner Papiere; ich überlasse es Ihrer Diskretion, zu unterscheiden, was von ihnen sich für die Veröffentlichung eignet. Diese Papiere sind in die Schublade des Tisches eingeschlossen, der am Sofa steht, und der kleine goldene Schlüssel, welcher diese öffnet, liegt ebenfalls bei. Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich nicht mehr am Leben. Ich muß sterben. Überbringen Sie allen meinen Freunden meine herzlichsten Grüße. Gott segne unser teures Vaterland!

Rudolf."

Dieser zweite Brief Rudolfs wurde inhaltlich gleich, aber verschieden im Wortlaute, veröffentlicht. Dies rührt daher, daß dieser im Original ungarisch abgefaßte Brief mehrere Übersetzer gefunden hat.

Alle die gefundenen Briefe nahm Graf Hoyos zu sich und fuhr noch im Jagdanzuge nach Baden, wo er den Stationsvorsteher veranlaßte, den nächsten Schnellzug, der sonst hier nicht hielt, halten zu lassen. Auf diese Weise gelang es dem Grafen, noch vormittags in Wien einzutreffen.

Graf Hoyos ließ sich sofort von dem diensthabenden Generaladjutanten Grafen Paar bei der Kaiserin melden. Erregte schon sein Erscheinen im Jagdanzuge bei Hof allgemeines Aufsehen, so deutete die Blässe seines Gesichtes, sowie sein ganzes Wesen darauf hin, daß Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte.

Graf Hoyos trat in Begleitung des Generaladjutanten so rasch in das Gemach der Kaiserin, daß diese erschreckt aufsprang. Graf Paar war von Hoyos bereits unterrichtet, und die Mienen beider Männer ließen die Kaiserin sofort ahnen, daß es eine schreckliche Botschaft sein müsse, die sie zu überbringen hatten. Als sie dann das Schreckliche erfuhr, eilten ihre Gedanken von dem toten Sohne zu ihrem Gatten. Wer sollte es auch wagen, dem Kaiser diese entsetzliche Nachricht zu überbringen?

Die Kaiserin beriet mit den beiden Kavalieren, was zu tun sei. „Da trat sie," schreibt Tschudi, „zu den anderen heraus. Der Schmerz hatte ihre Züge versteinert. Ihre Stimme hatte einen anderen Klang bekommen; und aus ihrem Antlitz

war alle Farbe gewichen. Sicher war dies die schwerste Stunde in dem Leben der Fürstin.

Sie erklärte, daß sie den Kaiser von dem schrecklichen Ereignisse in Kenntnis setzen wolle.

Heldenmütig kämpfte sie ihre eigenen Gefühle nieder; mit ihrer zu gleicher Zeit milden und starken Hand stützte sie ihren Gemahl."

Dann erinnerte sie den Kaiser, daß ja Stephanie von dem schrecklichen Unglücke noch nichts erfahren habe, und zog ihn in die Gemächer der Kronprinzessin. Stephanie erschrak, als das Kaiserpaar so unvermutet bei ihr eintrat.

Die drei standen sich eine kurze Zeit schweigend gegenüber. Es waren qualvolle Augenblicke. Die Kronprinzessin überkam es wie eine Ahnung, als sie in die schmerzensvollen Züge ihrer Schwiegereltern sah, und plötzlich rief sie aus:

„Ist Rudolf etwas passiert?"

„Leider," erwiderte der Kaiser mit zitternder Stimme, „wir haben sehr schlimme Nachrichten von ihm erhalten."

Da durchzuckte es Stephanie, als ob ein Blitzstrahl sie getroffen hätte. „Er ist tot!" rief sie und stürzte mit einem Aufschrei zusammen.

Das kaiserliche Paar hatte mit der Unglücklichen viele Mühe, da man keine Dienerschaft herbeirufen wollte. Aber endlich ging der Anfall doch vorüber, und der Kronprinzessin wurde in

schonendster Weise mitgeteilt, was geschehen war. Tiefe Reue durchzog Stephanies Brust, als sie das Entsetzliche vernahm, denn die Schuldlose hielt sich für schuldig, ihn in den Tod getrieben zu haben.

Wir wissen, daß Elisabeth für ihre Schwiegertochter keinerlei Sympathie hegte, jetzt aber war sie von einem tiefen, innigen Mitleid mit der Armen erfaßt, die so gern manches in ihrem Verhältnis zu Rudolf anders gestellt hätte.

„O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst!"

Leise, unhörbar fast sprach die Kaiserin dieses Dichterwort vor sich hin, während Stephanie in wildem Schmerz sich auf ihrem Divan wand. Sie hatte ihren Gatten geliebt! Wer jemals daran gezweifelt, der mußte hier eines Besseren belehrt werden.

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief!

Ja, sie konnten nicht zusammenkommen, zu verschieden waren die Charaktere, ihre Neigungen. Aber nicht den unglücklichen Rudolf, nicht die vielleicht noch unglücklichere Stephanie, darf deshalb ein Vorwurf treffen — sie hatten diese Ehe nicht geschmiedet, sondern die leidigen, „politischen

Rücksichten" hatten sie zusammengeführt! Jetzt empfand es Stephanie doppelt, wie furchtbar schwer sie für diese „politischen Rücksichten" zu büßen hatte.

Als Elisabeth ihren Bericht geendet, sprach Stephanie den Wunsch aus, nach Mayerling eilen zu dürfen. „An der Leiche meines Gatten ist jetzt mein Platz!" rief sie.

„Das geht nicht an," sagte die Kaiserin traurig. „Du bist nicht kräftig genug, um Derartiges wagen zu können. Lege dich nieder, bis du einigermaßen wieder zu Kräften gekommen bist. Ich will deinen Leibarzt rufen lassen."

Elisabeth gab die nötigen Befehle, dann begab sie sich nach ihrem Zimmer zurück, um endlich allein zu sein. Als die Kammerfrau eintrat, fand sie ihre Herrin in tiefer Ohnmacht auf dem Fußboden ausgestreckt. Fast zweifelten die Ärzte daran, daß es gelingen werde, sie wieder in das Leben zurückzurufen; länger als zwei Stunden dauerte es, bis dies gelang.

Als sie erwachte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus. „Oh, wäre ich nie wieder in dieses Leben zurückgekehrt!" murmelte sie vor sich hin. „Wäre ich doch mit meinem Rudi vereint! — Aber es darf noch nicht sein, noch habe ich Pflichten zu erfüllen."

———*———

Neunzehntes Kapitel.

Verwischung der Spuren.

Die Hoffnung, die männliche Linie des Hauses fortgesetzt zu sehen, war dem alternden Kaiserpaare jäh und unter entsetzlichen Umständen geraubt worden. Aber trotzdem fanden Franz Joseph und Elisabeth die Kraft, an Papst Leo XIII. zu schreiben: „In Demut geben wir Gott zurück, was er uns in seiner Gnade geschenkt hatte."

Zehn Tage später reisten beide, von Marie Valerie begleitet, nach Ungarn.

Rudolf war der erste Prinz aus dem regierenden Hause gewesen, der planmäßig dazu erzogen worden war, ein guter konstitutioneller Fürst zu werden. Er hatte sich von Kindheit auf mit der ungarischen Sprache vertraut gemacht und sprach und schrieb sie wie ein Eingeborener. Durch häufige Reisen im Lande hatte er sich eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Teile erworben; selbst die abgelegensten Gegenden hatte er besucht. Er kannte alle hervorragenden Männer der unga-

rischen Gesellschaft; und mit vielen Mitgliedern der ungarischen Aristokratie stand er in freundschaftlichem Verkehr.

Durch seinen Heimgang hatte das unerbittliche Schicksal die Ungarn einer großen Hoffnung beraubt.

Der Schmerz über seinen Tod fand in Budapest nicht weniger herzlichen Ausdruck, als in Wien. Aus allen Teilen des Landes bezeugte man Franz Joseph und Elisabeth die wärmste Teilnahme; namentlich war das Mitleid mit der Mutter außerordentlich groß.

Wir lassen nun noch das Obduktionsprotokoll folgen, dieses lautet:

„1. Kronprinz Rudolf ist an Zertrümmerung des Schädels und der vorderen Hirnpartien gestorben. 2. Diese Zertrümmerung veranlaßte ein aus unmittelbarer Nähe gegen die rechte vordere Schläfengegend abgefeuerter Schuß. 3. Der Schuß aus einem Revolver von mittlerem Kaliber war geeignet, die beschriebene Verletzung zu erzeugen. 4. Das Projektil ist nicht aufgefunden worden, da dasselbe durch die über dem linken Ohr konstatierte Ausschußöffnung ausgetreten war. 5. Es ist zweifellos, daß der Kronprinz sich selbst den Schuß beigebracht hat, und daß der Tod augenblicklich eingetreten ist. 6. Die vorzeitige Verwachsung der Pfeil- und Kreuznaht, die auffällige

Tiefe der Schädelgrube und der sogenannten „fingerförmigen Eindrücke" an der inneren Schädelknochenfläche, deutliche Abflachung der Hirnwindungen, Erweiterungen der Hirnkammer sind pathologische Erscheinungen, welche erfahrungsgemäß mit abnormen Geisteszuständen einhergehen, daher zu der Annahme berechtigen, daß die Tat in einem Zustande der Geistesverwirrung geschehen ist."

Dieses Obduktionsprotokoll wurde außerdem noch von der zugezogenen Hofkommission unterschrieben.

Alle bei diesem Drama beteiligten Nebenpersonen, wie Bratfisch, der Kammerdiener Loschek, die Baronin Vetsera erhielten hohe Schweigegelder und wurden ins Ausland geschickt. Die Baronin soll eine Million Gulden empfangen haben. Jedenfalls hat die Summe, wenn sie auch etwas geringer war, doch hingereicht, um sich mittels Druckerschwärze durch eine sogenannte „Denkschrift" zu rehabilitieren. Wir wollen auch nicht unerwähnt lassen, daß man sagt, die Baronesse Vetsera lebe noch verheiratet in Italien. Ebenso aber ist in weiten Kreisen der Bevölkerung Österreichs der Glaube verbreitet, Kronprinz Rudolf lebe noch. Auf Veranlassung der Geistlichkeit, die über das Leben des Thronfolgers empört gewesen sei, sei er festgenommen worden und werde seitdem in einem Kloster verborgen gehalten.

Einst, wenn der Thron Österreichs verwaist sein wird, tritt er wieder hervor aus dem Dunkel, mit kraftvoller Hand die Zügel der Regierung zu übernehmen und die Sehnsucht des Volkes zu erfüllen.

Diese in Österreich weitverbreitete Sage haben schon viele Hochstapler ausgenützt, indem sie sich bei der Landbevölkerung als den inkognito lebenden Kronprinzen ausgaben. Wir erzählen hier nur den letzten Fall dieser Art, der sich im April 1903 ereignete. Da tauchten in den Gemeinden des Szatmarer Komitats zwei Leute auf, von denen sich einer für den Kronprinzen Rudolf, der andere aber für dessen Begleiter ausgab. Es waren zwei Schwindler namens Isaak Schwartz und Wilhelm Katz. Die Rolle des Kronprinzen Rudolf spielte Schwartz, während Katz die Aufgabe hatte, dem „Kronprinzen" einen seinem hohen Rang angemessenen Empfang bei den wohlhabenden Bauern zu sichern. Zu diesem Zwecke teilte Katz unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem auserlesenem Opfer mit, daß Kronprinz Rudolf im Dorfe angekommen sei und um ein verläßliches Nachtquartier bitten lasse. Auch teilte der Abgesandte des Kronprinzen mit, daß dieser demnächst den Thron besteigen und diejenigen, die ihm auf seiner Flucht ein Asyl geboten hätten, königlich belohnen werde. Die biederen Bauern waren

natürlich durch die Auszeichnung, den Kronprinzen beherbergen zu können, hoch erfreut und hielten ihn mehrere Tage bei sich und ließen es ihm an nichts fehlen. Bevor sich der Kronprinz entfernte, beklagte er sich über seine Geldnot. Seine Gastgeber beeilten sich dann, ihm ihre Barschaft zur Verfügung zu stellen; hatten sie kein Geld, dann gaben sie ihm irgendeinen wertvollen Gegenstand. Da wollten sich nun Isaak Schwartz und Wilhelm Katz in Nyirbator bei dem dortigen wohlhabenden Landwirt Peter Tarnoki auf einige Tage niederlassen. Tarnoki empfing seine hohen Gäste mit freudiger Überraschung, doch konnte er, trotzdem ihm Stillschweigen geboten war, das große Glück, das ihm zuteil geworden war, nicht verschweigen. Am nächsten Tage wußte es schon das ganze Dorf, daß Kronprinz Rudolf und sein Begleiter bei den Tarnokis eingekehrt sei. „Leider" erfuhren dies auch die Gendarmen, und diese hatten nichts Eiligeres zu tun, als den „Kronprinzen" zu verhaften. Der Begleiter des Kronprinzen, Wilhelm Katz, roch Lunte, und es gelang ihm, noch beizeiten zu entkommen.

Wir müssen nun zwei Hauptpersonen dieses Dramas, von denen eine — Mary — tot ist, noch einige Ausführungen widmen. Über das Schicksal von Marys Leiche ist so viel gefabelt worden, daß es nötig erscheint, dies Lügengewebe

etwas zu durchleuchten. Auch die „unglückliche" Baronin ist nach dem Tode ihrer Tochter der Gegenstand zahlreicher Fabeln geworden, in welchen ihr grenzenloser Schmerz eine Hauptrolle spielt. Nun, wir wollen nicht behaupten, daß ihr der Tod ihrer Tochter gleichgültig war, und sie hat als Mutter gewiß darunter gelitten. Sie fügte sich aber willig den Verfügungen, die von oben herab getroffen worden waren, nicht etwa weil der Schmerz ihren Willen ganz gebrochen hatte, sondern weil sie durch Geld geschmeidig gemacht war. Daß sie schon zu Lebzeiten Rudolfs vom Kronprinzen materiell unterstützt worden war, dafür zeugt nicht nur die offenkundige Besserung ihrer materiellen Lage während der letzten Zeit vor dem Tode Rudolfs, sondern auch noch ein dokumentarischer Beweis, der nicht umzustoßen ist. Dieser Beweis hat auch auf die Rolle, welche Gräfin Larisch-Wallersee in dem Liebesdrama gespielt hat, ein sehr schlechtes Licht geworfen.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, die auch von einem bekannten Kronprinz-Rudolf-Forscher in folgender Weise erzählt wird: „Kurz vor seinem Tode fand sich der Kronprinz in dem Atelier des Malers Thaddäus Ajdukiewicz ein, um diesem zu einem Porträt zu sitzen, das den Thronfolger in Generalsuniform darstellte. Als die Sitzung vorüber war, ließ der Kronprinz

seinen Generalsrock im Atelier zurück, in der Absicht, den Rock bei den nächsten Sitzungen daselbst gegen die Campagneuniform, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, wiederum umzutauschen. Denn es war ihm lästig, sich in Generalsgala zu werfen, lediglich um für ein Porträt zu sitzen. Als der Kronprinz gestorben war, beeilte sich Ajdukiewicz, das Bild, das letzte des Verewigten, zu vollenden. Bald darauf wurde der Maler in die Burg gerufen, woselbst er das Bild dem Kaiser und später auch der Kaiserin zeigte. Der Monarch drückte dem Künstler seine Anerkennung aus und erwarb das Bild für seinen Privatbesitz. Ajdukiewicz richtete hierauf an den Kaiser die ehrfurchtsvolle Bitte, zu gestatten, daß er den in seinem Atelier befindlichen Generalsrock des Kronprinzen als Andenken an den hohen Verblichenen behalten dürfe. Der Kaiser sagte dies zu. Als der Künstler nun die für ihn so kostbare Reliquie in einem Kasten verwahren wollte, betastete er zufällig die Taschen des Uniformrockes und entdeckte in der rechten Brusttasche ein Schriftstück. Ajdukiewicz zog dieses aus der Tasche und entfaltete es: Es war ein Brief der Gräfin Larisch an den Kronprinzen. Der Kronprinz hatte dieses Schreiben offenbar während der letzten Tage seines Lebens erhalten, gelesen, in die Brusttasche seines Generalsrockes geschoben und vergessen, den Brief

wieder an sich zu nehmen. Der Künstler zögerte selbstverständlich nicht, das von ihm aufgefundene Dokument einer Persönlichkeit, welche das Vertrauen des Kaisers genoß, zu überbringen, mit der Bitte, den Brief dem Kaiser zu übermitteln. Dieser Brief aber enthielt die weitere unzweifelhafte Bestätigung dessen, was man im Nachlaß Rudolfs bereits gefunden hatte, nämlich, daß die Gräfin bei den Beziehungen des Kronprinzen zur Baronesse Vetsera ihre Hand im Spiel gehabt hatte."

Dieser Brief, dessen Auffindung der Gräfin Larisch bald hinterbracht wurde, versetzte diese in große Aufregung. Hierbei verriet sie auch den Inhalt des Briefes, der von Geldangelegenheiten der Baronin Vetsera handelte. Der Brief bewies, daß die Baronin vom Kronprinzen Subventionen erhalten hatte, und der Hof also nicht zu fürchten brauchte, einen Korb zu bekommen, wenn er die Baronin bat, bei der Vertuschung des Dramas von Mayerling gegen klingende Münze mitzuhelfen. Der Brief lieferte ferner den Beweis, daß auch die Geldangelegenheiten zwischen der Baronin Vetsera und dem Kronprinzen durch die Gräfin Larisch vermittelt wurden.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Leiche Marys und die „Denkschrift".

Was ist mit Marys Leiche geschehen? wird mancher Leser fragen.

Die abenteuerlichsten Gerüchte sind über diesen Leichnam in die Welt gesetzt worden, und um die Sache recht gruselig zu machen, wurde das Kapitel „Die Leiche im Fiaker" erfunden, welches eine Zierde für jeden Schauerroman sein könnte. Dieses Schauerkapitel wurde in der sogenannten „Denkschrift der Baronin Vetsera" dem gläubigen Leser aufgetischt.

Was hat es mit dieser „Denkschrift" für eine Bewandtnis? Hier liegen zwei Möglichkeiten vor: Entweder sie ist eine pure Erfindung oder sagen wir Kombination des Herausgebers, dann hätte man sich nur über die schwache Phantasie und die Widersprüche zu wundern, oder was ja auch möglich ist, sie rührt wirklich von der Baronin Vetsera her, dann ist sie noch wertloser, denn es ist selbstverständlich, daß die edle Baronin das Bedürfnis gefühlt hat, sich in den Augen der Welt

rein zu waschen und in diesem Bestreben das Blaue vom Himmel heruntergelogen hat. Wir wollen dem Herausgeber glauben, daß diese „Denkschrift" wirklich von der Baronin herrührt, wir sind dann um so mehr berechtigt, den Stab darüber zu brechen.

Die „Denkschrift der Baronin Betsera", so wie sie herausgegeben wurde, erzählt nun, wie mit Marys Leiche verfahren worden ist, folgendes:

„Graf Stockau (der als Vertreter des Kaisers die Baronin besucht hatte) eröffnete ihr, daß der Befehl gegeben sei, ihre Tochter in Heiligenkreuz zu begraben und fügte bei, daß man in keinem Falle einwilligen werde, die Leiche nach Wien zu transportieren. — „Deshalb," so habe er seine Mitteilungen geschlossen, „mußt du mir Auftrag geben, alles nach Befehl in deinem Namen zu tun."

Die Baronin, unfähig einen Widerstand zu leisten, ließ willenlos alles über sich ergehen, indem sie nicht ganz ohne Grund befürchtete, man könne schließlich ihr Kind etwa gar im geheimen, oder ohne daß jemand der Ihrigen anwesend sei, begraben. Sie gab also ihre Einwilligung und stimmte zu, daß Stockau als Bevollmächtigter sie vertrete. Derselbe sagte ihr sodann weiter, daß befohlen sei, keinen Sarg ins kaiserliche Jagdschloß zu bringen, und daß auch kein Leichenwagen daselbst erscheinen dürfe; vielmehr müsse die Tote in un-

auffälliger Weise in einer Kutsche von Mayerling nach Heiligenkreuz geschafft werden. Die Baronin fügte sich schließlich auch darein und bestand nur noch darauf, daß ihr Bruder Alexander zur Überführung und Beerdigung hinzugezogen werde.

„Donnerstag, den 31. Januar 1889, abends um ½5 Uhr, fuhren Graf Stockau und der Bruder der Baronin, Alexander Baltazzi, nach Mayerling. Sie läuteten vergebens eine halbe Stunde am Schloß an, ohne daß jemand geöffnet hätte, bis endlich ein Wagen mit einem Beamten des Oberhofmarschallamtes und der kaiserliche Leibarzt Dr. Augenthaler angefahren kamen, worauf dann auch der Schloßwärter erschien und sie ins Schloß hineinließ. Der Beamte erbrach das Siegel und öffnete die Tür des Zimmers, in welchem man die Leiche Marys blutbedeckt fand. Sie hatte eine Schußwunde an der linken Schläfe, die hinter dem rechten Ohr herauskam. Da die Tat tags vorher zwischen 6 und 8 Uhr früh geschehen, so waren etwa 38 Stunden seit dem Tode verflossen, „ohne daß dem entstellten Leichnam sein Recht geworden wäre." Der Leichnam befand sich noch in demselben Zustande, in welchem er tags vorher mit jenem des Kronprinzen aufgefunden worden war. Die Augen waren weit geöffnet und stark hervortretend. Aus dem halb geöffnetem Munde war ein gestockter Blutstrom

hervorgequollen, der einen Teil des Körpers bedeckte. Die Arme ruhten leicht gebogen im Schoße. Die linke Hand umschloß krampfhaft ein Taschentuch, welches nur mit Anwendung großer Gewalt aus der erstarrten Hand entfernt werden konnte. Bei der ersten Auffindung war die Leiche im Zimmer des Kronprinzen auf dem Rücken liegend vorgefunden worden. Man hatte sie jedoch von dort in ein anderes Zimmer getragen, auf ein Bett gelegt und mit ihren Kleidern derart überdeckt, daß sie erst nach Entfernen der Kleider sichtbar wurde. „An der armen Leiche," so bemerkt die Denkschrift, „wurde vielfach gefrevelt. Man hatte ihr die Liebesdienste versagt, die dem entseelten Ebenbilde Gottes überall dort, wo Menschen wohnen, willig geleistet werden, wie das sogar bei heidnischen Völkern in ihrer Art als heilig vollführt wird, um den Zorn der Gottheit nicht heraufzubeschwören. Volle 38 Stunden," so klagt die Denkschrift weiter, „nachdem sie ihre Seele in die Hände des Schöpfers zurückgegeben hatte, wurde sie blutbedeckt in einem Zimmer versperrt gehalten, und nach endlicher Öffnung des Zimmers ohne jedes religiöse Abzeichen, wie aufs Bett hingeworfen, vorgefunden, den Kopf nach rückwärts gesunken. Man hatte es nicht einmal der Mühe wert gehalten, das Haupt der Leiche zu stützen. — Niemand von der Umgebung des Kronprinzen und

all den Personen, die im Schlosse verkehrten, hatten der armen Leiche gedacht. Nicht einmal die Augen hatte man ihr geschlossen. Sie lag ungepflegt, als ob weit und breit keine menschliche Hilfe zur Hand gewesen wäre und man, wie nach einem Schlachtgetümmel, keine Zeit gefunden hätte, der Toten ihr Recht angedeihen zu lassen." —

Graf Stockau soll später versichert haben, daß er tags vorher, als er zur Abholung der Leiche erschienen war, gehindert worden sei, an dieselbe heranzutreten. Allein dieses Hindernis war nach der Meinung der Denkschrift unbegründet, da die Leichenschau damals bereits vollzogen war. „Dieselbe konnte doch nur den Zweck haben, den Tod festzustellen, oder eine Anzeige an die Behörde zu veranlassen. Über beides mußte man aber schon bei der ersten behördlichen und im Beisein der obersten Hofämter und des Hofarztes im Sterbezimmer gepflogenen Totenschau sich klar und schlüssig geworden sein. „Es hätten sonst", wie die Denkschrift sehr richtig bemerkt, „keinerlei Veränderungen vorgenommen, am allerwenigsten aber die Tote in ein anderes Zimmer getragen und daselbst so lange versperrt gehalten werden dürfen." —

Die Leiche wurde nunmehr von dem Leibarzte Dr. Augenthaler gereinigt und angekleidet und dann den Verwandten zur Überführung nach Heiligenkreuz übergeben. Vorher war ein Protokoll

über die Auffindung der Leiche und Beschaffenheit der Schußwunde verfaßt und darin die Bemerkung aufgenommen worden, daß offenbar ein Selbstmord vorliege. Auf eine an die Verwandten gerichtete Frage, ob sie hiermit einverstanden seien, wurde von Alexander Baltazzi fragend bemerkt, ob nicht, wenn im Protokoll ein Selbstmord konstatiert werde, dies Schwierigkeiten bei einer kirchlichen Bestattung hervorrufen könne. Darauf wurde ihm erwidert, daß dies nicht der Fall sein werde, und daß die Verwandtschaft darüber beruhigt sein könne. Es müsse aber, so wurde hinzugefügt, im Protokoll gesagt werden, daß ein Selbstmord vorliege, da sonst die Anzeige beim Gericht erstattet und dann eine gerichtliche Untersuchung gepflogen werden müsse, was großes Aufsehen erregen würde. Zugleich wurde den Verwandten bedeutet, daß sie ein Gesuch an die Bezirkshauptmannschaft zu schreiben hätten, in welchem sie um die Bewilligung bitten, die Leiche in Heiligenkreuz zu begraben. Als auch dies geschehen war, wurde die Leiche der Baronesse in den Fond des Wagens halb liegend gesetzt. Dann wurden die beiden Verwandten genötigt, auf den rückwärtigen Sitzen Platz zu nehmen. Die Wagentüre flog zu und fort ging es im Trab durch die stockfinstere Nacht auf Heiligenkreuz zu. Die Leiche befand sich während dieser grausigen Fahrt bei den Ver-

wandten im Innern des geschlossenen Wagens auf dem Vordersitz in halbsitzender Stellung in die Ecke gedrückt, und die Herren waren gezwungen, in dieser Situation die ganze Fahrt mitzumachen. „Durch diese Art des Transportes," so klagt die Denkschrift, „wurde die Leiche lieblos geschändet, und die Gefühle der Verwandten grausam verletzt." Dieser Vorgang läßt es um so mehr bedauern, daß Graf Stockau tags zuvor (Mittwoch) nicht darauf gedrungen hatte, die Leiche zu übernehmen. Am nächstfolgenden Tage (Donnerstag) war dies bereits unmöglich gemacht; denn an diesem Tage wurde Graf Stockau schon in aller Frühe auf das Oberhofmeisteramt beschieden und ihm dortselbst durch einen Beamten „der Befehl erteilt", die Leiche erst in der nächsten Nacht im Schlosse abzuholen. Zugleich wurde gesagt, daß die Polizei alles, auch den Sarg, in Heiligenkreuz besorgen werde. Nur die Bestellung des Wagens wurde Graf Stockau überlassen, jedoch wurde ihm bedeutet, daß es selbstverständlich kein Leichenwagen sein dürfe. Die weiteren Befehle würde er dann von der Landesbehörde, die bereits verständigt sei, erhalten. Infolge dieses „Befehls" wurde also die Leiche der Baronesse auf die geschilderte, jedes menschliche Gefühl verletzende Weise in finsterer Nacht nach Heiligenkreuz überführt. Unmittelbar vor dem Orte wurde der Wagen an

der Straße von einem Herrn angehalten, der, wie sich später herausstellte, ein Geheimpolizist war. Dieser setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und gab Befehl, direkt auf den Friedhof zu fahren. Dort angekommen, wurde die Leiche in die Totenkammern gebracht und daselbst in einen über Nacht im Dorfe gezimmerten, rohen, ungestrichenen Sarg gelegt, obwohl dem Grafen Stockau vorher, wie die Denkschrift nochmals erklärt, mitgeteilt worden war, daß ein ordentlicher Sarg von Wien nach Heiligenkreuz besorgt werde. Als die Leiche in den Sarg gelegt wurde, schlug am Turm des Klosters die Mitternachtsstunde.

Vom Friedhof weg fuhren Graf Stockau und Alexander Baltazzi sodann zum Stift, wo eine Kommission versammelt war, bestehend aus Mitgliedern der Bezirkshauptmannschaft und der Polizei. Bei dieser Kommission wurden verschiedene Protokolle und Erledigungen unterschrieben, darunter auch ein Erlaß der Bezirkshauptmannschaft vom 31. Januar 1889, worin die angesuchte, damals jedoch bereits vollzogene Überführung der Leiche bewilligt und die Bemerkung aufgenommen wurde, daß mit Rücksicht auf die kurze Entfernung von Mayerling nach Heiligenkreuz „die einfache Versargung gestattet werde," obwohl die Kommission sehr wohl wußte, in welcher Art die Leiche soeben überführt worden war, ja gerade

sie selbst in Ausführung der von Wien erhaltenen Befehle ihre Anordnungen getroffen hatte. In einem zweiten Erlasse wurde die geistliche Einwilligung erteilt, die Leiche im Friedhofe des Stiftes zu beerdigen.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr vollzog sodann der Pater Prior die Beerdigung. Die Leiche der Baronesse war der Erde wiedergegeben."

Soweit die Darstellung der sogenannten „Denkschrift". Selbstverständlich muß sogar eine Erfindung eine gewisse reelle Grundlage haben, und in jeder Dichtung muß wenigstens ein Fünkchen Wahrheit stecken; wo ist dieses in dieser gruseligen Fabel zu finden?

Die Grundlage hierfür bildet die Erzählung eines Wiener Malers, welcher folgendes berichtet:

„Ich zeichnete am 31. Januar 1889 eines der Fenster der Kirche von Heiligenkreuz für ein illustriertes Blatt. Als die Mittagsstunde schlug, trat ich mit meiner Mappe ins Freie, um ins Gasthaus zu gehen. Zu meiner großen Überraschung waren vor der Kirche eine Anzahl schwarz gekleideter Herren versammelt, welche eifrig miteinander sprachen. Der Wirt meinte, es seien Polizeibeamte aus Wien; was ihre Gegenwart bedeute, wisse er nicht. Natürlich hatten wir auch hier in Heiligenkreuz schon Kenntnis von dem Unglücksfalle, der das Kaiserhaus betroffen. Bald

darauf wurde mir mitgeteilt, daß ich zum Zeichnen in die Kirche nicht mehr eingelassen werden könnte. Ich beschloß daher, eine kleine Ölskizze zu beginnen, zu der ich mir beim Tischler einen Rahmen bestellt hatte. Vor der Tischlerwerkstatt standen aber gleichfalls zwei schwarz gekleidete Herren, welche mir auch hier den Eintritt mit dem Bedeuten verwehrten, es habe sich im Hause ein bedauerlicher Unglücksfall zugetragen, welcher augenblicklich das Betreten zur Unmöglichkeit mache. Es war mehr als ärgerlich. Ich konnte nicht arbeiten und bummelte herum, meinen Gedanken Audienz gebend, die sich mit dem „bedauerlichen" Vorfall im Tischlerhaus beschäftigten. Soviel stand fest, daß, wenn der gute Meister mit seiner Frau gestorben wäre, noch lange keine Detektivs aus Wien herbeibeordert worden wären. Bald darauf begegnete ich einem Lehrbuben, den vielleicht ein früheres freundliches Wort oder Trinkgeld zutraulich gemacht hatte. Er teilte mir flüsternd mit, es werde beim Meister ein Sarg gezimmert, „für ein Frauenzimmer". Nun konnte ich mir nicht versagen, aufzupassen. In meinem Zimmer blieb ich auf der Wacht. Um 11 Uhr nachts kam ein Wagen, hielt vor dem Tischlerhause, eine wohlverhüllte Last wurde abgeladen, der Wagen fuhr fort. Man hörte ein leises Hämmern, und nicht lange darauf kamen Männer aus der Werkstätte, denen ein mit

einem Tuch bedeckter Sarg nachgetragen wurde. Ohne Sang und Klang verschwand der kleine Zug im Stift von Heiligenkreuz. Die dort befindliche Gruft der Babenberger, sonst dem Fremden auf Ersuchen zugänglich, ist für jedermann verschlossen."

Dies die Erzählung, worauf nun flugs das Kapitel „Die Leiche im Fiaker" konstruiert wurde; wie aber verhält es sich in Wahrheit?

Der in der Tischlerwerkstatt bestellte Sarg war nicht für Mary, sondern für deren Onkel bestimmt, der am 29. Januar vom Kronprinzen niedergeschossen worden war. Baltazzi war es, der in jener Nacht in aller Stille begraben wurde, und Baltazzi ist es auch, der unter jenem Leichensteine auf dem Friedhofe zu Heiligenkreuz ruht, der die unzutreffende Inschrift trägt:

Auch der Umstand, daß der Tischlerlehrling von einem „Frauenzimmer" gesprochen habe, für welches ein Sarg gezimmert werde, ändert nichts an der obigen Darstellung. Weder der Lehrling noch der Tischlermeister selbst wußte, ob der Sarg für eine männliche oder weibliche Leiche bestimmt war. Der Meister erhielt nur die Maße, die reichlich genommen wurden, angegeben, und der Leichnam wurde wohlverhüllt, wie er angekommen war, in den Sarg gelegt. Der Tischlerlehrling hat eben mit seiner Wissenschaft geflunkert, wie dies Jungen gerne tun, um sich wichtig zu machen.

Wo blieb aber die Leiche Marys?

Diese wurde in aller Stille und unbemerkt nach Venedig geschafft, wohin sich auch die Baronin auf „Wunsch" des Kaisers begeben hatte. Von dort aus versandte sie die Anzeigen von dem Tode ihrer Tochter, die angeblich auf einer Reise nach Italien gestorben war. Von Venedig setzte die Baronin ihre Reise weiter fort nach Korfu, um allen neugierigen Fragen entrückt zu sein. In dieser Reiseroute wird jeder sofort die Disposition der Kaiserin Elisabeth erkennen.

Aus diesem Reisearrangement wird man aber auch mit Sicherheit schließen können, daß es nicht ein „Wunsch" von oben war, der dem Mutterherzen der Baronin so tiefe Wunden schlug, wie die Denkschrift glauben machen will, sondern daß ein respek-

tables Schweigegeld den nötigen Impuls gab. Es ist ja erklärlich, daß die Baronin auf österreichischem Boden sich allen „Wünschen" fügen mußte; dieser Zwang fiel aber fort, sobald sie die Grenzen Österreichs überschritten hatte. Von Venedig aus hätte sie das ihr etwa angetane Unrecht laut in die Welt hinausschreien können, sie hat es aber nicht getan, sondern auch im Auslande die Komödie, die in diesem Falle allerdings eine Tragödie war, fortgesetzt. Erst viele Jahre später tauchte jene läppische „Denkschrift" auf, die sie nur noch mehr kompromittiert statt rehabilitiert, ganz abgesehen davon, daß es noch gar nicht feststeht, ob diese famose „Denkschrift" wirklich von ihr herrührt.

Ob nun die Leiche Marys von Venedig nach Pardubitz geschafft worden ist, um dort begraben zu werden, wie dies von verschiedenen Seiten behauptet wird, das kann bezweifelt werden. Wahrscheinlicher ist, daß Mary in aller Stille in Venedig begraben wurde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Rudolfs Nachlaß.

Wie aus den in der Nacht vom 29.—30. Januar 1889 vom Kronprinzen Rudolf geschriebenen Briefen hervorgeht, ist Szögyényi-Marich vom sterbenden Thronfolger der Auftrag zuteil geworden, dessen schriftlichen Nachlaß zu ordnen und den letzten Willen des Kronprinzen zur Ausführung zu bringen. Szögyényi-Marich zählt zu den hervorragendsten österreichisch-ungarischen Staatsmännern und machte zuletzt im Jahre 1900 von sich reden durch die ihm verliehene besondere Auszeichnung, die im Orden des goldenen Vließes bestand. Von 1882 an diente er dem Auswärtigen Amte in Wien als Staatssekretär, oder wie man in Österreich sagt, Sektionschef, in welcher Stellung er bereits vom Kaiser besonders geschätzt wurde. Ein Jahr nach Rudolfs Tod trat er ins ungarische Ministerium ein. Als österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin, welches Amt er 1892 antrat, hat er die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-

Ungarn aufs beste gefördert und sich besondere Verdienste erworben, die dann zu der bereits oben erwähnten außergewöhnlichen Ordensauszeichnung führten. Einen Teil des Rudolfschen Nachlasses hat Szögyényi-Marich für eine spätere Veröffentlichung vorbereitet.

Der Kronprinz hinterließ ein ausführliches Testament, aus dem gleichfalls die Spannung erkennbar ist, die zwischen ihm und Stephanie bei Lebzeiten herrschte. Nur wenig Worte widmete er seiner Gemahlin, während sein einziges Kind zur Universalerbin eingesetzt ist. Das Testament enthält auch ein ausführliches Programm für die Erziehung seiner Tochter und bestimmt, daß die Prinzessin unbedingt am österreichischen Hofe bleiben soll.

Nicht unbedeutend ist Rudolfs literarischer Nachlaß. Von des Kronprinzen eigener Hand geschriebene tagebuchartige Aufzeichnungen, die mehrere Bände füllen und zahlreiche, nach seinem Diktat geschriebene Aufsätze militärischen, wissenschaftlichen und politischen Charakters sollen teilweise sehr bedeutsam sein, doch hat man noch nichts davon veröffentlicht, weil man die Erinnerung an das Drama von Mayerling nicht von neuem wachrufen will. Alles, was hieran erinnern kann, wird noch immer vermieden, und jede Druckschrift, in der die Namen Rudolf oder Vetsera vorkommen,

wird unbesehen verboten. Daher kommt es, daß gerade in Österreich über die ganze Sache die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet sind und sogar die Sage Glauben findet, daß Rudolf noch lebe.

Wir haben bereits erwähnt, daß Rudolfs literarisches Schaffen nicht unbedeutend ist. Seine Werke „Fünfzehn Tage auf der Donau" (Wien 1881; 2. Aufl. 1885), „Eine Orientreise" (Wien 1884; Volksausgabe 1885), „Jagdreisen in Ungarn" und noch andere Schriften sind bessere Denksteine seines Lebens, als diejenigen, die ihm nach seinem Tode gesetzt wurden. Sein hervorragendstes Werk aber, welches als „Kronprinz-Rudolf-Werk" einen Weltruf erlangt hat, ist „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (Wien 1886 und später). Die Idee und Anlage des ganzen Werkes rührt von Rudolf allein her, der zur Ausführung die hervorragendsten Schriftsteller und Maler Österreichs und Ungarns herangezogen hat. Die Oberleitung behielt Rudolf in der Hand, während für Österreich der Hofrat Ritter von Weilen und für Ungarn der bekannte Schriftsteller Maurus Jokai als Unterredakteure fungierten.

In dem im März 1884 erschienenen, von Rudolf entworfenen Programm des Werkes heißt es: „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" kann in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung

und zugleich als wahres Volksbuch ernste patriotische Bedeutung gewinnen. Die literarischen und künstlerischen Kreise aller Völker dieses Reiches werden zur gemeinsamen Arbeit vereinigt; die bekannten Namen müssen zum Glanze des Werkes dienen, und jüngeren aufstrebenden Kräften wird Gelegenheit geboten werden, sich bekannt zu machen. Dem In- und Auslande soll dieses Werk aber zeigen, welch reiche Summe an geistiger Kraft diese Monarchie in allen ihren Ländern und Völkern besitzt, und wie sie da vereinigt schaffen an einer schönen Leistung, die dem Selbst- und Machtgefühl des großen gemeinsamen Vaterlandes aller dienen muß."

Leider war es dem Kronprinzen nicht vergönnt, dieses große Werk zu Ende zu führen. Die siebenundsiebzigste Lieferung ist die letzte, die er als Herausgeber durchgesehen hat, und die zwei Tage nach seinem Tode erschien. Seltsamerweise enthält diese Lieferung die Abbildung zweier Leichenbegängnisse; — ein junges Mädchen und ein junger Mann werden zu Grabe getragen, und der erste Abschnitt dieses Heftes trägt den Titel „Tod—Trauer". Der Zufall hat hier eine Rolle gespielt, wie man sie sonst nur der dichterischen Phantasie zuschreibt.

Dieses großangelegte Werk konnte natürlich mit dem Tode Rudolfs nicht abgebrochen werden,

und die Kronprinzessin stellte sich sofort an die Spitze des Unternehmens als Herausgeberin. Es wäre eine fade Schmeichelei, wenn man behaupten wollte, Stephanie habe als Herausgeberin wirklich gewirkt; dazu fehlten ihr ja alle Kenntnisse, und insbesondere war sie als Ausländerin, welche die Verhältnisse der Monarchie noch zu wenig kannte, dazu durchaus nicht berufen und nicht befähigt. Ihr Name sollte mehr oder weniger Reklamezwecken dienen, um dem Unternehmen das Interesse jener Kreise zu erhalten, die zum Teil nur durch die Persönlichkeit des Kronprinzen daran interessiert worden waren. Stephanie fungierte also nur am Titelblatte, während die genannten beiden Unterredakteure v. Weilen und Jokai als Herausgeber wirkten. Hofrat Weilen starb aber schon im Juli 1889, so daß schließlich Jokai allein die gewaltige Arbeit weiterführte.

Wie der Geist Rudolfs über dem ganzen Werke schwebte, es beherrschte, schildert der frühere ungarische Ministerpräsident Alexander Wekerle in dem Album, das zugunsten der in Neupest zu errichtenden Rudolf-Votivkirche erschien. Er schreibt:

„Völker zu beherrschen, bildete niemals den Gegenstand seiner Sehnsucht; aber er wollte die Geister beherrschen. Wer Gegenstände mit ihm besprach, die in die Welt der Wissenschaften gehören, mußte staunen über seine geistige Superiori-

tät und die Kraft seiner Ideen. Die Art und Weise seines Verkehrs war so ungezwungen, ungesucht und freundlich, sein Auftreten so klar und natürlich, daß man zwar das Bewußtsein hatte, mit einem Prinzen zu sprechen, sich aber niemals beengt fühlte. Wie die unvergleichliche Feinheit seines gesellschaftlichen Verkehrs darin bestand, daß er niemals herablassend war, sondern den Menschen immer zu sich emporzuheben suchte, so führte er auch auf dem Gebiete des geistigen Verkehrs den Menschen in die höheren Regionen seiner erhabenen Gedankenwelt. Dort aber besiegte er den Gegner nicht, sondern überzeugte ihn und bestimmte die Richtung seiner Gedanken. Ich war ein unmittelbarer Zeuge dieses geistigen Einflusses, als es sich um die Schaffung des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" handelte. Der Kronprinz hielt Rat in seinen Gemächern der Ofener Burg. Keine Schar von Staatsmännern oder Feldherrn, sondern eine Gruppe von Schriftstellern und Gelehrten war zu diesem Rate berufen, unter der Führung zweier Geistesfürsten, Jokais und Haynalds. Die huldigende Ehrfurchtsbezeigung, die dankerfüllte Begrüßung Haynalds war bald vorüber; denn der Kronprinz liebte diese Formalitäten nicht, sie schienen ihn zu genieren. Aber in ihrer ganzen Bedeutung und Klarheit offenbarte sich die Kraft seines Geistes, als wir das Meri-

torische der Sache berieten, um das Werk seines Schöpfers würdig zu gestalten. In schöner, lehrreicher und motivierter Darlegung wurde von den Anwesenden ausgeführt, daß das Werk auf der heutigen Höhe der Kenntnisse stehen müsse, daß es die Geographie, Geologie, Ethnographie, die Landwirtschaft und Nationalökonomie, die Religion, Kunst, Poesie und Wissenschaft zu umfassen habe. Und als das gelehrte Kollegium dies alles ausgeführt hatte, erhob sich der Kronprinz, nicht um eine große und lange Rede zu halten, sondern um die Führung im Ideenaustausche zu übernehmen.

Er gab drei Wünschen Ausdruck. Allem voran wünschte er, daß das Werk in jeder Hinsicht der vollen Wahrheit entspreche, nichts verberge, nichts verschönre, sondern wahre Farben gebrauche, da die falschen bald verblaßten und das wirkliche Licht nicht vertrügen. Sein zweiter Wunsch war, auf den historischen Teil besonderes Gewicht zu legen. Er war stets ein Freund der Geschichte und forschte, als er diese studierte, nach der Wahrheit. Alles wollte er in seiner rechten Beleuchtung sehen, auch die sein Haus berührenden unglücklichsten Ereignisse, damit er in gründlicher Forschung ihre Ursachen erkenne. Diesen Gesichtspunkt wollte er auch in seinem Werk zur Geltung bringen, denn die Geschichte, sagte er, birgt nicht nur die Erinnerungen und Wahrheiten der Vergangenheit, sondern auch

Lehren für die Gegenwart und die Richtung der Zukunft. Sein dritter Wunsch war, daß die Mitarbeiter an dem Werke weniger Sorgfalt auf die Schilderung der äußeren Erscheinungen legen, aber desto mehr bemüht sein möchten, die tiefste soziale Wissenschaft, das Volksleben in seiner Wirklichkeit darzustellen. Rasch ändern sich die äußeren Erscheinungen, wirtschaftliche Verhältnisse erleiden Wandlungen, die Verkehrsentwicklung vermag selbst auf die Ständigkeit der geographischen Bedeutung Einfluß zu nehmen; dauernder aber ist die Psychologie des Volkslebens. Nicht nur die Gewohnheiten des Volkes wollen wir also schildern, sondern seine Neigungen, Sitten, Fehler und Tugenden, seinen ganzen Charakter und die Kraft, die derselbe in sich schließt.

Seither hat das Verhängnis unsere Hoffnung gebrochen; geblieben aber ist uns die Erinnerung und als Tradition, als sein Nachlaß jene Offenbarung seines erhabenen Geistes, die nicht nur neue Gedanken und Wahrheiten in uns erwirkt, sondern uns dieselben auch ins Gemüt legt und zum Verständnis gebracht hat."

Bei der am 5. Mai 1889 abgehaltenen Festsitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest, äußerte sich Maurus Jokai, der intimste literarische Mitarbeiter des Kronprinzen über den Verstorbenen folgendermaßen:

„Sein Geist verband die Region des Geistes mit der der Waffe. Die „Feder" und das „Schwert" haben gelernt, einander zu schätzen, in derselben Hand vereint, für das gleiche Ziel zum Kampfe sich zu rüsten, für den Sieg einer Idee. Es war ein versöhnender Gedanke, daß derjenige, dessen Beruf es war, dereinst an der Spitze der Armee zu stehen, sich auch unter den Arbeitern des Friedens den ersten Platz erwählt hatte. Nicht aus „in usum Delphini" geschriebenen Büchern lernte er die Geschichte und Philosophie kennen; seine früh sich bekundende freisinnige Meinung verlangte „vollständiges Licht". Sein erhabener Vater gab seinen Lehrern die Weisung: „Lehren Sie meinen Sohn das, was wahr ist." Und dies ergänzte der junge Königssohn mit den Worten: „Alles will ich wissen." Und er lernte mit eisernem Fleiße, mit genialer Gedächtnisstärke, an seinen Lehrern mit kindlicher Liebe hängend."

Rudolfs literarische Tätigkeit bewegte sich ausschließlich auf naturwissenschaftlichem und speziell auf ornithologischem Gebiete. Man findet ihn sehr oft in „Brehms Tierleben" zitiert. „Allerlei gesammelte ornithologische Beobachtungen" und „Einige Jagdreisen in Ungarn" sind zwei Werke, die er als Früchte einer im Jahre 1879 an der Küste Spaniens gemachten Studienreise herausgab, und die von seiner scharfen Naturbeobachtung

Zeugnis ablegen. Das gleiche ist von seiner Schrift „Jagden und Beobachtungen" zu sagen.

Es seien noch die literarischen Pläne erwähnt, die Rudolf gefaßt hatte, deren Ausführung aber durch den Tod verhindert wurde. Am 27. Januar 1889 äußerte er zu dem bereits erwähnten Maler Ajdukiewicz, dem er zu einem Bilde saß, daß er sich mit dem Plane zu einem großen Werke beschäftige, welches die „Jagden in Österreich-Ungarn in Wort und Bild" behandeln soll, und zu dem die hervorragendsten Künstler der Monarchie herangezogen werden sollten. Ferner hat er noch des Plans zu einem militärischen Werke Erwähnung getan, welches die Manöver in Wort und Bild sowohl von der ernsten wie auch von der heitern Seite schildern soll. In seinem Nachlasse fanden sich bereits Vorarbeiten zu dem Werke „Säugetiere und Vögel in Österreich-Ungarn", wozu ihn das die deutsche Tierwelt behandelnde Werk von A. und K. Müller „Tiere der Heimat" angeregt hatte.

Rudolfs Verdienste auf ornithologischem Gebiete sind in der ganzen Fachwelt anerkannt. Ihm ist es zu danken, daß eine auf der ganzen Erde verteilte Reihe ornithologischer Beobachtungsstationen errichtet wurde. Sein Fachwissen verdankt er aber ausschließlich seiner eigenen Kraft, und wer seine Tätigkeit auf dem in der Zeit vom

16.—23. April 1884 in Wien abgehaltenen internationalen ornithologischen Kongreß beobachtete, wird bezeugen müssen, daß er dies Gebiet durchaus beherrschte, und daß er den Ehren-Doktortitel, den ihm vier Universitäten verliehen haben, durchaus verdiente. Er war eben zum Gelehrten und nicht zum Herrscher geboren. Es ist bedauerlich, daß die Lorbeeren des Gelehrten soviel an Wert verloren haben durch die Taten des Thronfolgers.

Alles Interesse des Kronprinzen konzentrierte sich auf den Wald und dessen Leben, und da konnte er sich nicht mit dem Hofleben und Hofzeremoniell befreunden. Er floh in den Wald, so oft er konnte, und in seinem Jagdschlosse zu Mayerling frönte er gewiß weit mehr seiner Liebe zum Walde als zum Weibe. „Der Mensch braucht," schrieb Rudolf in einer seiner Schriften, „Abwechslung, um Geist und Körper frisch zu erhalten; er muß Gelegenheit haben, auch von Zeit zu Zeit aus allem von ihm selbst Geschaffenen zu flüchten, hinaus in die freie Natur zu eilen, in die wahre einzige Großartigkeit, die er zu schaffen nicht imstande ist, aus der er selbst einst hervorging. Dort allein kann sich der Mensch von allen kleinlichen widrigen Angelegenheiten des alltäglichen Lebens erholen; dort allein kann sich der wahre Mann wirklich wohl fühlen in dem nicht niederdrückenden, sondern

erhebenden Bewußtsein, daß Elemente ihn umgeben, die gewaltiger sind, als er selbst."

Alle Widerwärtigkeiten und Strapazen, die Wald- und Jagdleben mit sich brachten, ertrug Rudolf mit Freuden. Schonung kannte er nicht in Verfolgung seiner Jagdleidenschaft. Als ihm ein Freund einst vorhielt, daß das Leben des Thronfolgers dem Volke gehöre, er sich deshalb mehr schonen müsse, antwortete er: „Ich muß mich an alle Widerwärtigkeiten gewöhnen. Wenn wir dereinst Krieg haben sollten, werde ich im Lager Sommer und Winter allem Ungemach entgegentreten müssen. Haben Sie keine Sorge um mich; ich habe eine starke Konstitution. Und schließlich lebt jeder Mensch so lange, als eben das Schicksal sein Leben braucht."

Wenn der Fatalismus, der in diesen Worten Rudolfs ausgedrückt ist, eine richtige Weltanschauung, eine Wahrheit ist, dann ist der Kronprinz allerdings nur deshalb gestorben, weil ihn das Schicksal nicht mehr gebraucht hat.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nachklänge und Betrachtungen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Leben derjenigen Personen, deren Schicksal mit dem Drama von Mayerling zusammenhängt. Eine geraume Zeit ist seit jener Unglücksnacht verflossen, und der Sensenmann hat inzwischen so manchen daran erinnert, daß die Tage der Sterblichen gezählt seien. Das mene tekel upharsin braucht nicht immer in Flammenschrift an der Wand zu erscheinen, der Tod kommt doch.

Am allerwenigsten sympathisch zeigte sich nach dem traurigen Ereignisse von Mayerling der Geheimkutscher Rudolfs, Bratfisch. Die sensationslüsterne Seinestadt wollte sich etwas Apartes leisten, und so verschrieben sich die dortigen Tingeltangel den Kutscher Bratfisch als — Pfeifer. Bratfisch ließ sich auch nicht lange bitten und reiste nach Paris, wo er von seiten des Pöbels großen Zulauf fand. Natürlich dauerte dies nicht lange,

denn der Pfeiferei war man bald überdrüssig, nachdem man die erste Gafflust befriedigt hatte. Bratfisch merkte, daß seine „Berühmtheit" und damit auch seine Einnahmen schwanden, und er verließ deshalb das undankbare Babel an der Seine. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der zuerst vom „Figaro" veröffentlichte Brief Marys, worin diese in einer Nachschrift die Pfeifkunst von Bratfisch rühmt, mit dem Gastspiele des Kutschers in Paris im Zusammenhange steht und damit dem Reklamebedürfnis der Tingeltangel, die Bratfisch auftreten ließen, Rechnung getragen wurde. Bevor Bratfisch nach Paris reiste, gleich nach des Kronprinzen Tode, ließ der pietätvolle Kutscher die Geschenke, die er von Rudolf erhalten hatte, öffentlich versteigern. Mit materieller Not kann man ihn da nicht entschuldigen, denn als Geheimkutscher Rudolfs wurde seine Tätigkeit mit Gold aufgewogen, und er konnte mehr ersparen als mancher Beamte.

Nachdem Bratfisch Paris verlassen hatte, kümmerte sich kein Mensch mehr um ihn. Nur zeitweilig wurde die Welt an seine Persönlichkeit erinnert, wenn ein zeilenhungriger Reporter die Nachricht von seinem Tode in die Welt setzte, um sie bald darauf wieder zu dementieren. Vielleicht waren dies auch nur Reklamekünste des Kutschers, der auf diese Weise hoffte, wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber einmal

war die Todesnachricht doch wahr, nämlich im Dezember 1892. Da ereilte ihn der Tod bei einer Tarokpartie. Der edle Rosselenker starb mit den Karten in der Hand.

Graf Josef Hoyos, derjenige, der am Morgen des 30. Januar 1889 zuerst in das Sterbezimmer Rudolfs eingedrungen ist, der über die Ursache dessen Todes die sicherste Auskunft geben konnte, starb im Mai 1899 in Edlach bei Reichenau im Alter von 60 Jahren. Graf Hoyos ist es, der die Sage vom „Herzschlag" erfunden hat, woran der Kronprinz österreichischen Geschichtschreibern zufolge gestorben sein muß. Zehn Jahre lang überlebte er den Kronprinzen als lebendiger Träger jener Fiktion vom Herzschlag, um dann selbst am — Herzschlag zu sterben. Als treuer Diener seines Herrn hat er das Geheimnis treu bewahrt und auch den Tod Baltazzis auf sich genommen, den er im Duell getötet haben soll. Am 26. Mai 1899 wurde Graf Hoyos auf dem Ortsfriedhofe in Gutenstein begraben.

Hanna von Betsera, die Schwester Marys, starb im Jahre 1901. Nach Marys Tod heiratete Hanna den Grafen Heinrich Bylandt. Das Verhältnis der beiden Schwestern war kein sehr inniges, was sich aus der Verschiedenheit der Charaktere erklärt. Mary war romantisch veranlagt, während Hanna eine durchaus nüchterne Natur war und

deshalb das Verhältnis ihrer Schwester von Anfang an mißbilligte. Hanna sagte sich sofort, daß dies kein gutes Ende nehmen könne, was die schwärmerische Mary allerdings nicht hören wollte. Die Versuche Hannas, dem Verhältnisse ein Ende zu machen, scheiterten leider an der Starrköpfigkeit der Liebenden. Mary glaubte aber, deshalb ihre Schwester als Gegnerin betrachten zu müssen und erwählte darum lieber ihre Zofe als Vertraute und mied Hanna soviel sie konnte.

Das Jahr 1898 brachte ein Ereignis, das alle Welt auf Mayerling zurückblicken ließ. Wer mußte nicht an Rudolf und dessen tragisches Ende denken, als der Telegraph der Welt Kunde vom Tode der Kaiserin Elisabeth gab, die durch Mörderhand gefallen war. Die Kaiserin war in diesem Jahre sehr von Schwermut gequält, und deutlicher als je glaubte sie die Schatten des Wahnsinns ihrem Geiste nahe. Mitte Juli brachten die offiziellen österreichischen und ungarischen Blätter folgende Mitteilung:

„Ihre Majestät die Kaiserin und Königin wird sich Mitte Juli nach Nauheim begeben, um die dortigen Bäder zu brauchen.

Ihre Majestät hat lange an Blutarmut gelitten, die infolge heftiger Nervenentzündung (Neuritis), verbunden mit langwöchentlicher Schlaflosigkeit, im letzten Winter in bedeutendem Grade zu-

genommen hat. Außerdem hat eine Herzerweiterung stattgefunden.

Unter vollkommen ruhigen Verhältnissen gibt die Krankheit zu ernster Besorgnis keinen Anlaß. Aber die Ärzte raten Ihrer Majestät aufs eindringlichste, sich in dem genannten Bade einer Kurbehandlung zu unterziehen, um den Herzmuskel zu stärken."

Am 29. August fuhr die Kaiserin mit Extrazug nach Mont de Caux, wo sie sich wohl zu befinden schien und fast täglich die umliegenden Berge bestieg. Sie hatte beabsichtigt, vier bis fünf Wochen in dieser Gegend zu bleiben.

Am 9. September unternahm sie einen Ausflug nach dem der Familie Rothschild gehörigen Schlosse Pregny. Am Abende vorher ging sie mit ihrem Vorleser Friedrich Barker in der Nähe der Landungsbrücke von Territet spazieren. Beide setzten sich auf ein moosbewachsenes Felsstück am Strande. Die Kaiserin schälte einen Pfirsich und reichte ihrem Begleiter die eine Hälfte.

In demselben Augenblicke flog in nächster Nähe ein Rabe auf und schlug ihr mit seinem Flügel die Frucht aus der Hand.

In der Geschichte der Habsburger hat der Rabe als Unheilsverkünder wiederholt eine Rolle gespielt. So hielt auch jetzt der Vorleser der Kaiserin das plötzliche Erscheinen des Vogels für

ein schlimmes Zeichen; er riet ihr, die beabsichtigte Reise nach Genf und Pregny aufzugeben.

„Lieber Freund," antwortete Elisabeth, „ich fürchte mich vor nichts. Ich bin Fatalistin. Was geschehen soll, das geschieht!"

Wir begegnen hier dem gleichen Fatalismus wie bei Rudolf. Tschudi erzählt nun die weiteren Begebenheiten folgendermaßen.

Am nächsten Tage ging sie, nur von ihrer Hofdame, der ungarischen Gräfin Sztaray begleitet, nach Pregny. Sie war in bester Laune und befand sich außerordentlich wohl; sie überhäufte die Baronesse Rothschild mit Freundlichkeit.

An demselben Nachmittage reiste sie nach Genf und stieg im Hotel Beaurivage ab, wo sie schon früher gewohnt hatte.

„Genf ist mein liebster Aufenthaltsort," hatte sie ein paar Jahre vor ihrem Tode gesagt; „denn dort gehe ich ganz unbemerkt unter den Kosmopoliten umher."

Die Wirtin des Hotels wußte selbstverständlich, wer sie war. Die Kaiserin fragte, ob ihr Inkognito gewahrt sei.

„Ja," antwortete die Wirtin. Aber sie fügte hinzu, es sei nicht unwahrscheinlich, daß die Dienerschaft sie von früheren Besuchen her wiedererkannt habe.

Bei Elisabeths Ankunft in der Schweiz hatte

die Regierung des Kantons Geheimpolizisten beauftragt, für ihre Sicherheit zu sorgen. Aber sie hatte, wie gewöhnlich, gewünscht, sie von derartigen Begleitern verschont zu lassen, da sie ihre Wege am liebsten allein gehen wolle.

Am 10. September 1898, gerade in der Mittagsstunde, verließ sie das Hotel mit ihrer Hofdame, um an Bord des Dampfschiffes „Genf" zu gehen, das sie den See hinunter nach Mont de Caux zurückbringen sollte; das Hotelpersonal sah ihr nach und bemerkte ihren leichten, raschen Gang.

Es schien zweifelhaft, ob die Damen das Dampfschiff noch zur rechten Zeit erreichen könnten; die Gräfin Sztaray eilte der Kaiserin deshalb einen Schritt voraus.

In diesem Augenblicke trat ein Mann vor, der auf einer Bank auf dem Quai du Montblanc gesessen hatte, wo sie vorübergingen. Es war der Italiener Luigi Luccheni, ein gefährlicher Anarchist, auf den die schweizerischen Behörden beauftragt worden waren, ein wachsames Auge zu haben.

Er trat auf Elisabeth zu und stieß ihr eine scharfe Mordwaffe in die Brust.

Sie stürzte zu Boden. Die Hofdame, die keine Ahnung hatte, was geschehen war, fing sie in ihren Armen auf, als sie sie zusammensinken sah.

„Ist Ihrer Majestät unwohl?" fragte sie.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort.

„Wollen Ihre Majestät meinen Arm nehmen?"

„Danke."

Die Gräfin versuchte sie zu stützen; aber es schien kaum nötig zu sein. Sie gingen an Bord des Schiffes.

„Bin ich bleich?" fragte die Kaiserin.

„Ja, Majestät!"

Sie sank wieder zusammen und wurde ohnmächtig.

Der Dampfer hatte sich unterdes in Bewegung gesetzt. Die Gräfin Sztaray und einige andere Damen, die mit an Bord waren, bemühten sich, sie wieder ins Bewußtsein zurückzurufen. Niemand dachte an ein Attentat. Aber als sie ihr die Kleider öffneten, um ihr Luft zu schaffen, bemerkte die Hofdame Blutspuren.

Elisabeth kam noch einmal zum Bewußtsein.

„Was ist geschehen?" fragte sie mit lauter, klarer Stimme.

Das waren ihre letzten Worte.

Erst jetzt war die Hofdame ernstlich erschreckt. Sie teilte dem Kapitän mit, daß die kranke Dame die Kaiserin von Österreich sei; und das Dampfschiff kehrte nach Genf zurück.

Man brachte Elisabeth auf einer Bahre aus Segeltuch nach dem Hotel Beaurivage. Kurz nachdem man sie dort niedergelegt hatte, stieß sie zwei tiefe Seufzer aus, ihr letztes Lebenszeichen.

Wenige Tage vorher hatte sie zu ihrem Vorleser gesagt:

„Ich wünsche mir einen schnellen, schmerzlosen Tod; — ich möchte nicht in meinem Bette sterben."

Drei Ärzte und ein Geistlicher fanden sich fast augenblicklich im Hotel ein. Aber die Untersuchungen der Ärzte konnten nur bestätigen, daß sie sanft und ruhig dahingegangen war.

Der Tod war durch einen Dolch verursacht worden, der an der vierten Rippe die linke Seite ihrer Brust, die Lunge und das Herz durchbohrt hatte.

Der Mörder Luccheni, der bald nach der Tat verhaftet wurde, hat den Wunsch der Kaiserin nach einem „schnellen schmerzlosen Tod" erfüllt.

* * *

Wir sind nunmehr am Ende unserer Darstellung angelangt und glauben die Fäden aufgedeckt zu haben, die in dieser traurigen Katastrophe wirksam waren. Über die Rollen der einzelnen Personen herrscht wohl kein Zweifel; und ebensowenig lassen die von dem Liebespaare hinterlassenen Briefe einen Zweifel darüber übrig, daß sie im beiderseitigen Einverständnis in den Tod gegangen sind. Auch die Art des Todes des Kronprinzen muß als zweifellos festgestellt gelten.

Das auf Seite 253 abgedruckte Obduktionsprotokoll läßt keinen Zweifel darüber übrig, daß sich der Kronprinz erschossen hat. Diejenigen, die da glauben, auf einen Wink von oben werde alles nach Wunsch bestätigt, irren sich gewaltig. Wissenschaftliche Kapazitäten werden im Bereiche ihrer Wissenschaft nichts bekunden, was sie nicht vertreten können. Das Protokoll der Obduktionskommission muß also als unantastbares Dokument gelten, so lange nicht das Gegenteil bewiesen ist. Wenn wir nun den Selbstmord als bewiesen betrachten, bleibt nun noch die Frage zu erörtern, ob dieser Selbstmord geeignet ist, uns mit den Fehlern Rudolfs zu versöhnen.

Wenn wir seine Fehler als einen Ausfluß krankhafter Veranlagung betrachten, so sind sie der Diskussion überhaupt entrückt. Wir halten es aber für gefährlich, alle Sünden, die auf der Menschheit Höhen begangen werden, mit Krankheit entschuldigen oder verdecken zu wollen. Ebenso wie es eine Realpolitik gibt, kann man auch von einer Real-Ethik sprechen, eine Ethik, welche aus allgemein ethischen Gründen die individuellen Entschuldigungen verwirft. Wir lassen deshalb die Krankheitsfrage, die immer wieder auftaucht, wenn in der Nähe eines Thrones Unrechtes begangen worden ist, außer Spiel. Wir schließen uns aber auch nicht der Ansicht derjenigen an, die da behaupten,

Rudolf habe durch den Selbstmord seine Sündenregister ausgelöscht.

Unsern vollen Beifall haben dagegen die Ausführungen eines Anonymus, der zu dieser Frage schreibt: „Der Selbstmord ist nicht nur vom Standpunkte des Christentums, sondern auch vom Standpunkte der rein menschlichen Moral und der staatlichen Ordnung ein Unrecht. Man kann begangenes Unrecht nicht dadurch sühnen, daß man ein neues Unrecht begeht. Nur in ganz vereinzelten Fällen kann man vielleicht den Selbstmord günstiger beurteilen, in Fällen, wo nach rein menschlicher Berechnung dem Selbstmörder nichts anderes mehr übrig blieb, wo seine Ehre, seine ganze Zukunft vernichtet waren, und er sich von einem Leben und einer Gesellschaft loslöste, der er nichts mehr schuldete."

Daß Rudolf in dieser Lage war, muß bestritten werden. Er kann diese ausnahmsweise Entschuldigung des Selbstmordes nicht für sich in Anspruch nehmen; er hat mit dem Selbstmorde nichts gesühnt, sondern zu seinem begangenen Unrechte noch ein neues hinzugefügt.

Von manchen Seiten wird Rudolf dadurch reinzuwaschen versucht, daß man ihn nicht als Selbstmörder, sondern als Opfer eines Mordes hinstellt. Mit der Darstellung der Odescalchi haben wir uns schon befaßt; daß er ein Opfer Marys gewesen

sein soll, wird durch unsere ganze Schilderung widerlegt, und wir glauben deshalb kein Wort darüber verlieren zu müssen. Noch unsinniger ist die Legende, wonach er am Abend des 29. Januar 1889 bei einem Gelage mit einer Champagnerflasche erschlagen worden sein soll. Als Beweis für den begangenen Mord wird auch der nachstehende, vom König Leopold II. von Belgien an seinen Bruder, den Grafen Philipp von Flandern, gerichtete Brief vom 3. Februar 1889 angeführt:

„Mein Bruder!

Unsere Reise war sehr aufregend, und die Königin hat sie nur mit großer Mühe überstanden. Bis zu unserer Ankunft in Straßburg hat sie nicht einen Augenblick der Ruhe zu pflegen vermocht. Wir sind mit wahrhaften Zuneigungs- und Achtungsbezeigungen auf unserer Fahrt durch Österreich begrüßt worden. In Wien haben wir den Kaiser und die Kaiserin weniger krank und weniger niedergeschmettert gefunden, als wir annahmen. Wir verzichten darauf, die Verzweiflung unserer teueren Stephanie zu schildern. Die Königin hat mit mir vier Stunden hintereinander sofort nach unserer Ankunft an ihrer Seite zugebracht, es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Fassung von dem Selbstmorde bekräftigt und aufrecht

erhalten werde. Es kann in den Augen unserer katholischen Bevölkerung schwierig erscheinen, ein Haus von den Gesinnungen, wie sie das Haus Habsburg hegt, die Version des Selbstmordes bekräftigen zu sehen. Der Selbstmord und der Wahnsinn waren die einzigen Mittel, einen unvergeßlichen Skandal zu vermeiden, dessen Einzelheiten ich meinem Briefe nicht anvertrauen kann, die ich Dir aber in aller Ausführlichkeit am Samstag, Februar 9., erzählen werde. Wir werden am Freitag abend in Brüssel sein, und bis jetzt ist beschlossen worden, daß unsere geliebte Stephanie mit der Erlaubnis des Kaisers uns für einige Zeit dorthin begleiten soll. Teile diesen Brief dem Fürsten von Chimay mit; ich ermächtige Dich dazu, das ist die einzige Mitteilung, die ich seit meiner Abreise gemacht habe. Balduin erweist sich uns als sehr wertvoll und benimmt sich mit einer Würde und einer Zurückhaltung, die mich bezaubert.

Leopold."

Dieser Brief, dessen Authentizität nicht einmal feststeht, beweist in seiner zweifelhaften Fassung gar nichts gegen das Obduktionsprotokoll, das von so vielen Personen unterzeichnet ist. Schließlich braucht man ja nur auf die hinterlassenen Briefe von Rudolf und Mary zu verweisen, um die Halt-

losigkeit der Behauptung eines Mordes darzutun. Welcher Grund läge denn vor, den Mörder straflos ausgehen zu lassen?

Auch ein anderer Brief vom 31. Januar 1889, den Erzherzog Albrecht an einen Freund geschrieben haben soll, wird als Beweis dafür angeführt, daß Kronprinz Rudolf erschlagen worden sei. Auch dieses seltsame Beweisstück möge hier eine Stelle finden. Der Brief lautet:

„Lieber H.!

Der furchtbare Schicksalsschlag, der den Kaiser und uns alle betroffen, hat mein Inneres aufs tiefste erschüttert, selbst der schreckliche Tod meines Kindes konnte mich kaum mehr niederdrücken. Aber eine andere Sache bewegt mich ebenso, nämlich: Daß erst das „Woran" unser Kronprinz gestorben, bestimmt und stabiliert werden soll. Hält man wirklich Selbstmord für das richtige, um das Ärgernis zu verringern? In der Hofburg fand ich keine Gelegenheit, meine Ansicht zu sagen und überhaupt die Sprache darauf zu bringen. Kommen Sie deshalb heute noch zu bekannter Zeit zu mir, um mich zu orientieren, da Sie doch über alles, wie ich annehme, au kait sind. Meine Ansicht können Sie dann auch hören.

Ihr Albrecht."

Die Legende von der Ermordung Rudolfs setzt voraus, daß es zwischen Rudolf und Mary zum völligen Bruch gekommen sei und Mary am Abend des 29. Januar 1889 in Mayerling ein letztes Stelldichein mit Rudolf hatte. Mary soll da auch versucht haben, aus Rudolf größere Mittel herauszupressen, der Kronprinz aber habe sich durchaus hart erwiesen. Der Onkel Marys, er wird in dieser Darstellung Heinrich Baltazzi genannt, war mit einigen Gefährten auch in Mayerling eingetroffen; die Absicht war, Mary in ihren Erpressungsversuchen bei dem Kronprinzen zu unterstützen. Der „Eingeweihte", der diese Mär zum besten gibt, erzählt nun weiter:

„Kronprinz Rudolf unterhielt sich, ehe man sich zur Tafel setzte, es war ja noch lange nicht Essenszeit, ungezwungen mit diesen Herrschaften über gleichgültige Dinge, nahm Gelegenheit, die Vetsera in das Nebenzimmer zu bitten und konferierte dort längere Zeit mit ihr. Als die beiden in das Speisezimmer wieder eintraten, schien Rudolf sehr aufgeregt, während die Baronesse eine erzwungene Heiterkeit, aber Ruhe und Überlegenheit zur Schau trug und ihrem Oheim mit dem Kopfe ein verneinendes Zeichen gab.

Bald darauf setzte man sich zu Tische. Kronprinz Rudolf war während des Essens und nachher, trotzdem die Gäste sehr heiter und sehr aus-

gelassen waren, der Fiaker Bratfisch die Tischmusik machte, einige Lieder sang und pfiff, dann aber abtrat, ruhig, scheinbar niedergeschlagen. Er entschuldigte sich mit Kopfschmerzen. Allgemach aber, besonders als Baltazzi Gelegenheit nahm, ex abrupto das Verhältnis der Vetsera zu dem Kronprinzen näher zu besprechen, und die Vetsera die Rede auf ihre Zukunft brachte und im Falle einer Trennung von Rudolf, von passender Heirat, die durch den Kronprinzen zustande kommen müsse, den Herzog von Braganza hatte sie im Auge, von weiterem gesellschaftlichen Verkehr, von horribeler Abfindung, besonders für ihren Anhang usw. und Skandal sprach, griff der Thronfolger in die Unterhaltung ein. Er erklärte kurz und bündig den Anwesenden, daß er für die Zukunft mit ihnen und sonstigen Personen dieser Art nichts mehr zu tun haben wollte und das Verhältnis mit der Vetsera, wie er ihr heute abend unter vier Augen bereits mitgeteilt, als gelöst betrachte. Als die Gesellschaft eine solche noch nie vernommene Sprache des Kronprinzen hörte, erhob sie sich von ihren Sitzen, ergriff die ausgeleerten Wein- und Champagnerflaschen, fiel über den Kronprinzen, wie auf Kommando her und schlug auf ihn los. Kronprinz Rudolf wußte natürlich nicht, wie ihm geschah. Entschlossen langte er nach dem in seinem Jagdrock befindlichen Revolver und feuerte im

Drange der Gefahr aus Notwehr zwei Schüsse, mehr vermochte er nicht, gegen die Angreifer ab, ohne eine bestimmte Person aufs Korn zu nehmen. Ein Schrei ertönte, und Mary Vetsera stürzte tot zu Boden.

Als dies die Komplizen sahen — Baltazzi war durch den zweiten Schuß leicht verwundet — hieben sie mit vollen und vereinten Kräften erst recht auf den Kronprinzen ein, so lange, bis auch er entseelt am Boden lag.

Ohne ein Wort zu sprechen, entkleideten die Mörder die Leichen, überführten sie in das an den Speisesaal anstoßende Schlaf- und Arbeitszimmer und legten den Revolver auf das an der linken Seite des kronprinzlichen Bettes befindliche Nachtkästchen.

Der Skandal, der Schuß, nichts wurde von der Dienerschaft gehört. — Es war schon spät am Abend des 29. Januar, der neue Tag begann heraufzuziehen (? !).

Sachte und ruhig, unbehelligt und unbemerkt entfernten sich die Mörder und jagten durch die Frühe."

Diese Darstellung, welche wir der Vollständigkeit halber wiedergegeben haben, um die am meisten verbreitetsten Fabeln über Rudolfs Tod unsern Lesern vorzuführen, erkennt jeder sofort als pure Erfindung. Der Charakter Marys ist in dieser

Darstellung durchaus falsch gezeichnet, denn Mary war keine Erpresserin. Auch widersprechen die von dem Liebespaare hinterlassenen Briefe dieser Fabel gründlich. Wir glauben mit unserer Darstellung die einzig richtige Schilderung des Liebesdramas gegeben zu haben.

Wir sehen es voraus: Es wird noch viel, sehr viel über das Drama von Mayerling geschrieben oder richtiger gesagt, erfunden werden, bis einstens in einer Zeit, wo die Macht des Muckertums gebrochen ist, die Geschichte auch dieses Dunkel aufhellen wird. Wir wünschen, daß diese Zeit recht nahe wäre, denn wir sind überzeugt, daß dann unsere Darstellung jeder kritischen Beleuchtung standhalten und alle „Enthüllungen" überdauern wird.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der offizielle Schluß.

Der Leichnam des Kronprinzen wurde nach der Obduktion eingesargt.

Es war ein trüber Wintertag, der 30. Januar 1889, als der Leichenwagen vor dem Jagdschlosse zu Mayerling hielt. Das Tor öffnete sich, und Prinz Philipp von Koburg und Graf Hoyos, der nach Abstattung seines Berichts sogleich nach Mayerling zurückgekehrt war, erschienen. Beide waren barhaupt und schwarz gekleidet, genau wie die ganze Dienerschaft, welche geweihte Kerzen in den Händen hielt.

Sechs Jäger, die zur speziellen Dienerschaft des Kronprinzen gehört hatten, trugen den langen, schmalen, schwarzen und ganz schmucklosen Sarg, der die letzten Überreste des Thronfolgers barg, auf ihren Schultern. Der Stolz des Kaiserreiches wurde wie der Insasse eines Armenhauses aus der Stätte seines letzten Wirkens geholt.

In lautloser Stille setzten die Jäger den Sarg auf den Leichenwagen, Prinz Philipp, Graf Hoyos und einige kaiserliche Beamte stiegen in die ebenfalls schwarz und düster von der schneeigen Umgebung sich abhebenden Wagen, die ihm folgten, und der kleine Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Eine Weile rollten die Wagen langsam in der nunmehr völlig hereingebrochenen Dunkelheit durch den tiefen Schnee, bis Prinz Philipp, dessen Nerven durch die entsetzlichen Erlebnisse der letzten Tage auf das höchste gespannt waren, das Fenster seines Wagens herabließ und dem Kutscher des voranfahrenden Leichenwagens zurief: „Trab, Mann, um Gottes willen, Trab! Wir werden ja noch alle verrückt, wenn das so weiter geht!"

Jener gehorchte, und im Trabe ging es nunmehr bis Baden, wo der Sarg in einen schon bereitstehenden Extrazug geladen wurde, den auch das kleine Leichengefolge bestieg. Vom Bahnhof wurde in der Nacht der Sarg nach der Hofburg gebracht, der Leichnam in den früher von dem Kronprinzen bewohnten Zimmern herausgenommen und auf das Bett desselben gelegt.

Von hier aus wurde die Leiche dann nach der Kapuzinergruft gebracht, in der alle Habsburger ruhen. Der Kaiser und sämtliche in Wien anwesenden Erzherzöge folgten dem Sarge. Um das andringende Volk zurückzuhalten, war von den

Truppen Spalier gebildet worden. Dumpfer Trommelwirbel begleitete den Trauerzug, und die Offiziere salutierten mit gesenktem Säbel, während aus den dichtgedrängten Reihen des seinem Kaiserhause so treu ergebenen Volkes Seufzer und Schluchzen herüberdrangen.

Eine erschütternde Szene spielte sich noch in der Gruft ab. Der Kaiser, der bis dahin mühsam seine Fassung bewahrt hatte, eilte, als er abweichend von dem sonstigen Zeremoniell, das den Eintritt des Trauergefolges in die Gruft nicht gestattet, mit den Erzherzögen dieselbe betreten hatte, auf den Katafalk zu, auf dem der Sarg ruhte, und vor demselben niederknieend, barg er sein tränenüberströmtes Antlitz in seine Hände. Es dauerte eine geraume Weile, bis er sich wieder erhob und die Gruft verließ. Dann richtete, dem Zeremoniell gemäß, der Oberhofmeister Fürst Hohenlohe an den Pater Guardian die Frage: „Erkennst du in diesem Leichnam denjenigen des durchlauchtigsten Erzherzogs, Kronprinzen Rudolf von Österreich?"

Auf das leise „Ja!" des Paters Guardian übergab er ihm dann den Leichnam „zur ewigen Fürsorge", und die Gruft schloß sich hinter dem unglücklichen Prinzen.

Am 5. Februar 1889 erschienen nachstehende drei Kundgebungen des unglücklichen Kaisers Franz Joseph:

„Lieber Graf Taaffe!

Es ist Mir ein wahres Herzensbedürfnis, Mich noch in den Tagen schmerzlichster Trauer unmittelbar an Meine geliebten Völker zu wenden, um ihnen allen für die zahllosen Beweise von rührender Anhänglichkeit und pietätvoller Treue Meinen innigsten unversiegbaren Dank zu erkennen zu geben. Zu dem Ende erhalten Sie in der Anlage diese Meine Ansprache, deren zweckentsprechende Verlautbarung Sie veranlassen wollen.

Franz Joseph."

An meine Völker!

Der schwerste Schlag, welcher Mein Vaterherz treffen konnte, der unersetzliche Verlust Meines teuren, einzigen Sohnes, hat Mich, Mein Haus und Meine Völker mit tiefster Trauer erfüllt. Im Innersten erschüttert, beuge Ich Mein Haupt in Demut vor dem unerforschlichen Ratschlusse der göttlichen Vorsehung und flehe mit Meinen Völkern zu dem Allmächtigen, daß er Mir die Kraft verleihen möge, in der gewissenhaften Erfüllung Meiner Regentenpflichten nicht zu erlahmen, sondern dieselbe Richtung im Auge, deren unveränderte Festhaltung nach wie vor für die Zukunft gesichert ist, mutig und zu-

versichtlich auszuharren in den unablässigen Bemühungen um das allgemeine Wohl und die Erhaltung der Segnungen des Friedens.

Es hat Mir Trost gewährt, Mich in diesen Tagen des herbsten Seelenschmerzes von der allzeit bewährten herzlichen Teilnahme Meiner Völker umgeben zu wissen, und von allen Seiten, aus allen Kreisen, von nah und fern, von Stadt und Land, die mannigfaltigsten und rührendsten Kundgebungen dieser Teilnahme zu empfangen.

Mit inniger Erkenntlichkeit empfinde Ich es, wie das Band gegenseitiger Liebe und Treue, welches Mich und Mein Haus mit allen Völkern Meiner Monarchie verbindet, in Stunden so schwerer Heimsuchung nur an Stärke und Festigkeit gewinnt, und so ist es Mir ein Bedürfnis, in Meinem Namen und im Namen der Kaiserin und Königin, Meiner heißgeliebten Gemahlin, dann im Namen Meiner tiefgebeugten Schwiegertochter für alle diese Kundgebungen liebevollen Anteiles an Unserer Trauer aus vollem Herzen zu danken.

Mit diesem tief empfundenen Danke rufe Ich mit Meinen treuen Völkern Gottes gnädigen Beistand an, zu fernerem Zusammenwirken mit vereinten Kräften zum Heile des Vaterlandes."

„Armeebefehl.

Es hat Meinem tiefgebeugten Herzen unendlich wohlgetan, in den Tagen der schweren Prüfung, welche die göttliche Vorsehung Mir auferlegte, von Meinem Heere, Meiner Kriegsmarine und Meinen beiden Landwehren neue Beweise unverbrüchlicher Treue und pietätvoller Hingebung empfangen zu haben.

In wahrhaft würdiger und herzlicher Weise haben die Angehörigen Meiner bewaffneten Macht den Gefühlen der Trauer und des Schmerzes um Meinen teuren Sohn Ausdruck verliehen.

Aus den entferntesten Marken Meines Reiches sind ihre Vertreter, dem Drange des Herzens folgend, nach Wien geeilt, um dem teuren Dahingeschiedenen ihre Pietät zu bezeugen, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und um zu manifestieren, daß Leid und Freud Meines Hauses, in Meinem Heere und in Meiner Kriegsmarine, sowie in den Reihen Meiner Landwehren allezeit einen lauten Widerhall findet.

Ich entbiete hierfür allen Meinen innigsten Dank.

Nach wie vor schlägt Mein Herz für jeden einzelnen Meiner gesamten bewaffneten Macht, mit Stolz blicke Ich auf sie herab, und auch in

Zukunft bleibt ihr Meine ganze Liebe und Fürsorge gewahrt."

Weiter erschien ein fast gleichlautender Flottenbefehl.

Ewig denkwürdig werden für jedermann die Worte in Erinnerung bleiben, welche der Kaiser auf die Ansprache des Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, sichtlich bewegt, nach Fassung ringend, tränenden Auges und zum Schlusse mit durch Schluchzen unterbrochener Stimme entgegnete:

„Ich danke dem Abgeordnetenhause," sagte der Kaiser, „auf das innigste und herzlichste für die warme Teilnahme, welche dasselbe anläßlich des Hinscheidens Meines teuren Sohnes bekundet hat.

Alle Völker der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder haben bei diesem Anlasse Mir so viel Liebe und Treue, so viel echt österreichischen Patriotismus, so viel Anhänglichkeit an die Dynastie — Ich betone nachdrücklich an die Dynastie — bewiesen, daß Mir dies nächst dem Gedanken an den Allmächtigen der größte Trost in Meinem schweren Leiden ist.

Ungeachtet des harten Schicksalsschlages, werde Ich Meine Regentenpflichten nach wie vor treu und gewissenhaft erfüllen. Sagen Sie also dem Abgeordnetenhause Meinen wärmsten Dank für dessen Teilnahme, sowie auch den Dank der Kaiserin und Meiner Schwiegertochter.

Wie viel Ich in diesen schweren Tagen Meiner innigstgeliebten Frau, der Kaiserin zu danken habe, welch große Stütze sie Mir gewesen, kann Ich nicht beschreiben, nicht warm genug aussprechen. Ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß er Mir eine solche Lebensgefährtin gegeben hat.

Sagen Sie dies nur weiter; je mehr Sie es verbreiten, um so mehr werde Ich Ihnen danken."

Bald nach der Bestattung des Kronprinzen begab sich der Kaiser mit der Kaiserin und Prinzessin Stephanie nach Budapest, wo er die Trauerkundgebungen des ungarischen Volkes entgegennahm.

Die Seelenstärke des Kaisers, die Kraft seiner Selbstüberwindung trat in diesen Tagen der Trauer an den Tag. Schon am 19. Februar erteilte er in Budapest allgemeine Audienzen, und widmete die ganze Zeit von der Ankunft in Ungarn an den Regierungsgeschäften. Inmitten seiner Familie verblieb der Kaiser bis 15. April in Budapest, ging hierauf nach Ischl und kehrte gegen Ende April nach Wien zurück.

Auf Elisabeth hatte der Tod Rudolfs einen furchtbaren Eindruck gemacht. Niemals, selbst in der Zeit nicht, welche sie nach der Flucht aus Wien von ihrem Gatten getrennt zubrachte, war sie so in sich verschlossen gewesen, als jetzt. Selbst im

eifrigen Gebet fand sie nicht den Trost, den sie von demselben erhoffte. Die schönen Züge ihres Antlitzes schienen wie versteinert; jetzt mehr als je glich sie jener Statue der Niobe. Auch in ihrem Antlitz bildete sich, als erst einmal die düstere Starrheit aus demselben geschwunden war, jener rührende Zug der schmerzensvollen Entsagung, der Ergebenheit in den Willen des höchsten Wesens aus, der jenem Kunstwerk den geheimnisvollen Reiz verleiht, den es auf jedes fühlende Herz ausübt.

Sie schenkte damals ihre sämtlichen Schmucksachen ihren beiden Töchtern, nur einige Armbänder behielt sie, die sie vom Kaiser erhalten hatte und von denen sie sich nie trennte. Es waren Brillanten auf goldenen Spiralen, die so leicht sich ausdehnen ließen, daß die Kaiserin dieselben, ohne sie zu öffnen, über die Hand ziehen konnte.

Ein Bild des Jammers entwirft Clara Tschudi von der Kaiserin. Sie war heldenmütig gewesen, als das Unglück über sie hereinbrach. Aber nach der Selbstbeherrschung der ersten Wochen trat die Reaktion in Ausbrüchen herzzerreißender Verzweiflung ein.

Nach der Auffassung der Menge war ihr Wesen lange voller Widersprüche und sonderbar gewesen. Jetzt sagte sie selbst, sie besäße nicht mehr „weder die Kraft zu leben noch den Wunsch zu sterben".

Die Berliner Blätter schrieben, sie sei geisteskrank geworden. Darin irrten sie sich. Aber wenn sie es nach einem solchen Schlage geworden wäre, so hätte dies die Welt nicht zu überraschen brauchen. Zu dieser Zeit war es, wo die Ärzte die ersten Spuren einer Herzkrankheit an ihr entdeckten, an der sie dann bis zu ihrem Tode litt.

Wenn ihre Dienerschaft in das Vorgemach zu den Zimmern eintrat, in denen sie sich aufhielt, so konnte sie die trostlose Mutter drinnen schluchzen hören. Ihre Scheu, ihre Leiden der Außenwelt zu zeigen, ward immer größer.

Öfter als jemals flüchtete sie vom Hofe hinweg.

Die Kronprinzessin Stephanie wollte sie niemals wieder vor ihren Augen sehen; sie maß ihrem Verhalten die Schuld an Rudolfs Wandel und Schicksal bei. Auch seine Tochter, die Erzherzogin Elisabeth, duldete sie nicht in ihrer Nähe; es war ihr peinlich, dieses Kind zu sehen, das das Wesen seines Vaters und zum Teile die Züge seiner Mutter geerbt hatte.

Das Volk sah sie nicht mehr, die Aristokratie fast ebensowenig. Wenn sie in Wien auftauchte, bewohnte sie ihre alten Gemächer in dem sogenannten „Amalienhof" in der Burg nicht mehr. Es beherrschte sie die Erinnerung an jenen Tag, wo sie dem Kaiser die Nachricht hatte überbringen

müssen, die ihm kein anderer zu überbringen gewagt hatte.

Der sie umgebende Kreis ward immer enger. Mehr und mehr scheute sie den Anblick der Menschen. Sie erteilte die strengsten Befehle, daß man neugierige Blicke von ihrem Wege fernhielt. Ja, sie verletzte durch ihren Hang nach Einsamkeit sogar ihren Gatten und ihre Kinder.

Selbst ihr Lieblingsschloß in Lainz konnte sie jetzt kaum noch einige Wochen festhalten. Nach Ungarn kam sie auch seltener als früher, und sie blieb niemals länger als einen Monat dort. Die Rosen welkten in ihrem Gartensaale auf Gödöllö, und über ihren Reitbahnen war längst Gras gewachsen.

Schon früher hatte die Reiselust sie beherrscht. Jetzt ward diese zu einem Fieber, das sie unablässig von Ort zu Ort trieb. Sie flatterte wie ein friedloser Vogel in der Welt umher, der keine Ruhe finden konnte.

Von Zeit zu Zeit besuchte ihr Gemahl sie auf diesen ununterbrochenen Reisen; und dann schien sie für einen Augenblick aufzuleben. Aber kaum war er wieder fort, so verfiel sie in eine noch düstrere Schwermut. Sie trug immer Trauerkleidung, sie war immer niedergebeugt; wo sie sich zeigte, erschien sie als ein Bild des Kummers.

Die Stätte des unseligen Dramas, das Jagd-

schloß Mayerling, wollte Kaiser Franz Joseph vom Erdboden verschwinden lassen. Schließlich überlegte er es sich und beschloß, es in ein Kloster umzuwandeln. Er kaufte es aus dem Nachlasse seines Sohnes, der das Schloß seiner Tochter vermacht hatte, um rund 200 000 Gulden. — Das ganze Schloß und alle Wirtschaftsgebäude wurden vollständig umgebaut und dann dem Orden der büßenden Karmeliterinnen zum Geschenke gemacht, welchem Orden noch für ständiges Messelesen und zur Erhaltung des Klosters ein Betrag von 50 000 Gulden überwiesen wurde, auch der Umbau beanspruchte eine Summe von noch ungefähr 500 000 Gulden.

Trotzdem der Neubau in demselben Stile ausgeführt ist wie das Jagdschloß Mayerling und auch die Fassade des Schlosses möglichst genau nachgeahmt wurde, erkennt der heutige Beschauer in dem Kloster Mayerling das Jagdschloß doch nicht wieder. Dies ist durch die vollständige Umgestaltung des Schlosses zu erklären. Der frühere linke Flügel, wo sich die Wohnräume Rudolfs befanden, bildet jetzt die Mitte des Komplexes. Das Sterbezimmer des Kronprinzen beabsichtigte man in eine Kapelle zu verwandeln. Da aber dies Zimmer zu diesem Zwecke zu klein war, sah man sich genötigt, im Innern des Schlosses eine Scheidewand zu entfernen und von außen einen

Anbau anzubringen, der in rein gotischem Stil gehalten und mit einem Türmchen geschmückt wurde. Ein von vier Syenitsäulen getragenes Vordach überdeckt das Tor, das sich in dem Anbau befindet und von den Statuen des heiligen Johannes von Kreuz und der heiligen Theresia flankiert wird. Durch dieses Tor gelangt man von der Straße aus direkt in die Kapelle. Hoch über dem Vordach ist ein großes Spitzbogenfenster angebracht, und die ganze Fassade ist in Haustein ausgeführt. Rechts vom Eingang der Kapelle bemerkt man zwei Marmortafeln, die folgende Inschriften tragen; die eine:

„Erbaut im Jahre 1889 aus allerhöchsten Privatmitteln Sr. k. und k. apostolischen Majestät Franz Joseph I."

und die andere:

K. k. Hofsekretär H. Schemfil, H. Schmalzhofer, Baumeister.

(H. Schemfil entwarf die Pläne, und Stadtbaumeister Schmalzhofer leitete den Bau.)

Der Garten, der sich zu Rudolfs Lebzeiten um das ganze Schloß herumzog, wurde beträchtlich verkleinert, damit man freien Zutritt zur Kapelle habe. Die alte Mauer, die früher den rechten Flügel des Schlosses längs der Zufahrtstraße um-

gab, riß man nieder und erbaute dafür eine neue, die sich jenseits des Kirchenportals hinzieht. So kommt es, daß das Kloster Mayerling einen ganz anderen Eindruck macht als früher das Jagdschloß, und kaum vermögen diejenigen, denen das Jagdschloß wohl bekannt war, die alten Umrisse zu erkennen, die zum Teil nur verwischt sind; besonders die Klosterkirche, in die das Sterbezimmer Rudolfs umgewandelt ist, trägt dazu bei, dem Auge des Beschauers ein ganz anderes Bild zu bieten.

Die Breite des Innenraumes dieser Kapelle entspricht der Breite des Sterbezimmers vollständig, hingegen ist die ursprüngliche Länge um die Hälfte vergrößert worden. Trotzdem hat der Raum bei 7,30 Meter Breite eine Länge von nur 15 Metern, welche Raumbeschränkung durch die Pietät geboten war. Um aber dem Platzbedürfnis der Kirchenbesucher Rechnung zu tragen, wurde ein sehr breites Mittelschiff angelegt. Die Ausschmückung der Kapelle ist, obgleich einfach erscheinend, doch überaus kostbar. Sechs Säulen aus geschliffenem Granit tragen die im Spitzbogen gewölbte Decke. Der gotische Hauptaltar ist aus istrianischem Marmor gehauen und befindet sich gegenüber dem Portal, und zwar genau auf der Stelle, wo das Sterbebette Rudolfs stand. Zahlreiche kostbare Votivfenster, zum

größten Teile von Mitgliedern des Kaiserhauses gestiftet, gewähren dem Lichte Eintritt und schmücken das hohe Gotteshaus.

Der westliche Anbau des früheren linken Flügels ist jetzt um ein Stockwerk erhöht worden, und ein neuer rechter Flügel in nordöstlicher Richtung wurde noch angebaut. Dieser neue Bau ist zwei Etagen hoch und hat zwölf Fenster in der Seitenfront. In diesem Flügel wohnen die Ordensfrauen, während sich im linken Flügel die Fremdenzimmer befinden. Das Kloster hat 21 Zellen für die Ordensschwestern, zwei Oratorien für den Hof, ein Refektorium, den Chor und den Vorchor, eine Krankenkapelle, Priesterwohnung, Büchersaal usw.

Vom alten Schlosse ist nur noch der hintere Teil, der sogenannte „Elisabeth-Trakt", unverändert geblieben. Es ist dies ein richtiges Gebäude, das eher einem Landhause, als einem Schlosse gleicht. Die alte Schloßkirche, die man früher über die Mauern Mayerlings emporragen sah, ist völlig niedergerissen worden, um Platz für die Klostergruft zu erhalten die 48 Grabstellen hat, denn die eigentümliche Lage des Schlosses, die Boden- und Trinkwasserverhältnisse sprachen gegen die Anlegung eines Friedhofes. Ebenso wie der „Elisabeth-Trakt" blieb der Rest des Gartens mit dem „Kaffeepavillon", einem

aus Stein gemauerten, geschmackvoll verzierten Gartenhaus, unverändert. Die Nebengebäude des Schlosses, der sogenannte Mayerlinghof, wurden in eine Versorgungsanstalt für arbeitsunfähige Waldleute umgewandelt, und zwar brachte man zwölf Waldläufer aus den benachbarten Revieren unter.

Am 15. Oktober 1889, am Tage der heiligen Theresia, hielt die Oberin des neuen Klosters, Schwester Maria Euphrosina Kaufmann, in Begleitung von 21 Karmeliterinnen ihren Einzug. Die Kapelle und der Neubau wurden in aller Stille am 1. November 1889 durch den Hofburgpfarrer Mayer geweiht. Die Kapelle erhielt den Namen Josephskapelle. Am folgenden Tag, Allerseelen, wurde das erste Requiem in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph administriert. Auch Elisabeth besuchte häufig die Sterbekapelle ihres Sohnes. Wenn sie in Wien weilte, fuhr sie oft in den Wiener Wald, um in Mayerling ein kurzes Gebet zu verrichten, und niemals trat sie in der letzten Zeit eine Reise an, ohne daß sie nicht die Josephskapelle in Mayerling besucht hätte. Rudolfs Witwe, Stephanie, ist aber in Mayerling niemals gesehen worden.

Die Verwaltung des Mayerlinghofes, wozu noch eine ausgedehnte Landwirtschaft gehörte, und die Oberaufsicht über die Verpflegung der zwölf

Forstleute, die auch noch mit einer Pfründe bedacht waren, wurde einem früheren Diener Rudolfs, namens Zwerger, anvertraut. Doch stellte es sich mit der Zeit heraus, daß ein ganz unverhältnismäßiger Kostenaufwand nötig war, um alles in gutem Stand zu halten. Der Kaiser sah sich daher veranlaßt, teils aus Sparsamkeitsrücksichten, teils aus rein praktischen Gründen, auch die Nebengebäude dem Kloster zu schenken. Gern erklärte sich die Oberin bereit, die Verwaltung der Ökonomie und der Aufsicht über die zwölf Versorgten vorzustehen, und wurde ihr zur Bestreitung der entstehenden Kosten eine neue Stiftung in Höhe von 150000 Gulden überwiesen.

Man muß gestehen, daß Kaiser Franz Joseph dem Andenken seines teuren Sohnes große Summen widmete. Fast eine Million kostete es, das Jagdschloß Mayerling in ein Kloster umzuwandeln, aber es ist ein würdiges Denkmal väterlicher Trauer geworden.

Ungeheures Aufsehen erregen die

Beichten eines praktischen Arztes

Irrungen und Fehlschlüsse.

Erinnerungen von W. Weressajew.

Preis gebunden 6 Mark.

Mit wahrhaft verblüffender Offenheit geißelt der Verfasser die offen zu Tage liegenden Mängel und Schäden des medizinischen Studiums, der Schulmedizin und der ganzen ärztlichen Praxis, deren Geheimnisse mit überängstlicher Sorgfalt bis jetzt behütet wurden. Ergreifend sind die Schilderungen von Krankengeschichten und Operationen, rührend die Selbstanklagen, die der Verfasser gegen sich erhebt, von wohltuender Wärme und Offenheit die klare Zeichnung der intimsten Fragen aus dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, die sowohl den Fachmann wie den Laien auf das lebhafteste bewegen, so daß wir, von Seite zu Seite mit größerer Spannung fliegend, am Schluß jeden Kapitels — oft erschüttert — ausrufen: Ja, so ist es, so und nicht anders, hier muß Wandel geschaffen werden!

Kein Wunder, wenn diese offenherzigen Schilderungen, diese rücksichtslose Aufdeckung der Krebsschäden der Medizin einen wahren Sturm der Entrüstung in ärztlichen Kreisen hervorgerufen haben.

Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig.

Bisher in Österreich verboten gewesen!

Kaiserin Elisabeth

die Märtyrerin auf dem Kaiserthrone im Spiegel der Wahrheit

von

Stephan Maroszy

4. bis 7. Tausend

Ladenpreis 6 M., gebunden 7 M. 50 Pf.

Seltsam erglänzt das Bild Elisabeths in der Geschichte. Die bisher erschienenen Bücher über die Kaiserin Elisabeth sind stets mit höfischem Beiwerk phantasievoll ausgeschmückt, und darum vollbrachte Stephan Maroszy, ein gründlicher Kenner des Wiener Hofes, eine mannhafte Tat, daß er uns mit größter Offenheit Einblick in das Seelenleben der hohen Frau gewährt. Verschlossen gegen Klatsch und Übertreibungen, frei von tendenziösen Aufbauschungen, gibt er unparteiisch an der Hand der Tatsachen Aufschluß über die Psyche einer Herrscherin, die zu Höchstem berufen schien.

Endlich erfährt die Welt die ungeschminkte Wahrheit über die Kaiserin Elisabeth von Österreich, welche bisher der großen Masse aus politischen Motiven vorenthalten wurde. Dem Eingeweihten bekannte Tatsachen finden nunmehr ihre freimütige Erörterung.

Leipziger Verlags-Comptoir, Leipzig

Nürnberger Straße 57

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Duke University Libraries
D02529294X